Zc. VII. 81/a

Wilh. Waiblingers gesammelte Werke,

mit des Dichters Leben

von

H. v. Canitz.

1. Lieferung

oder:

Erster Band, erste Abtheilung.

Zweite Gesammtausgabe.

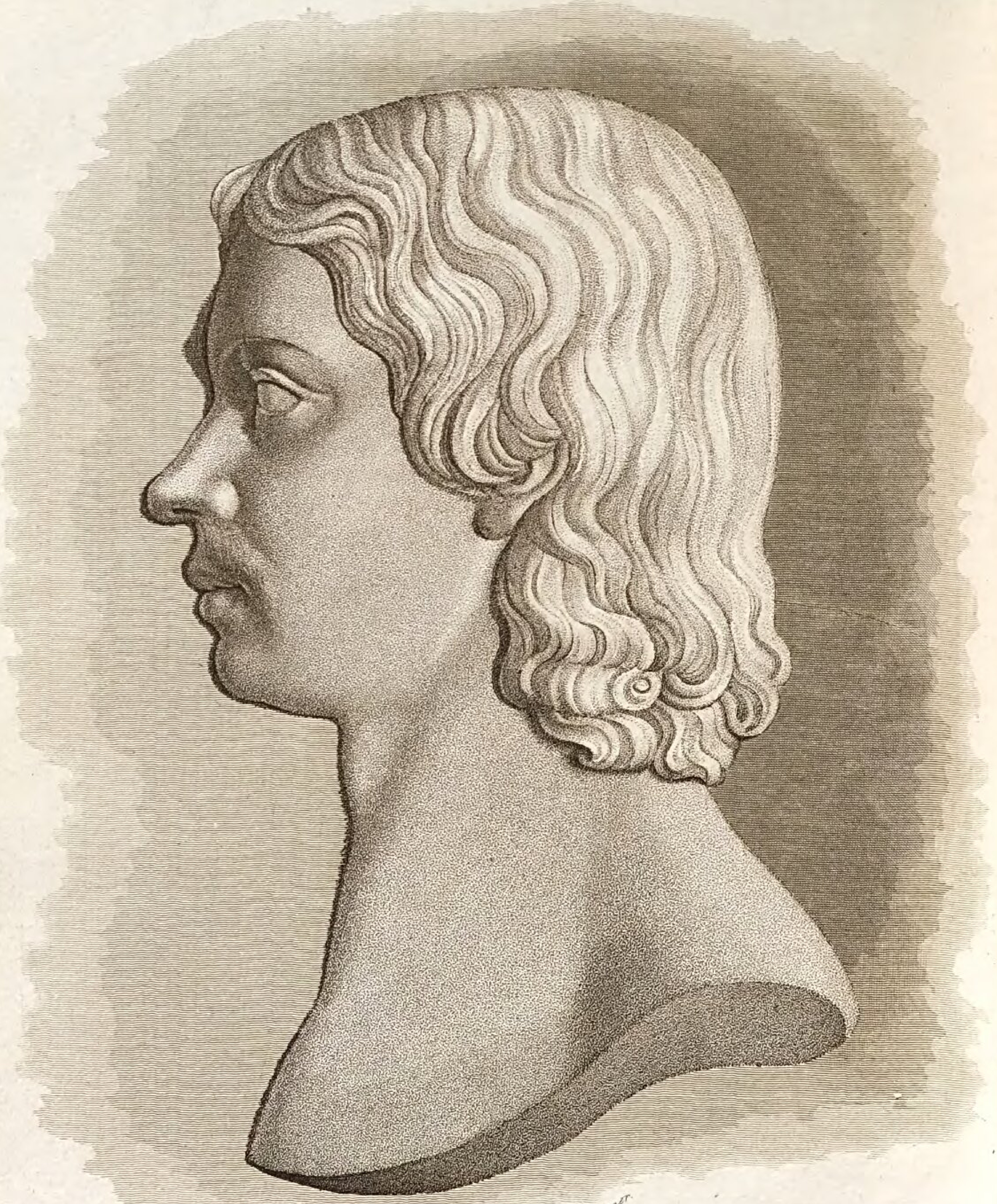
Mit Kupfern.

Hamburg
Verlag von Georg Heubel
1842.

An das Publikum.

Wir beehren uns hiermit, dem Publikum die Werke unsers Dichters in der zweiten Ausgabe wieder vorzuführen. Die Verpflanzung und Entwicklung seines Genius auf fremdem Boden, sein jäher Tod in bester Manneskraft (gleich Platen) in Italien, die Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit seiner Schriften, in den Organen einer sich überfluthenden Tagsliteratur zerstreut und zerstückelt, entzogen einen der ersten deutschen Autoren lange dem Auge des größern Publikums, nachdem ihn die Kritik längst gewürdigt und unter den großen Geistern seiner Zeit **Waiblinger** seinen Platz angewiesen hatte.

Was aber in immer weiteren Kreisen **Waiblinger** bekannt und anerkannt werden ließ, war diese unsere Gesammtausgabe, die den genialen Menschen und Dichter zum erstenmal als Ganzes der deutschen Nation vorführte. Wir füllten damit eine Lücke in jeder klassischen Bibliothek, in unserer Literaturgeschichte. —



Nach einem Basrelief von T. Wagner.

W Waiblinger

Wilh. Waiblingers

gesammelte Werke,

mit des Dichters Leben

von

H. v. Canitz.

Erster Band.

Zweite rechtmäßige Gesammtausgabe.

Mit Kupfern.

Hamburg

Verlag von Georg Heubel

1842.

Wilh. Waiblingers
gesammelte Werke,

mit des Dichters Leben

von

H. v. Canitz.

Erster Band.

Zweite rechtmäßige Gesammtausgabe.

Mit Kupfern.

Hamburg
Verlag von Georg Heubel
1842.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Vor zwei Jahren konnten wir dem, von vielen achtungswerthen Männern laut gewordenen Wunsche entsprechen, die lange schon zerstreuten Schriften unsers Dichters in einer Gesammtausgabe vereinigt zu sehen.

Das gebildete Publikum hat unser Unternehmen mit Wohlwollen aufgenommen und der Erfolg übertraf unser Erwarten.

Um so mehr aber halten wir es jezt für angemessen, eine neue Ausgabe zu veranstalten, als Verehrer unsers **Waiblingers** uns darauf aufmerk-

sam machten, daß eine wohlfeilere Ausgabe sicherlich zur Verbreitung des genialen, noch zu wenig bekannten deutschen Schriftstellers wesentlich beitragen würde.

Diesen Aeusserungen glauben wir nun durch diese zweite mit Kupfern versehene, indeß wenig veränderte Ausgabe entsprochen zu haben.

Am Gründonnerstag den 24. März 1842.

Inhalt.

Vorwort I
Waiblingers Leben 1
Die Britten in Rom. Erste Abtheilung 171

Waiblingers Leben.

Wenn schon die Lebensbeschreibung jedes berühmten Mannes, der außerordentliche Schicksale erlebte, in denen sich vielleicht das Bild der Zeit abspiegelt, wenn die Zeichnung seines Charakters und seiner Thaten dem lesenden Publikum von Interesse seyn muß, so hat die Biographie eines Schriftstellers, und namentlich eines Schriftstellers der schönen Literatur noch ihr besonderes Bewenden, und ihr Zweck ist ein doppelter, wie auch die Anforderungen, die man an eine solche macht, zweifach sind. Sie soll uns nicht nur sein Leben und seine Schicksale, seine Schmerzen und Freuden abspiegeln, sie soll nicht das seyn, was sogenannte Memoiren sind, eine Darstellung des bloßen factischen materiellen Lebens und dessen Ergebnisse, sondern sie soll tiefer eindringen in das Denken und Fühlen, in das Wachen und Träumen, mit einem Wort in das innerste Herz des Dichters, denn nur dann mag der Leser ganz verstehen, was jener mit seinen Dichtungen sagen wollte, die ihm sonst oft wie Hieroglyphen vor den Augen

herumschweben, deren äußere Form er sieht, ja deren Zusammenhang er dunkel ahnet, aber den klaren Sinn, das eigentlich Ergreifende und Wahre für das menschliche Herz nicht zu fassen versteht, weil er die Motive nicht kennt, aus denen die poetischen Schöpfungen entstanden, weil er nicht weiß, wie der Dichter gerade dieses schreiben mußte, um sich mit sich selbst zu versöhnen, denn jede wahre und schöne Dichtung ist nicht ein unwillkürlich von der Laune hervorgerufenes Produkt des Geistes, wie man sich oft einbildet, sondern es ist ein Kind, das, genährt von den edelsten Nahrungsstoffen der Mutter Poesie, die es vom Geist empfangen hat, im mütterlichen Schooße sich ausbildete, und nach den Regeln der Natur zu der bestimmten Zeit das Licht der Welt erblicken mußte. Aber wie nur die liebende Mutter ihr Kind so ganz versteht, und ihr jeder Blick, jedes Lächeln, jede Thräne sagt, was das Kind fühlt und will, und doch kaum zu stammeln vermag, so mag der Leser manchen Autor nur dann ganz auffassen, wenn er in den Ideengang und die Gefühle desselben eingedrungen ist, die von den äußern Anklängen des Lebens hervorgerufen wurden.

So will ich denn versuchen, ein treues Bild des Lebens und der Seele unseres Dichters zu entwerfen, wozu wir diejenigen, die dem Verstorbenen hier am nächsten standen, seine Eltern und seine Freunde die thätigste Hülfe nicht versagten, wofür ich denselben hier in meinem und des Publikums Namen den herzlichsten und aufrichtigsten Dank zurufe.

Von der ersten Lebensperiode unseres Dichters, ich meine von seiner Geburt bis zum Schlusse des 14. Jahres, will ich hier nur eine kurze Skizze geben. Nicht etwa, als ob die Kinderjahre Waiblingers nicht schon so manches Interessante für den aufmerksamen Beobachter darböten, denn gerade die Jahre der Kindheit sind für den Dichter von der größten Wichtigkeit, weil jeder Eindruck in das weiche kindliche Gemüth bleibender ist, weil die Phantasie des Kindes, wenn auch ungeregelt, doch am aufgeregtesten, am empfänglichsten ist, und Erziehung und frühere Gewöhnung oft die Richtschnur geben, an der sich der Geist noch in spätern, ja in den spätesten Jahren festhält, also nicht die Meinung, eine Schilderung der frühern Lebensjahre unsers Autors sey den Lesern uninteressant, bewegt uns zu einer kurzen Darstellung der ersten Lebenszeit, sondern wir wollen Waiblinger selbst sprechen lassen, denn er schrieb eben von dieser Zeit eine Autobiographie, in der er sich selbst mit eben so viel Geist als Wahrheit zeichnete. Ich will daher meiner Skizze diese Autobiographie anreihen, und wo die letztere endigt, den Faden wieder anknüpfen, um dann ausführlich die spätern Lebensperioden zu beschreiben.

Wilhelm Friedrich Waiblinger wurde am 21. November 1804 zu Heilbronn geboren, wo sein Vater bei der Landvogtei angestellt war, und schon damals wie auch später im Drange der Geschäfte weniger Gelegenheit fand, seine Zeit dem Sohne zu widmen, der schon in der zartesten

Jugend einen aufgeweckten Geist und lebhafte Phantasie verrieth. Der Vater, ein eifriger und thätiger Geschäftsmann, die Mutter, eine Frau von strenger Rechtlichkeit und Religiosität, liebten beide den bis dahin noch einzigen Sohn so innig, daß sie schon in der frühesten Kindheit den Keim zu allem Guten und Schönen ihm in die Seele zu legen suchten, aber den meisten Einfluß hatten wohl die Großeltern mütterlicher Seite, die sich ausschließlich mit ihrem Enkel beschäftigten.

Wenn der Großvater durch sein gütiges Wesen bald die Seele des Kindes für sich zu gewinnen wußte, und ihm spielend die Kenntnisse beibrachte, die andere Kinder erst in späteren Jahren durch einen verkehrten Unterrichtsplan in langer Zeit sich zu eigen machen, so wirkte die Großmutter schon damals durch Erzählung von Mährchen und Wundern, durch Anschauung von merkwürdigen Bildern und mechanischen Arbeiten, die alle etwas Zauberhaftes für den Knaben hatten, entschieden auf seine Einbildungskraft, und es ist nicht zu verkennen, daß das sonderbare Wesen, mit dem Waiblinger in spätern Jahren noch immer nach dem Abenteuerlichen und Wunderbaren, ja nach dem Excentrischen und Skurillen strebte, sich davon herschreibt. Im Jahre 1806 wurde Waiblingers Vater nach Stuttgart versetzt, und hier bot sich nach kurzer Zeit, als das Kind nur etwas reifer war, so viel zum Anschauen und Bewundern dar, als je ein Knabe von diesem Alter finden konnte.

Als Friedrich fünf Jahre zählte, erlitt er den ersten

bedeutenden fühlbaren Verlust, denn es starb ihm der Großvater, den er von ganzem Herzen liebte. Er besuchte von nun an die Schule des Waisenhauses, wo er die deutsche Sprache, und später vom siebenten Jahre an die Anfangsgründe des Lateinischen im sogenannten untern Gymnasium erlernte. Zwar faßte er rasch und leicht, aber so sehr seine Lehrer auch seine Fortschritte loben mußten, die er mehr seinem Fleiß und seinem offenen Kopfe dankte, so zog ihm sein ungebändigtes Wesen, sein lebhaftes Temperament doch auch manche Strafe zu, zumal er in Unterrichtsstunden, wo der Gegenstand ihn nicht anzog, wie z. B. das Latein, wenig Aufmerksamkeit zeigte, zeichnete, malte, ja wohl auch seine Mitschüler durch Erzählungen unterhielt, in denen er schon zu jener Zeit eine gewisse Fertigkeit zeigte. Ueberhaupt trat der Sinn für Poesie schon jetzt lebhaft bei ihm hervor, und als er nun erst eine Uebersetzung des Homer unter die Hände bekam, so lebte und webte er nur in diesem Buche, das er bald auswendig wußte, und das lebhaft auf sein Gefühl für Schönheit der Form in Plastik und Poesie wirkte. Ebenso zauberte das Theater eine neue Welt in ihm hervor, das ihn schon damals zu dramatischen Versuchen begeisterte, und nur um so mehr entbehrte er so manchen Genuß, als sein Vater 1817 nach Reutlingen versetzt wurde, wo Friedrich Unterricht in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache genoß, da er zum Theologen bestimmt war. Hier, wo die Umgebungen seiner Gespielen weniger für ihn paßten, gab er sich

eifriger den Wissenschaften hin. Er las jetzt seinen geliebten Homer in der Ursprache, Matthisson, Salis, Schiller und Göthe bildeten seine Lektüre, und er versuchte stufenweise jeden dieser seiner Ideale im Geiste und in der Form nachzuahmen.

Mit seiner Einsegnung begann ein neues Leben für ihn, denn der Vater änderte auf des Sohnes inständiges Bitten den Lebensplan desselben und Friedrich bestimmte sich für die Rechtswissenschaft, deren mechanisches er vorerst bei einem Advokaten in Urach erlernen sollte. Bevor er aber an seinen Bestimmungsort abging, machte er seine erste größere Reise ohne Begleitung einer ältern Person an den Rhein zu seiner Tante, sah auf derselben Mainz, Frankfurt, Koblenz, Darmstadt, Heidelberg, und kehrte nach einem Verfluß von fast zwei Monaten ins elterliche Haus zurück, voll von dem Gesehenen und Erlebten, das ihm Stoff zu tausend Gedanken und Versen gab.

Bis hierher geht die erste Lebensperiode unsers Dichters, und wir wollen nun, wie wir früher versprachen, die Autobiographie Waiblingers bis zu diesem Punkte selbst einschalten, der er den Titel gab:

Erinnerungen

aus der Kindheit.

Es gibt gewisse Jahre, ich meine die Zeit der gewaltsamen Entwickelung, wo sich unser Charakter, unsere ganze eigenthümliche Art und Weise unter heftigen und gefährlichen Stürmen, Ungewittern und Erdbeben festgründet, und in diesen Jahren ist man am wenigsten fähig, sich in die ferne Welt der Kindheit zurückzuträumen und zu fühlen. Es gibt der rauhen Stöße von allen Seiten, der Aufregungen zu viele, alle unsere Kräfte sind in zu brausendem Gähren, wir sind noch zu sehr im Werden, sind auch zu übermüthig und haben den Kopf zu voll von Entwürfen, als daß wir uns dahin versetzen möchten oder könnten, wo das wilde stürmende Wesen von Geist und Trieb, von Gedanke und Empfindung, das sich nun erschütternd äußern will, noch im ahnungvollen Schlummer lag. Ist man aber über diese Zeit hinaus, so kommt auch unsere schlichte, einfache Kindheit wieder, wird uns klar und verständlich, theuer und lieb, und ihre kleinsten, harmlosesten Freuden und Leiden treten uns nahe.

Sey es nun Gott gedankt, daß wir jenem tumultuarischen Entwickelungsprozeß glücklich entgangen sind. Zwar keine Freuden, zwar weder Vertrauen, noch Glauben, noch sonderliche Achtung vor dem verdorbenen Menschengeschlechte, aber doch wenigstens uns selbst in's Sichere hinüber geflüchtet haben. Wer wollte es uns daher verwehren, wenn wir uns einmal ein Paar freie, müssige Stunden nehmen, die große rauschende Welt, die sich um uns bewegt, die Gefahren, in denen wir schweben, die Leiden, die uns plagen, die tausendfachen Plane, die uns beunruhigen, Gegenwart und Zukunft vergessen und uns mit einer Behaglichkeit, die uns noch selten zu Theil geworden, mit einer in der That glücklichen und fast ungetrübten Vergangenheit beschäftigen. Höre mir darum zu, lieber Leser, ich verspreche, Dich nicht zu langweilen, sondern recht erträglich zu unterhalten, so gut ich's nur vermag; ich erzähle Dir zwar von keinen außerordentlichen Weltereignissen, von keinen Sonnenfinsternissen, Erdbeben, Feuerzeichen und Kometen, welche am Tage meiner Geburt am Himmel erschienen sind, aber eben, weil sich derlei ungeheuere Dinge mit meinem Wissen sich nicht zugetragen, hoffe ich, Dir näher und verständlicher zu seyn und Dich mit meinen kurzen und einfachen Darstellungen in Dein eigenes glückliches Leben zurückzuführen. Die Kindheit ist ja doch sehr allgemein, wir sind uns ziemlich ähnlich, so lange wir uns noch nicht zu regen, zu bilden, zu sondern, zu entwickeln angefangen, und so sehr mein schlimmes Geschick und meine wunderliche Natur mich jetzt von Dir unterscheiden mögen, so wirst Du doch finden, daß wir als Kinder uns gleichsahen, wie ein Ei dem andern. Freilich alle Eier werden nicht ausgebrütet, bringen nichts Lebendiges auf die Welt, sind nicht erzeugend und schöpferisch. Allein wo wollte man auch mit

allen den Hühnern hin? und wie nützlich sind uns die vielen Eier, die wir zu unserm Bedürfniß auf so vielfache Art verwenden. Das unterscheidet nun freilich bald den einen vom andern, aber, wie gesagt, in jenen holden Schlummertagen noch nicht. Du darfst nicht fürchten, lieber Leser, daß ich Dir zu viel von mir sage, und Dir jede Ohrfeige beschreibe, die ich von meinem Lehrer bekam, wenn ich mit dem Indicativ construirte. Dazu habe ich weder Zeit noch Lust. Es ist wahr, ich könnte manch gemeinnütziges Wort über dies und jenes, über so viele Dinge sagen, welche in irgend einer wichtigen Beziehung zu Jugend und Erziehung stehen; ich könnte manchen Vätern und manchen Söhnen erkleckliche Lehren geben. Allein zum Pädagogen bin ich nicht gemacht, und ich habe jetzt nicht im Sinn, Chorhemd' und Ueberschlag anzuziehen, und Kinderlehre zu halten, sondern mir eine ruhige und vergnügte Stunde mit leichter Erinnerung an das Vergangene zu machen. Daß ich diese meine Unterhaltung so geradezu mit Dir, mein Leser, anhebe, hat nicht zum Grunde, daß ich etwa glauben möchte, ich sey etwas Besonderes. Im Gegentheil spreche ich ja von der Zeit, wo an eine Eitelkeit und ungebührliche Anmaßung gar nicht zu denken ist, und es freut mich ja gerade das am meisten, daß ich von einem Gegenstande rede, der uns allesammt zu Brüdern macht. Vielmehr ist es die Abgeschiedenheit von mitfühlenden Menschen und der Mangel an erträglichen Freunden, der mich dazu ermuntert. Sodann erscheinst Du mir, mein Leser, wie ein hundertfaches Echo, das mir meine einfache Stimme unzählige Mal zurückgeben wird, wenn anders meine Stimme stark und kräftig genug ist. Und so komm denn und höre mich an: ich will Dich in meine Kindheit, wie in einen Garten führen; ich zeige Dir darin viele Blumen und Blüthen,

hoffnungvolle Pflanzen und Sinnvolles, Artiges und Angenehmes genug, zuweilen erfährst Du auch von Unkraut und schädlichen Dingen, aber ich will Dir doch nur einen Blick über's Ganze geben und Dir verschweigen, welche Ursachen und Gründe, welche Folgen und Verhältnisse, welche Mühe und Arbeit, welche Anstrengung und Gefahr damit verbunden war. Mit einem Worte, Du sollst mir blos einen Spaziergang hindurch machen, nnd weiter nichts.

Hätte es doch der Vorsehung gefallen mögen, meinen Großvater mütterlicher Seite länger in dieser Welt zu lassen, in der er so thätig und wirksam war, und für die er mich so weise heranzubilden angefangen hatte. Dieser hohe, ehrwürdige, feurige Mann, den ich leider schon verlor, als ich kaum fünf Jahre alt war, erscheint mir heut zu Tage noch wie ein ernster Zauberer, an dessen Hand ich die ersten Schritte in dieses Leben that, ja ich bin oft geneigt, weil er denn doch ein Geistlicher war, mich eines biblischen Bildes zu bedienen und mir ihn wie den Schöpfer in Menschengestalt vorzustellen, mit dem ich die ersten schuldlosen Jahre in einem wahren Eden umgehen durfte, der mein Vater, mein Lehrer, mein Vorbild war und mit seinem reifen, überwiegenden Geiste der kleinen Kreatur die erste Richtung zum Guten und Schönen gab. Es kann mir der Gedanke nicht aus der Einbildkraft kommen, daß ich in seinem Hause, in seinen Gärten, in seinen ländlichen Umgebungen wie in einem Paradiese lebte, und es ist ein unsaglich süßer und geheimnißvoller Duft, ein lieblicher, reiner Rosenschein über jene Tage gebreitet, durch den alle Gegenstände verzaubert werden und nur in schwachen, dämmernden Umrissen durchscheinen. Wenn er, dessen männlich erhabene Gestalt mir noch auf's lebendigste vor Augen schwebt, bemüht war, mit freundlichem Umgang, mit unterhaltenden

Lehren mir gleichsam spielend die noch schlummernden Seelen-kräfte zu wecken, wenn er die Kunst verstand, eine brennende Lern- und Wißbegier in mir zu erregen, und diese nur zur Belehrung zu befriedigen, so daß mir die Arbeit zum Genuß, zum Entzücken wurde, wenn er den Menschen genug kannte, um zuerst auf die niederen Vermögen zu wirken, die im Knaben am zeitigsten hervortreten, und meiner in frühester Jugend schon wachen Phantasie Nahrung zu geben, aber für diese Nahrung eben das Nützlichste, Beste, Trefflichste wählte und jener Phantasie die Richtung zum Edelsten und Würdigsten gab, die Welt des Guten und Sittlichen in verständlichen angenehmen Erzählungen einhüllte, währenddem er mich dabei lesen und schreiben lehrte, mein Gedächtniß schärfte und mir alles im Spiel beibrachte, was sonst nur so traurig und verkehrt durch Schläge eingetrieben wird, wenn er nicht mit abgezogenen Begriffen, mit abstrakten Regel und Sätzen anfing, sondern das lebendige Beispiel, die anschauliche Wahrheit und Erfahrung mir vor das Auge stellte, wenn er auf diese Weise die beste und folgereichste Methode befolgte, die man nur bei der Erziehung anwenden kann, so war es die Großmutter, welche, obwohl nur Stifmutter meiner Mutter, dennoch eine unbegränzte Liebe für den einzigen Enkel hatte, der ihr zugleich den Mangel eines eigenen Kindes ersetzen sollte. Diese Frau hatte einen sonderbaren Charakter, und wie sie dann lange in abgeschiedener Zurückgezogenheit gelebt und erst spät bei vorgerücktem Alter sich verheirathet, so hatte sie eine Menge Sonderbarkeiten angenommen, und besonders eine entschiedene Liebe für Bilder und Malerei, Bücher und Schriften war es, was sie auszeichnete und womit sie denn auch meine Phantasie erhitzte, indem sie mir die wunderlichste Bilderwelt täglich aus ihren geheimnißvollen Schränken

hervorzauberte. Es waren meist die abenteuerlichsten Dinge, die ihr gefielen, sie hatte ein großes riesenhaftes Buch, worein sie mich aber nur zuweilen blicken ließ, und worin sie mir die seltsamsten Erscheinungen der Natur und ihrer Elemente, die ganze Welt der Sterne und der Planeten und eine Menge ausgemessener Kometen abgebildet zeigte. Dieses Buch gewann für mich nach und nach etwas schauerlich anziehendes und die Großmama ließ nicht ab, mir diese Eindrücke durch Erklärungen und Erzählungen von jenen Naturwundern zu erhöhen und zu steigern. Sie wußte eine Unzahl Geschichtchen, die alle ihren abenteuerlichen Charakter trugen, und ich durfte sie alle nach und nach erfahren. Wiewohl der Großvater diesem Spiele ungern zusah und die Alte zuweilen darüber schalt, so hörten diese Unterhaltungen doch nicht auf und erhielten durch die Verheimlichung, mit der sie nun getrieben wurden, nur einen höheren Reiz. Ja, die Großmama war so kindisch für Spielereien und Bildwerke eingenommen, daß sie eine Menge mechanischer Arbeiten hatte, daß sie ein ganzes Bergwerk in einer Glasglocke mit hölzernen Figuren bewegte, daß sie ein Schattenspiel zuweilen hervornahm und gar einen großen Guckkasten kaufte, worin sie in magischer Beleuchtung die märchenhafteste Feenwelt, die Wunder ferner Gegenden und Städte, die erstaunenswerthen Ansichten von Rom, die großen Schauspiele der Gebirge und des Meeres an mir vorübergehen ließ. — So wechselte sie auch Briefchen mit mir, worin die launigsten Dinge ausgemacht wurden, und worauf ich die Antworten unter den Blumen im Garten suchen mußte.

Der Großvater hingegen war einzig darauf bedacht, eine ernstere Wißbegierde in mir zu erhalten, und hatte mich auch schon vor dem fünften Jahre dahin gebracht, daß ich fertig

las und schrieb, und Salzmann's moralisches Elementarbuch, das er von der Herzogin Franziska, deren Beichtvater er war, ein mal zum Geschenk erhalten hatte und das mit etlich und siebzig Kupferstichen ausgestattet war, buchstäblich auswendig wußte, und wenn benachbarte Pfarrherren und Collegen, Verwandte und Bekannte kamen, zum innigsten Behagen meines Großvaters und zum Erstaunen der andern Zuhörer mit großem Ernst vorzutragen geheißen wurde.

Als ich kurz vor dem Tode des ehrwürdigen Alten in St. — einem Freunde von ihm und einem Verehrer seiner Lehrmethode in die Schule gegeben wurde, war ich so trefflich mit Kenntnissen ausgestattet, und so vielseitig und lebendig aufgeweckt, daß mich die Lehrer allen meinen Gespielen und Genossen vorzogen.

Aber mit dem Tode des Großvaters endete diese Auszeichnung bald. Meine Eltern thaten alles, was sie konnten aber es fehlte an einem Manne, der meine Erziehung gelenkt und nach einem Plane durchgeführt hätte. Lange war ich der einzige Sohn, und meine guten Eltern liebten mich mit einer unsaglichen Zärtlichkeit, indem sie nur darauf bedacht waren mir die angenehmsten Freuden zu gewähren und alle Wünsche zu erfüllen, die meine bewegliche und begehrliche Fantasie nur haben konnte. Der Abstand von jener sorgfältigen Behandlung, womit der Großvater die Fähigkeit des Enkels zu wecken angefangen, von der mechanischen Weise, wie man in unsern Schulen den armen Jungen ihr Latein einpumpen will, war allzugroß, als daß ich länger am Lernen hätte ein großes Vergnügen finden können. Es stand nur bei einem vernünftigen Manne, der den Menschen gekannt hätte, um mich in kurzer Zeit zum besten Schüler zu machen. Allein die verkehrte Art und Weise, wie man den weiteren

Lehrunterricht beginnt, nach der man so recht da anfängt, wo man aufhören sollte, brachte mir einen Widerwillen gegen Lehrer, Schule, Latein und endlich gegen alles Lernen bei, der immer unüberwindlicher war, je unvernünftiger meine Natur tyrannisirt wurde. Ich habe schon oft gesagt, es soll mich wundern, wenn in unserer pädagogischen Zeit nicht noch einer auf den Gedanken kommt, die Kinder vorerst Logik und Psychologie zu lehren, damit sie mit Consequenz und philosophischem Sinne lesen und schreiben lernen. Ich ward mit Regeln und nichts als Regeln geplagt, die ich nicht anwenden konnte, und sollte das ganze systematische Gerippe der Grammatik begreifen, während die lebendige Sprache allein im Stande gewesen wäre, mich anzuziehen, und so kommt es denn, daß wir armen Opfer der Verkehrtheit und des Geistesdespotismus ein halbes Jahrzehend an einer Sprache lernen, ohne sie noch gefaßt zu haben und lebendig in unserer Gewalt zu besitzen, während wir unter einer vernünftigen Anleitung in wenigen Jahren damit fertig wären, und wenn wir einmal das Ganze, die Sprache selbst, aufgenommen hätten, bei unsern herangereiften Denkkräften nun von selbst das Gebäude der Regeln herausfänden.

Zumal meine bewegliche Natur, in welcher die Einbildkraft so stark hervortrat, mußte schlechterdings anders behandelt werden. Leider aber bekam ich nach und nach einen wahren Abscheu vor dem schrecklichen schwarzen, uralten vergitterten Bau, worin ich meine schönen Jugendtage wie im Kerker zubringen mußte, die vielen finstern Säle wurden mir Marterkammern und Leichenstuben, die Gasse, die ich täglich viermal durchlaufen mußte, um meine entsetzlich verhaßten Bücher in's Gymnasium zu tragen, wurde mir eine Seufzergasse, und der Sonnabend allein war's, wo ich frei zu

athmen anfing, wo ich Hoffnung schöpfte, aus diesem beklemmenden Leben herauszukommen, während der Sonntag durch die Nähe des peinigend furchtbaren Montags schon seine Freuden sich getrübt sehen mußte.

Wo ich irgend etwas von Leben und von Nahrung für meine grenzenlose Wißbegierde verspürte, ohne bloß am Buchstaben bleiben zu müssen, wo die Methode, die Form nicht so seelenlos war, daß sie für mich wirklos bleiben mußte, da war ich auch gleich in Flammen und mein ganzes Wesen war Thätigkeit und Bewegung. Mein einziger Trost war die Erdbeschreibung, wo ich den aus dem ewigen sinnlosen, jahrelang fortmarternden Schulwust mich einmal in Freiheit sah und mich ungebunden fühlte. Hier wußte ich, warum, Alles interessirte mich, ich scheute keine Mühe und keine Anstrengung, und weil ich der beste Schüler in diesem Fache und einer der schlechtesten im Lateinischen war, so mußt' ich immer zu Anfang der Stunde die Figur der Erdtheile mit allen Ländern, Hauptstädten und Flüssen an die große Tafel zeichnen, damit die Andern danach sich richten konnten.

Aber lassen wir nun diese bittern, unheimlichen Gemächer, an die ich noch mit Grauen zurückdenke, und den Unverstand verwünsche, der bestimmt, den Verstand zu wecken, diesen nur auf Irrwege bringen und, wo er minder selbstständig ist, auf Lebenszeit verdumpfen kann. Gehen wir nun zu der Richtung über, die unter einem solchen Drucke die unbezwingliche Kraft der Natur, Neigung und Talent, Phantasie und ungestüme Sehnsucht nahm.

Die Einbildkraft war es zuerst, wie ich schon bemerkte, die sich in mir regte und mit wachsender Ungeduld nach Nahrung und Gegenständen suchte. Vielleicht war es die zauberische Bilderwelt der Großmutter, oder überhaupt das Sinnliche

und Anschauliche selbst, das in der bildenden Kunst liegt, was jene vor allem die Richtung nach Zeichnen und Malen nehmen ließ. Eh' ich lesen und schreiben konnte, hatt' ich schon ganze Stöße von Papieren mit meinen Figuren bevölkert, die zuvörderst, wie leicht zu erklären ist, aus Thieren bestanden, welche uns in der Kindheit so früh und in so hohem Grade nach ihren verschiedenen Gattungen, Gestalten und Eigenschaften interessiren. Die Naturgeschichte, die mir immer mit ihren vielen Abbildungen zur Seite lag, näherte diese Neigung ungemein, und ich behielt viele Jahre lang eine fast ausschließliche Freude an den tausenderlei Formen und Figuren, in denen sich die schöpferische Natur geoffenbart hat. Bald erweiterte ich diesen Trieb, je mehr er an Stärke gewann, je mehr er Gegenstände in seine Macht bekam, je mehr ich im Zeichnen fortrückte. Bis jetzt war alles Instinkt gewesen, und mein Vater schickte mich endlich in den Unterricht. In Kurzem that ich zu Hause beinahe nichts anderes mehr, als zeichnen und malen. Wie ich alles, was ich verfolgen wollte, mit ungestümer Leidenschaftlichkeit bis zum Unmaß betrieb — eine Eigenschaft, die mir lange geblieben, und die mich später die bittersten Erfahrungen meines Lebens gekostet — so hing ich auch mit allem Sinnen und Trachten an meiner Lieblingneigung. Nach und nach wurde Alles, was ich sah, zu Papier gebracht; ich konnte Stunden an den Orten zubringen, wo Kupferstiche zum Verkauf ausgehängt waren, und meine Mutter erzählte mir sogar, daß ich als ein vierjähriger Knabe einmal mich verlaufen habe, so daß sie in Todesangst gerathen sey, daß der Ausscheller bereits meine verlorengegangene kleine Person in der Stadt bekannt machte, und ich endlich, nach langem Suchen, vor einer Bilderbude gefunden wurde. Männer von Sachkenntniß ermunterten meinen Vater, mich ausschließlich der Kunst zu

weihen, indem sie glaubten, daß ich unverkennbares Talent habe. Ein größeres Vergnügen hätte man mir damals auch nicht machen können, aber mein Vater bestimmte mich noch zu nichts entschieden, wiewohl er am liebsten an dem Gedanken hing, mich zu einem Geistlichen zu machen. Mir war es ziemlich gleichgiltig, und ich war zufrieden, für den Augenblick Papier und Farben genug zu haben, um alle meine unmäßigen Wünsche auszuführen. Sogar in den Unterrichtstunden wurde mit Wuth und mit Leidenschaft gezeichnet, da ich nun doch einmal keine Lust hatte, Latein zu lernen, und mich die schrecklichste Langweile hinter meinem Subsellium plagte und ich jeden Tag wieder auf einen Gedanken kam, dessen Ausführung bei meiner gewöhnlichen Hast keinen Aufschub litt, so schleppte ich jedesmal ein Dutzend Bestien, Ritter, Helden, Soldaten, Hanswurste und Landschaften nach Hause, wiewohl mir der Lehrer, der mit Argusaugen hinter mir her war der trefflichsten Arbeiten eine Menge confiscirte oder vielmehr gegen eine baare Ausbezahlung an Schlägen abkaufte. Es konnte sich nichts in der Stadt ereignen, das nicht sogleich gezeichnet und gemalt wurde, kam eine Menagerie, so hatte ich sie sogleich weg, sah ich ein militärisches Manoeuvre, so mußten sogleich eben so viel Soldaten von Pappe dastehen als ich gesehen, und dies trieb ich mit unvernünftiger Ausschweifung dermaßen, daß man mir eine ganze Stube ausräumen mußte, um für meine Soldateska Platz zu machen. Die großen politischen Ereignisse jener Zeit, die Welterschütterung durch Napoleon, die unzähligen Schlachten, die durchziehenden Völkerschaften, das gab alles Stoff für mich, und der damals so blendende Hof in unserer Hauptstadt, die Jagden und die merkwürdige Menagerie des Königs beschäftigten mich unsaglich mit ihren Abbildungen. Ich fand

es wünschenswerth, mir Tauben und Hasen zu halten, wie ich's bei manchen meiner Gespielen sah, weil aber mein Vater derlei Thiere in seinem Hause nicht beherbergen konnte, so wollte ich sie wenigstens, wenn nicht lebendig und wirklich, doch auf dem Papier haben, und ich bildete mir dieser Hausthiere in Lebensgröße sofort eine weit größere Menge und eine viel kostbarere-Race, als meine beneideten Freunde hatten, ich fütterte sie regelmäßig, sie brachten Junge zur Welt, starben zu meinem höchsten Leidwesen, und ich erhielt unterdessen meine Genossen in dem Glauben, daß sie alle lebendig wären, ja ich meinte es am Ende selbst.

Das war aber noch lange nicht genug, um meine ungeduldige, immer nach Neuem wühlende Phantasie zu stillen, und ich kam nun auf die launigsten Gedanken von der Welt, die mir nun selbst beinahe fabelhaft vorkommen, so daß ich meinen sollte, ich hätte sie einmal in einem Mährchen gelesen.

Mein Vater hatte sich in einer Gegend der Stadt ein Haus gebauet, wo meist Leute von niedrigem Stande wohnten. Ich war also gleichsam der König und Fürst unter den Jungen, wenn ich mich unter sie mischte. Wie ich nun die gewöhnlichen Knabenspiele bald satt hatte, ob ich gleich alle sammt und sonders durchmachte und nicht ruhen konnte, bis ich alles gehabt und genossen, was ich bei andern gesehen, und wie es mir sogleich entleidete, sobald der Zauber des Verlangens durch den Besitz vertilgt wurde, so daß meine Mutter hundertmal sagte: Um's Himmels willen, welch ein unruhiger Mensch bist du doch, und was soll einst aus dir werden? — so sucht' ich mir ganz eigene Vergnügungen zu erfinden, die zugleich meine brennende, immer aufgeregte Phantasie in neue Glut schüren und mir ein herrliches Mittel an die Hand geben mußten, meine Person unter den Knaben aller

benachbarten Straßen berühmt, geltend und wichtig zu machen. Denn eine Herrschsucht, ein wilder Ehrgeiz zeigte sich früh in mir, ich wollte schlechterdings mehr haben, seyn und wissen als die Andern, wollte sie lenken und regieren, während ich selbst fast unfähig war, zu gehorchen und nachzugeben. Ich mußte immer von Jugend auf welche um mich haben, die ich nach und nach so in meine Gewalt verstrickte, daß sie mir blindlings folgten. Widerstand ertrug ich nicht, aber die unterjochten Jungen wurd' ich am Ende satt, und plagte sie dergestalt, daß sie sich von mir losreisen mußten. Alsdann that mir's weh, ich fühlte ihren Verlust und mußte mich wieder nach einem neuen umsehen, den ich zu meinem Günstling machen wollte. Diese Tyrannei, die ich über alle ausüben wollte, fand freilich oft derben Widerstand, ward aber dadurch nur gereizt und fand immer einen anziehenden Gegenstand. Später wollen wir dich, lieber Leser, mit einem solchen Lieblinge bekannt machen, wenn dir bis jetzt die Lust noch nicht vergangen, meiner Erzählung zuzuhören.

So versammelte ich nun — ich mochte sechs oder sieben Jahre haben — die ganze jugendliche Nachbarschaft des Abends auf der Treppe meines Hauses, wo ich ihnen die abenteuerlichsten Geschichten erzählte, deren Inhalt Feen und Geister, Räuber und Mörder und überhaupt schauerliche Dinge waren. Ich hatte da- oder dorther Stoff erhalten, ich war gewöhnt, zu erzählen, und hatte eine solche Uebung und Leichtigkeit darin, daß ich einige Jahre zuvor oftmals meinen Großvater und auch die Großmama in den Schlaf — erzählen mußte. Bald aber reichte das Vorhandene nicht mehr aus, ob ich es gleich auf's vielfachste erweitert und ausgeschmückt hatte, und ich sann also Tag und Nacht darauf, eine Menge schrecklicher und wunderlicher Geschichten zu erfinden

und meiner ungeduldigen Treppengesellschaft des Abends vorzutragen. Ich gab sie alle für wahr und für Thatsachen aus, wenn schon manchmal ein Thomas unter meinen Zuhörern war, der nicht eben alles glauben wollte und gar zuweilen dies oder jenes für unmöglich hielt. Das dünkte mir nun die größte Schande von der Welt für mich zu seyn, wenn meine Erzählung im Verdacht stand, daß sie meine Erfindung sey, und ich suchte einen solchen Schimpf mit aller Kraft von mir abzuwälzen. Ich wußte solche störende Ungläubige zu entfernen und war erst wieder frei und im völligen Gebrauch meiner Einbildkraft, als ich meine Gesellschaft gereinigt und geläutert sah. Jetzt war ich auf einen sublimen, mährchenhaften Gedanken gekommen, womit ich meine Abendfreunde in's größte Erstaunen versetzte und viele Wochen lang in beständiger Spannung und äußerster Aufmerksamkeit erhielt. Ich behauptete nämlich, einen Zwerg von ausnehmender Kleinheit zu besitzen und ein wahrsagendes Thier, das einem Fuchs ähnlich sey, jetzt begann ich die Lebensgeschichte des Zwergs, die wunderbare Art seiner Gefangennehmung durch meinen Großvater, den ich zu einem Zauberer machte, und seinen Charakter zu schildern, und als auch dieß endlich, als auch die Biographie des wahrsagenden Fuchses erschöpft war, hub ich an, den Kindern selbst wahrzusagen, indem ich das Schicksal und die Zukunft aller meiner Zuhörer aus dem Munde meiner geheimnißvollen prophetischen Geschöpfe zu erfahren vorgab. Da kamen denn die lustigsten Dinge zum Vorschein und ich gerieth mehr als einmal in die peinigendste Verlegenheit, entdeckt zu werden. Ich suchte je nach dem Charakter und der Eigenthümlichkeit meiner Knaben und Mädchen jedem etwas Angenehmes zu prophezeien, um sie meinem Zwerg und meinem Wunderfuchs geneigt zu machen, ich erfand eine

Anzahl launiger Geschichtchen, die sie mir erzählt haben sollten, allein die Ungeduld unter den Zuhörern wuchs mit jedem Tage mehr, jene Zaubergeschöpfe zu sehen. So viel ich von dem bösartigen, heimtückischen Charakter des Zwergs, von seinem Starrsinn, seiner Unart, seiner Abneigung vor Menschen, so viel ich von den grimmigen Zähnen des Fuchses erzählte, so sehr ich mich bemühte, zu beweisen, daß es unmöglich sey, die magischen Wesen herab auf die Straße zu nehmen, und eben so unmöglich, die Kinder hinauf zu führen, so nöthigte mich doch der böse Samen des Unglaubens, der unter ihnen zu wuchern begann, ihre Bestürmungen und endlich das Unerträglichste, ihr Spott, daß ich darauf sann, wie ich mit Ehren meinen Zauberbestien und mir selbst aus der Noth helfen und meine Gesellschaft doch befriedigen könnte. Ich entschloß mich also, ihr den Zwerg zu zeigen. Nach langen Vorbereitungen und nachdem ich ein halb Dutzendmal mich entschuldigt, daß der Kleine absolut sich nicht sehen lassen wolle, hob ich ihn endlich in der Abenddämmerung an ein trübes Dachfenster und zeigte der neugierigen Menge eine Puppe. Man war zufrieden im Allgemeinen, wiewohl einige verlauten ließen, daß sie der Meinung seyen, der Zwerg sey nicht lebendig. Aber wie nun mit dem Fuchs? Ich sagte eines Abends, als sie ihn zu sehen verlangten, ganz keck und verwegen: Nun denn, Ihr wollt ihn sehen, so wahr ich lebe, er mag sich stemmen wie er will, ich führe ihn an Ketten herunter. Damit eilte ich in's Haus, nahm meinem Vater, dem bei seinem Geschäft die rothe Dinte nie vom Schreibpulte kam, das Dintenfaß weg, schüttete es über die Hand und lief an das Fenster, indem ich mit grausamen Geschrei den Kindern meine blutige Hand zeigte. Den andern Tag trug ich sie verbunden und sagte, der Fuchs sey entlaufen aus

Angst vor der Strafe, und nach wenigen Tagen starb auch der Zwerg, der aber schnell nach seinem Tode entrückt wurde, ich wußte nicht, von meinem Vater, oder, wie es möglich war, von den Geistern des Kirchhofs, welcher hinter meinem Hause lag.

Ich war bis jetzt noch nie im Theater gewesen. Mein Vater hatte eine große Abneigung dagegen, oder vielmehr kein Interesse dafür, und meine Mutter, obwohl eine Frau vom aufgewecktesten Geist, konnte somit auch wenig oder gar nicht daran denken. Ganz anders ging es mit dem Sohne; er hatte schon vieles vom Theater reden hören und sich eine Menge Gedanken darüber gemacht. Er stellte sich's als eine prachtvolle und wunderbare Nachahmung der Wirklichkeit und des Lebens, weiß der Himmel durch welche ausnehmende mechanische Mittel vor, und seine Sinne erfüllten sich immer mehr und mehr davon. Und weil sich denn noch keine Gelegenheit zeigen wollte, hineinzukommen, so bildete ich mir mit aller Emsigkeit eine bunte und, wie all' mein Wesen, höchst romantische Idee davon, und stellte mir endlich vor, selbst eines zu besitzen, weil es denn doch einmal meine Gewohnheit war, alles, was mir reizend und wichtig in der Welt erschien, in meine Gewalt zu bekommen und wenigstens im Blute zu handhaben. So unterhielt ich denn von nun an meine Gesellschaft des Abends von den erstaunenswürdigen Vorstellungen auf meinem Theater, wo mir viele Tausende beweglicher Wachsfigürchen zu Gebote standen, die ich sammt und sonders nach einem besondern Plane in Thätigkeit setzen konnte. Die Ritterwelt, die junge Gemüther so zauberisch fesselt, Kämpfe und Schlachten von Mohrenprinzen um eine liebliche Jungfrau, Geister- und Spuckgeschichten waren meist

das Sujet dieser dramatischen Darstellungen, die ich im Munde und im Herzen hatte.

Einmal gerieth ich in das Haus eines Jungen von meiner Treppengesellschaft und fand der andern Kinder und der alten Weiber eine ganze Stube voll. Ich hub also an zu erzählen, welche unaussprechlich erhabene Comödie in dieser Nacht auf meinem Theater vorgestellt werde, und riß die Abend- und Spinngesellschaft zu einer hohen Bewunderung hin. Hundert neugierige Fragen wurden an mich gemacht, die ich alle flink und keck, und wenn sie etwas zu spitzig gestellt waren, höchst geheimnißvoll beantwortete. Ich vergaß in diesem Genusse, in diesem für mich so köstlichen Spiele der Phantasie Tagzeit und Stunde, dachte nicht mehr an's Heimgehen und wäre wohl bis zum andern Morgen sitzen geblieben, hätte sich nicht die Thüre aufgethan und wäre nicht eine Magd erschienen, welche nach mir geschickt wurde. Diese war höchlich erfreut, mich nach einem stundenlangen Suchen endlich gefunden zu haben, sagte, daß die Eltern in großer Angst meinetwegen seyen und ermahnte mich, sogleich nach Hause zu gehen. Ich war über die Maßen unmuthig, da ich mitten in meinem poetischen Delirium gestört wurde, und dieser Zorn stieg auf's Höchste, als eine alte Frau die Magd zu fragen anfing, ob es denn wahr sey, was ich bis jetzt von der Prinzenhistorie und den vielen Tausenden von Wachsfiguren erzählt habe, und dieses prosaische Geschöpf schlechthin sagte, daß sie kein Haar davon wisse. Ich zog sie in der Wuth am Rocke hinaus, nannte sie außen eine Gans, die nicht wisse, was sie sage, und hatte den folgenden Tag die größte Noth, den guten Leuten begreiflich zu machen, daß man ein Geheimniß der Art natürlich nicht vor den Augen einer Küchenmagd sehen lasse. Aber es war denn doch auch um dieses Mährchen geschehen, und ich mußte mich

durch die rauhe Wirklichkeit aus meinen süßen Träumereien wecken lassen.

Auch in den Unterrichtsstunden des Gymnasiums wurde die Zeit auf Erzählen verwendet, wenn etwa nicht gezeichnet wurde. Allein weil meine Zuhörer daselbst von erleuchteterm Geiste, von besserer Erziehung und, der gewöhnlichen Folge der Bildung, von größerm Unglauben waren, so hütete ich mich wohl, nichts allzu Räthselhaftes und Unbegreifliches vorzubringen. Wie ich meist in dieser Zeit meine gesammte Abtheilung vor mir hatte und etlichen vierzig Buben auf den Rücken sah, indem ich so ziemlich oft zwischen den zehn Letzten schwankte und nur manchmal mich unter die Bessern hervorwagte, so hatte ich der unaufmerksamen Menschen viele um mich, vorne bückten sich einige Köpfe herüber, zur Seite neigten sich einige zu mir her und hinten sperrte man das Maul auf, um die neue wahre und schreckliche Begebenheit zu hören, welche sich gewöhnlich in einem Walde zugetragen. Es begab sich nun sehr oft, daß der Lehrer dieses Nest aushob, so daß im Moment die Köpfe alle auseinander flogen, der meine hingegen gefaßt wurde. Zur Strafe mußte ich alsdann einige empfindliche Hiebe aushalten, die ich mit der Geduld und Standhaftigkeit eines Märtyrers ertrug, wiewohl ich hie und da über die himmelschreiende Ungerechtigkeit murrte, mit welcher ich gestraft wurde, der den andern doch Vergnügen machte, während jene frei ausgingen, die doch nur genossen, und manchmal mußte ich an die Thüre wie ein armer Sünder niederknieen. Ich hatte aber nicht sobald die Erlaubniß erhalten, meine steifen Glieder zu erheben, ich hatte kaum den schmählichen Staub von meinen Knieen abgewischt, als ich schon fragte, wo ich stehen geblieben sey und sofort, wiewohl mit größerer Vorsicht, weiter erzählte. Dadurch und

durch mein Zeichnen und Malen, worin mir bei weitem keiner gleich kam, wurde ich bei meinen Mitschülern beliebt und sogar die Fleißigsten und Achtsamsten, welche mich für einen Ignoranten ansahen, schmeichelten mir, um einen Ritter oder ein sonstiges Bild von mir zu erhalten.

Ich hatte wohl auch viele Stunden, wo ich mich bitterlich schämte, so unter dem Pöbel meiner Mitschüler zu sitzen, vom Lehrer nicht geachtet zu werden, und dachte daran, wie schön es wäre, wenn ich so fleißig seyn könnte, um mich bis zum Ersten der Abtheilung hinaufzuarbeiten. Allein eine Tracht Schläge war hinlänglich, mich augenblicklich wieder zur Resignation auf diese Ehre zu stimmen und ich gewöhnte mich nach und nach daran, die schwarze Stube, wo ich acht Stunden des Tags sitzen mußte, für nichts anders als ein unausweichbares Purgatorium und die Welt außerhalb desselben, wo ich so frei athmete, wo ich mich allenthalben so sicher und glücklich fand, wo ich tausend Kräfte in mir angeregt, tausend neue Plane erweckt sah, als das eigentliche Feld anzusehen, wo es mir bestimmt sey, mich auszuzeichnen. Geht es mir auch da drinnen in dem verfluchten Mauerloche schlecht, so schlägt doch jeden Abend die Glocke der Freiheit, und alsdann bin ich im Kreise meiner Lieblinge, von denen ich immer einem vorzugsweise zärtlich zugethan war, und bei meiner Farbenschachtel in dem Paradiese. — So dachte ich.

Wie ich früher sagte, befand sich ein Kirchhof hinter meinem Hause, und ich hatte das Unglück, in einem Zimmer allein zu schlafen, von wo aus ich, um in's Bette zu kommen, fast nothwendig auf die Ruhestätte der Entschlafenen sehen mußte. Das hatte denn etwas ausnehmend Grausenhaftes für mich, der ich ohnedies immer erfüllt war von schauerlichen Phantasien, die ich bei Tage keck erfand und

erzählte, und die bei Nacht in mein Gedächtniß zurückkehrten und mich mit Angst und Entsetzen erfüllen konnten. Diese Gespensterfurcht wurde durch viele Ereignisse noch erhöht. Unter andern sah ich einmal an diesem Kirchhoffenster eine große feurige Kugel schweben. Voll fürchterlichem Schrecken rief ich den Vater, der noch nicht zu Bette war. Dieser sprang herbei und sah dieselbe Erscheinung, wie sie vom Fenster hinweg zum Kirchhofe hinüber flog, daselbst in eine Flamme sich auflös'te und zwei Rauchsäulen von beträchtlicher Höhe zurückließ. Wiewohl der Vater mir versicherte, daß das weiter nichts als eine natürliche Lufterscheinung sey, so war ich dennoch so erschreckt, daß ich lange nur mit Beben an jenen Abend dachte.

Einige alte Basen erhielten diese Gespensterfurcht lange mit ihren Geschichtchen. Es war eine alte Kirche in der Nähe meines Hauses, vor der sich in einer steinernen Gruppe die Kreuzigung Christi befindet. Nun hörte ich, daß hier bei Nacht ein Kapuziner herumgehe, und daß dieser einmal dem Manne meiner Base eine Ohrfeige gegeben, deren Kraft ihn zu Boden geworfen. Sodann sey einmal ein Kind in der Kirche eingeschlafen, das gern gebetet, und habe des Nachts zumal die Kirche sich beleuchten und alles von Kapuzinern wimmeln gesehen. Der Heiland hab' es aber in Schutz genommen, weil es so fromm gewesen. — Derlei dumme Geschichten erfüllten mir aber die Sinne nur zu sehr, und ich wurde zuweilen von einem panischen Schrecken ergriffen, wenn ich des Nachts vor dem Kreuzigungbilde vorbeigehen mußte.

Ich wußte mir oft nicht anders in solchen Seelenängsten zu helfen als durch's eifrigste und heißeste Gebet. Wie überhaupt meine Mutter sehr bemüht war, einen religiösen Sinn in mir lebendig zu machen, wie ich mit einer kindlich

ungestümen Liebe und Ehrfurcht an dem hing, den mir die Mutter meinen Erlöser und Heiland nannte, und ich nicht einschlafen konnte, wenn ich nicht zuvor in einem Gebet meinem Gott alle meine verschiedenen Anliegen vorgetragen und ihn oft ersucht, mich des Lateinlernens zu überheben und keinen Gespenstern in die Hände zu liefern, so schloß ich auch die Bitte um Sicherheit vor Feuergefahr mit ein, welche mir einige entsetzliche Brände, die ich gesehen, als das non plus ultra von Jammer vorkommen ließen, während ich heut' zu Tage, wenn Feuer in meinem römischen Hause ausbräche, in aller Ruhe, ein Manuscript unter den Arm nähme und zum Hause hinausspazierte. Denn ich wüßte nicht, was ich sonst mitnehmen sollte, da ich in der That mir, trotz der langen Zeit, weder Hab' noch Gut erworben, und noch weniger besitze als damals.

Bei dieser religiösen Erziehung bekam ich große Ehrfurcht vor den geistlichen Herren, vor welchen ich schon von weitem die Mütze herabzog, wenn sie mir begegneten. Ich hatte Gelegenheit, in's Haus von einigen zu kommen und betrachtete sie als heilige Personen. Damals und auch später noch däucht' es mir das höchste Erdenglück, solch ein würdiger Herr zu werden. Weil aber die, mit welchen ich umging, und zu welchen ich in die Predigt kam, zufälligerweise Glatzköpfe hatten, so glaubte ich lange Zeit, daß solches der Beweis ihrer Heiligkeit sey, und daß ich auch einen haben müsse, wenn ich Pfarrer werden wolle.

Es befand sich einmal einer unter meiner Gesellschaft, der sich mir besonders heftig aufdringen wollte. Dieser Junge bestahl mich und einige andere. Nun war mir schon damals, ich wußte nicht warum, ein Dieb ärger als Mörder und Räuber, und ich verabscheute deßhalb besagten Buben als den

verworfensten, niederträchtigsten Sünder, und es grauete mir, wo ich ihn sah, als ob ich mich in seiner Nähe schon befleckt glaubte. Jahrelang nachher, als ich schon besser herangewachsen war, blieb dieser Abscheu noch lebendig, bis ich den Elenden endlich nicht mehr sah. — Aber wie man sich trifft! Nach vierzehn Jahren, da ich nicht mehr an ihn dachte, fand ich ihn in Genua unter dem Abschaum menschlicher Verworfenheit, und mußte mich von ihm bei'm Namen nennen, mich von ihm anreden lassen. Ja, ob ich gleich unterdessen mit Bösen und Schlechten umgehen mußte und Erfahrungen über mein Alter hinaus gemacht hatte, ich wurde abermals von ihm auf's empfindlichste betrogen.

Auf ein noch unverdorbenes Gemüth, und das war das meine damals noch, wirken böse Beispiele so vortheilhaft als gute. Wie mich jener Diebstahl und so unzählige andere Kleinigkeiten, die aber für meine strengen Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster, von äußerster Wichtigtigkeit waren, darüber belehrt hatten, was ich unterlassen und fliehen sollte, so waren es die Muster und Beispiele von guten und wohlgerathenen Kindern, welche mich zur Nachahmung reizten, und einen Ehrgeiz in mir erregten, der mich unablässig antrieb, ihnen gleich zu kommen, wiewohl mein heftiges Temperament, das bei den nachgiebigen Eltern zu wenig Widerstand fand, mein unruhiger Geist, meine ungestümen Leidenschaften, mein herrschsüchtiges Wesen mich hundert Dinge begehen ließen, die ich nachher, wenn ich die schlimmen Folgen sah, bitterlich bereuete und zu verbergen suchte.

Ich kann es nicht läugnen, Beispiele wirkten mein Leben lang viel auf mich. Hier nur einige Züge aus der Kindheit. Ich las von einem faulen Schüler eine moralische Geschichte, die

mich dergestalt mit Scham und Reue, aber auch dergestalt mit Eifer und Verlangen zur Besserung erfüllte, daß ich von dem Tage an mein Leben änderte, Farben, Pinsel, Papier und alles Spiel vermied, mich nie mehr auf der Straße sehen ließ, mich mit dem Tage aus dem Bette erhob, zur Arbeit ging, meine Lectionen repetirte, mich gründlich vorbereitete, in den Stunden des Unterrichts aufmerksam war, und diesen angestrengten Fleiß einige Wochen forttrieb, bis der Lehrer über meine Sinnesänderung erstaunte und mich unter die Ersten der Abtheilung setzte. Allein nun hatte ich auch genug, mein Eifer war zu übertrieben gewesen; wie in allem, war ich auch hier mit unmäßiger Leidenschaft zu Werke gegangen, weil ich niemand um mich hatte, der meine Studien lenkte, statt Lernen und Spielen, Arbeit und Erholung gleichmäßig abzutheilen, spielte ich gar nicht mehr, erholte mich gar nicht mehr, und so konnt' es denn nicht anders kommen, als daß ich in Kurzem wieder zeichnete und malte, wie vordem, und den Geschmack am Latein wieder rein verloren hatte.

Ein ähnliches Ereigniß widerfuhr mir, als ich schon über vierzehn Jahre alt war. Das Unglück, oder vielleicht das wohlmeinende Geschick, welches starke Gemüther oft durch heftige Mittel zu heilen sucht, hatte mich in eine Lage geführt, wo ich mich von allen meinen Lieblingsstudien abgeschnitten sah. Ich hing damals mit einem grenzenlosen Feuer an der griechischen Sprache und Literatur, und durfte nur noch die kalten Winternächte der Verzweiflung abringen und meinem über alle Bücher der Welt geliebten Homer widmen. So wurden alle meine Kräfte aufgeregt, wohlmeinende, reife Männer standen mir zur Seite, die mir an meinem Befreiungsplan halfen, und ich siegte endlich nach schrecklichen

Monaten, wo ich oft am Abgrunde der Raserei stand, zertrümmerte meine Verhältnisse, verließ die unnatüliche Richtung, in die man mich einzwängen wollte, und sah mich nach den äußersten Anstrengungen, wiewohl zum tiefsten Kummer meines Vaters, der mich für einen unruhigen Taugenichts halten mochte, in der vollkommensten Freiheit, meine theuren, durch so viele Opfer werth gewordenen Studien zu verfolgen. Jetzt aber brachte das launige, prüfende Schicksal mir ein weibliches Wesen von vieler Liebenswürdigkeit in meine Umgebung, und ich fing an, mich einem dumpfen, unklaren Drange von Gefühlen hinzugeben, die mich entnervten und bald meine Arbeitlust und den Eifer für die Studien in solchem Maaße schwächten, daß ich mich gänzlich der Anmuth jenes Wesens überließ und jener Zeit vergaß, wo ich mit Aufopferung meiner Gesundheit, meines Friedens, meines Verhältnisses zu Eltern und Vorgesetzten den Musen huldigte. Eines Abends aber erschütterte mich die Erzählung eines Verwandten von dem Jugendleben eines mir nachher sehr theuer und schätzbar gewordenen Mannes, ich meine Gustav Schwab, mit solcher Gewalt, daß ich von Stund' an jeden Umgang mit dem Mädchen abbrach und in meiner Selbstbekehrung, wie gewöhnlich, keine Grenzen findend, sogar bis zu einem feindlichen Verhältniß zu dem guten, so übel belohnten Wesen ausschweifte. Diesmal freilich währte der Eifer länger; ich mißgönnte mir ein halbes Jahr lang sogar die Erholung des Spazierganges, den ich auf eine halbe Stunde einschränkte, während deren ich meinen Horaz auswendig lernte, schlief fünf Stunden, trank keinen Wein, entsagte sogar der Poesie, als einer bloßen Beschäftigung des Müssigganges, und verachtete die Weiber. Allein ich komme in meiner Geschwätzigkeit zu weit, ich will ja nur von Kinderdingen reden, und jene

Jahre, die dem großen Sturme schon so nahe waren, sollen in tiefer Dunkelheit verbleiben.

Mein Lehrer war auf mich aufmerksam geworden und suchte mich auf verschiedene Weise, bald ermahnend, bald bestrafend, bald belobend, bald spottend, zum Fleiß zu bringen, aber er vermochte mit all' dem nichts, als meinen Haß gegen ihn zu erhöhen. Er glaubte, daß in mir nicht unbedeutende Fähigkeiten verborgen steckten, und suchte meinen Vater einigemal persönlich auf, um sich mit ihm über meine unselige Verkehrtheit zu bereden. Die Folge davon war ein Strafgericht über meine Farben und Pinsel und die zahllosen Produkte, die ich damit zu Papier gebracht. Es blieb Uebrigens bei'm Alten.

In diese Zeit, etwa in das neunte Jahr, fällt eine Bekanntschaft, die all' meinem Denken und Fühlen, allen Phantasieen und Träumen, selbst meinem Pinsel eine einzige entzückenvolle Richtung gab, die Bekanntschaft mit — Homer. Ich bekam ihn zuerst in einem prosaischen Auszuge zu Gesicht, und später in der Voß'schen Uebersetzung. Es ist nicht zu beschreiben, mit welcher unermeßlichen Hast dieses Buch verschlungen wurde. Tag und Nacht wurde darin gelesen, immer wieder vorn angefangen, und ich ruhte nicht eher, bis ich den Namen jedes Wagenlenkers auswendig wußte. Ich ging damals mit einem Knaben von vorzüglich feiner Erziehung um, und dieser mußte nun natürlich an meinen Genüssen Theil nehmen. Abende lang erzählte ich ihm von den Göttergesprächen, Schlachten und Heldenthaten der Ilias, Abende lang von den Wundern, Abenteuern und Irrfahrten der Odyssee. Jedesmal, wenn wir aus dem Gymnasium kamen, begleitete er mich bis an mein Haus, ich erzählte von Homer, und wir standen oft noch Stunden lang auf der

Treppe. Ja, wir nahmen Partie. Der Freund war auf der Seite des edeln Hektor, ich hatte mir den Achill zum Helden gewählt. Wir stritten uns bis zur Wuth über Beide, indem Jeder seinem Heroen die größte Tapferkeit vindiziren wollte. Nichts natürlicher, als daß von nun an, die gesammte Homerische Welt zu Papier gebracht wurde. Achill und Hektor, Ajax, Agamemnon, Odysseus, Menelaos, Diomed und Patroklos, Alexandros, Priamos, Glaukos und alle Protogonisten wurden hundertmal gezeichnet und gemalt. Besonders zeichnete sich eine Composition aus, welche den Kampf Achilles mit Hektor darstellte. Ich bedauerte allein, daß Homer nicht auch die Zerstörung Troja's beschrieben habe. Doch wurde diese durch eine prosaische Darstellung nach dem Virgil ergänzt. Wir kommen später wieder darauf zurück, wenn wir von dem Theater sprechen. Jetzt ruft uns die Gegenwart und mahnt uns an ihre Rechte. Es ist mir der sonderbarste Schritt von der Welt, den ich aus jener so fernen vaterländischen, engen Kinderwelt, die mir wie ein sinnreicher Schlummer erscheint, durch so wilde, reiche, an erhebenden, seligen und schrecklichen Ereignissen so überfüllten Jahre hindurch in die Klarheit und die ernste Enttäuschung des Augenblickes nach Rom mache! Vergönne mir einen Ruhepunkt, lieber Leser, — ich sehe mich mit einer Empfindung, welche Dir vielleicht fremd ist, im Kreise so ganz verschiedener Verhältnisse im andern Lande, unter anderm Himmel, bei anderer Sprache, und Du wirst mir glauben, daß so viele Veränderungen auch mich verändert haben. Behalte mir also Deine Gunst! wenn wir uns wiedersehen, so erzähl' ich Dir ein Geschichtchen, das Dich gewiß erfreuen wird.

Ich mochte wohl zehn Jahre haben, lieber Leser, als eine kleine Familie in unserm Hause wohnte. Der Vater war

ehemals unter dem Militair gewesen und hatte sein halbes Leben unter den Waffen zugebracht. Er war ein hübscher Mann, von wildem, feurigen Temperament, der nun zum Dienst unfähig geworden war, weil er drei Finger an der Rechten verloren. Allein er sprach von nichts als Krieg und Schlacht, und die damals Schlag auf Schlag erfolgenden politischen Ereignisse, die furchtbare Bewegung, in der Napoleon die Welt erhielt, begleitete der Krieger wenigstens in Gedanken, mit Furcht und Hoffnung, mit Hypothesen und Prophezeiungen, mit Freude und Unmuth, weil er nicht persönlich mitseyn konnte. So ungestüm und rauh er war, so zart und duldsam, bescheiden und liebreich war seine junge Frau, die ihm drei Kinder geboren hatte. Das älteste, ein Mädchen von etwa eilf Jahren, hatte eine Schwester, die nur ein Jahr jünger und von großer Schönheit war. Ein Knabe, der des Vaters Temperament zu haben schien, war jünger als Beide.

Wie nun Kinder zusammenkommen, besonders wenn sie in einem Hause wohnen, wie das Spiel und ihr unbefangener freier Sinn sie bald auf's Engste verbinden können, so mischte ich mich auch gerne unter die hübschen, gutgearteten Mädchen; der Knabe war mir zu jung, und ich konnte damals und lange nachher noch mich nicht mit jüngern einlassen, als ich selbst war. So waren es denn besonders die Schwestern, mit denen ich umging, und sie ihrerseits, vielleicht aus Mangel an weiblicher Gesellschaft, mochten mich gern um sich dulden. Wir gingen gemeinsam Ball zu spielen, und trafen uns heute im Freien und morgen zu Hause, wo sie bald zu mir kamen, bald ich sie in ihrem Zimmer aufsuchte. Ich hatte ihnen besonders viel zu zeigen, jeden Tag wurde ja eine neue Composition gemalt, und schon hatte ich auch ein kleines Theater, das ich selbst verfertigt und mit Figuren

von Pappe versehen hatte. Zu diesen Vorstellungen wurden auch sie eingeladen, ja sie mußten mir zuweilen sogar dabei behülflich seyn. Sie sahen mir aufmerksam zu, wie ich zeichnete, wie ich malte, und ich beschenkte sie reichlich mit Malereien, die ihnen gefielen und mich immer in größere Gunst bei ihnen setzten.

Um diese Zeit fiel ich in eine gefährliche Krankheit, welche viele Wochen dauerte. Ohne malen zu können, mußte ich im Bette bleiben, und das war für mein unruhiges Wesen kaum möglich, kaum erträglich. Meine Mutter, die alle ersinnliche Noth hatte, mich im Bette zu erhalten, that alles, um mir die Zeit zu verkürzen, um meine Ungeduld zu beschwichtigen, der Vater kam selten nach Hause, um mir etwas Hübsches zu bringen, das er mir gekauft hatte. Aber was mich doch mehr als Alles freute, das war die Gesellschaft der kleinen Wilhelmine, so hieß die jüngere Schwester, welche oft mit ihrem Mädchengeschäft und dem Strickzeuge zu mir herab kam, sich zu mir an's Bett setzte, mit mir plauderte, mir erzählte, mit mir spielte und mir mit aller Bereitwilligkeit Krankendienste that, für die ich sie unsaglich lieb gewann. Ich wollte nun nach und nach nicht mehr ohne Wilhelminchen seyn, und meine Mutter mußte täglich die ihre bitten, daß sie dem Töchterchen erlaube, herab zu kommen. Das geschah auch, und kein Mensch hatte Argwohn, daß sich die beiden Kleinen so gut wurden, als man sich nur seyn kann.

Ich war wieder gesund, und es nahete sich nun das für die Kinder so erfreuliche Fest der Ostern. Wie ich meine männliche Gesellschaften immer mehr mied und glaubte, daß mir alles fehle, wenn ich das das kleine Mädchen nicht um mich habe, so gewöhnte ich mich auch mehr an die gewöhnliche Art der Kinderspiele. So kam der Sonnabend vor Ostern.

Wir wurden nun in den Garten einer Base gesandt, um daselbst Blumen und Moos, Laub und Grünes für das Fest zu holen, das uns den folgenden Tag beschenken sollte. Nichts konnte uns erfreulicher seyn, als dieser Spaziergang. Wir machten uns also an einem hübschen Nachmittage auf den Weg. Allein jetzt stand uns ein großes Hinderniß entgegen, das uns störte, und das wir wegräumen wollten, koste es was es wolle. Der Bruder nämlich verlangte auch mitzugehen, und wir, die wir eben allein seyn wollten, konnten das nicht erlauben. Er wurde also ermahnt, sich nach Hause zu begeben, und wir logen ein Bischen, indem wir ihm weiß machen wollten, wir gingen in die Schule. Das half nichts, der hartnäckige Bube verfolgte uns auf dem Fuße, und wie oft ich mich umkehrte und ihm die Faust zeigte, so lief er uns dennoch nach. Zuletzt gerieth ich in Wuth, fing ihn ein und prügelte ihn so durch, daß er heulend nach Hause rannte.

So waren wir also von diesem lästigen Menschen befreit, und hofften bei der Rückkehr schon Ausreden genug zu finden, um etwaige Strafen unserer Mütter abzuwenden. Man erreichte den Garten und vergnügte sich hier viele Stunden mit dem Ballspiel. Man brach sich Blumen, man sammelte Moos, die beiden Mädchen füllten ihre Körbe und ich, wiewohl ich sonst derlei Geschäfte äußerst scheute, meiner Mutter keinen Dienst that, der mir eines Buben unwürdig dünkte, bemühte mich dennoch, den muntern Gespielen beizustehen. Wie bei Kindern kein wahres Vergnügen abgehen kann, ohne zu essen, und die Sentimentalität, Liebe und Galanterie nie so weit steigt, daß man sie nicht vergäße, wenn man ein gutes Stück Kuchen sieht, so lagerte man sich auch hier auf dem Rasen und verzehrte etwas Gebackenes, das uns die Base auf den Weg gegeben. Ich saß in der Mitte zwischen Beiden und dachte an nichts

Arges, sondern folgte ganz dem Zuge meiner Natur, indem ich den Arm recht herzlich und brüderlich um Wilhelminen geschlungen hielt. Ich meinte es so gut mit ihr und dachte so uneigennützig, daß ich ihr die besten Brocken zuschob, nicht ganz ohne die Galanterie gegen die ältere Schwester zu verletzen. Diese, die mir gleichgiltig war, fing auch alsbald an, über uns zu spötteln und zu lachen, und entblödete sich nicht, mir in's Gesicht zu behaupten, daß ich ein Narr sey, weil ich immer mit Minchen herumlaufe. Ich schimpfte sie tüchtig aus und nannte sie ein dummes Plappermaul, dem man gar nicht geheißen habe, mit uns nach den Garten zu gehen. Sie versetzte, daß sie der Mutter sagen werde, wie wir immer zusammen kämen, und daß es eine Schande sey, wenn man mit unser einem etwas zu schaffen habe. Die Kinder der ganzen Straße wüßten es schon, wie ich Minchen zugethan sey, und wir würden allenthalben verspottet, bald würde es auch in die Schulen kommen, und alsdann solle ich zusehen, was geschehe. Ich sagte, daß mir es gleichgiltig sey, die dummen Affengesichter in der Gasse möchten schwatzen was sie wollten, daß nur der Neid aus ihnen herausblicke, weil ich von besserem Stande sey, und mehr verstehe als sie, daß ich aber ihr eine Ohrfeige geben werde, wenn sie nicht auf der Stelle schweige. Die Schwester wollte es nicht mit ihr verderben und hielt sich in der Mitte, sich entschuldigend und ihr gute Worte gebend. Allein mein letztes Anerbieten hatte sie in solchem Grade erbittert, daß sie aufstand und mit den grausamsten Drohungen davonlief.

So hatten wir uns denn auch ihrer entledigt, aber wir fürchteten, daß ein tüchtiges Donnerwetter über uns kommen werde, wenn die Schwester sich nun mit dem Bruder verbinde und bei der Mutter klage. Doch kannte ich diese zu gut,

als daß ich eine Strafe erwartete, und überredete auch meine Freundin, guter Dinge zu seyn. Das leichtsinnige Geschöpfchen wurde es auch und wir schäckerten nun auf's munterste, wie es Kinder machen. Es wurde noch einmal der Ball hervorgenommen, wir suchten uns zu werfen, uns zu fangen, und wenn wir uns erreicht, so umarmten wir uns. Ich gab ihr am Ende einen hübschen Blumenstrauß, den sie sich anstecken sollte, und hätte sie gerne geküßt, wenn ich das nicht für die allergrößte Schande von der Welt gehalten hätte. Froh und lustig nahmen wir endlich die Blumenkörbe und gingen nach Hause.

Wie ich vorausgesagt, erfolgte nichts als eine Strafpredigt der sanften, engelguten Frau und ein saures Gesicht gegen mich, wenn man anders sagen kann, daß ihr Gesicht im Stande war, seine stille, holde Anmuth zu verlieren.

Wilhelminchen brachte es in Kurzem dahin, daß ich auch wieder mit der Schwester ausgesöhnt war, und ich benahm mich nun freundlich und liebreich gegen sie, um ihre Nachsicht in so vielen Stücken zu gewinnen.

Unterdessen hatte meine Malerei sich ganz zum Theater gewendet. Längst hatte mich ein Onkel in's Schauspielhaus geführt, wo eben Wilhelm Tell, und zwar von dem herrlichen, damals noch in Jugendblüthe stehenden Eßlair gegeben wurde.

Der Eindruck dieser ersten Vorstellung ist mir für mein ganzes Leben geblieben. Meine Begeisterung für das Theater erhielt hier den ersten Funken, der in kurzer Zeit mein ganzes Wesen in Flammen setzte, ohne daß ich wußte, was ich damit wolle, der in mir fortbrannte, bis im sechzehnten Jahre eine Tragödie daraus entstand, die ich aber als eine Karikatur des mißverstandenen Shakespeare vernichten mußte, und endlich im ein und zwanzigsten eine andere, Anna

Bullen,*) die ergriff und gefiel, wo ich sie mittheilte, der schon lange eine Aufführung in Stuttgart versprochen ist, ohne daß sie solche erreicht hätte, und die nun, weiß der Himmel wo in Deutschland ist. Sollte ich sie aber auffinden, so stelle ich die unglückliche Königin doch noch dem Publikum zur Schau und wünsche, daß sie in dem zweiten dramatischen Gericht von der Welt nicht verdammt werde, wie es ihr von König Heinrich geschah.

Aber was plaudere ich von solch ernsten Dingen, von Publikum, Tragödie, Verdammniß und Kritik? Nun ist von meinem pappenen Theater zu sprechen, wo ich ein großes Schauspiel, Achilles in zehn Akten, aufführte. Früher hatte ich wohl die Oper Achill gehört und gesehen, aber die romantische Behandlung des Stoffs schien mir eine gräßliche Versündigung an Homer zu seyn, den ich später zur Hand bekam, und so unternahm ich es denn, getreu nach der Quelle und dem Originale, einen Achill von besserer Art für mein Theater zu componiren. Ich schrieb mir übrigens nur den Plan auf, alles Uebrige mußte mir der Augenblick eingeben, und ich improvisirte das ganze Stück.

Da ich öfter in's Theater gekommen war, und bei dem damals so blühenden Zustande desselben die trefflichsten dramatischen Werke sah, so hatte ich unendlich zu thun, um sie sogleich, wenn ich nach Hause kam, nachzuahmen. So war mir ein Abend im Theater ein wirkliches Geschäft. Ich mußte mir die Fabel, die Intrigue, die Charaktere, einzelne Hauptstellen, die Scenenfolge, die Malerei der Coulissen und Hintergründe, das Costüm der Schauspieler behalten. Nun, wie mein Sinn für Vers und gemessenes Wort früh rege war, so klangen mir die Schiller'schen Jamben immer im Ohre,

*) Dies Drama erschien 1829 in Berlin, und ist in dieser Ausgabe mit aufgenommen.

ohne daß ich im geringsten Begriffe von Metrum und Prosodie hatte, und besonders der theatralische Ton dieser Jamben und der vollklingende Wechsel von weiblichen und männlichen Endungen, den dieser Dichter so sehr liebte. Improvisirte ich also mein Trauerspiel bei der Privatvorstellung durch, so sprach ich oft in Jamben, ohne daß ich's wußte, weil ich eben einmal den Klang nicht aus dem Ohre bringen konnte. — Bei der Vorstellung des Achilles nun war ich mehr vorbereitet, weil ich der Compositeur der zehn Aufzüge war, aus denen es bestand, und es schlichen sich hier der stolzen Jamben gewiß sehr viele ein. Leider hatte ich bis jetzt noch keinen Streitwagen, wohl aber Triumphwagen abgebildet gesehen, und so ließ ich denn sämmtliche griechische und trojanische Helden auf ungeheuren vierräderigen Carossen hereinmarschiren. Zu meinem Unglück war eine ältere Person zugegen, welche unverzüglich bemerkte, daß dies ein archäologischer Schnitzer sey; ein Umstand der mich beinahe genöthigt hätte, den Vorhang fallen zu lassen und aus Wuth das ganze Archäer- und Trojerheer in Fetzen zu reißen. Außerdem war Agamemnon während des Streites mit Achill aus dem Draht gefallen, an dem ich ihn hielt, so daß ich mit der Hand herabgreifen und ihn aufstellen mußte, was denn natürlich den poetischen Eindruck sehr störte. In solchen Augenblicken brachte mich meine Neigung zum Zorn und mein schnell aufwallendes Blut der Verzweiflung nahe. Es ist auch schrecklich! Stelle Dir vor, lieber Leser, wenn ich so unsaglich hingerissen bin von der Erhabenheit meiner poetischen Scene, wenn eine Liebende in Ohnmacht fällt und nun so ein Esel von Zuschauer ohne Weiteres in's Theater hineingreift und mir das Frauenzimmer aufhebt, indem er glaubt, daß sie aus dem Drath, und nicht in die Ohnmacht gefallen — das ist denn doch

unerträglich, ist eine allzuharte Enttäuschung für einen zehnjährigen Dichter. Natürlich, ich konnte die vielen Figuren nicht allein regieren, und mußte wenigstens noch zwei Personen haben, die mir Beihülfe leisteten. Ich las nun die Geschmackvollsten, Geschicktesten, Gebildetsten aus meinen Mitschülern aus und unterrichtete sie in dieser schweren Kunst. Das Sprechen aber überließ ich keinem, ich redete alle Rollen mit verstellten Stimmen, diesen oder jenen Schauspieler nachahmend, und war nach Beendigung des Stücks, welches gewöhnlich Sonntags gegeben wurde, vom Deklamiren und Improvisiren erschöpft. Die Mutter aber mußte gleich hinterher die Stube ausfegen lassen, denn mein Publikum hatte einen bedeutenden Theil der Straße an den Stiefeln hereingeschleppt. Es war mir ein Dolchstich, wenn die Mama darüber sich verlauten ließ, und ich nannte das „mit Gewalt ein himmlisches Vergnügen zum Schmutz herabziehen."

Einstweilen setzt' ich den Umgang mit Wilhelminen fort, ja er wurde immer zärtlicher und geheimnißvoller. Wir waren endlich nicht mehr zufrieden, uns zu sehen, zu sprechen, uns freundliches zu sagen, mit einander zu spielen, sondern wir verloren uns auch in Mistifikationen und schrieben uns Briefchen, die wir uns selbst brachten. Den Inhalt dieser verborgenen Correspondenz weiß ich nicht mehr genau; ich erfuhr nur durch eine jener sonderbaren abenteuerlichen Combinationen des Schicksals, deren manche Menschen so viele erfahren, sieben Jahre nachher, daß ich an die dreißig geschrieben habe. Mir ist nur noch erinnerlich, daß ich der Sache ein ernstes und hohes Colorit geben wollte, woran meine von so vielen romantischen Bildern angefüllte Phantasie Schuld war, und daß ich an ihrem Geburtstage Verse machte, worin ich sie auf's feierlichste besang. Dieß waren die ersten, die ich, so viel

ich weiß, in meinem Leben gemacht habe. Später erinnere ich mich ein komisches Lied über einen Frosch geschrieben zu haben, bis ich endlich im dreizehnten Jahre anhub, der Verse so viele zu schreiben, daß ich sie nicht mehr zählen konnte.

Die Schwester Wilhelminens hatte am Sonnabend vor Ostern wirklich Recht gehabt, wenn sie sagte, daß unser Umgang von den Kindern der benachbarten Straßen bemerkt und verspottet werde. Wir erfuhren beiderseits die empfindlichsten Neckereien, man sang Lieder auf uns, gab uns Spottnamen, und selbst die Eltern machten zuweilen eine spitzige Bemerkung. Allein das machte uns eben aufmerksam, daß es etwas Wirkliches und Ernstes sey, was uns verbinde, daß es höchst wünschenswerth seyn müsse, weil man es uns nicht gönnen wollte, und da wir unsere Zusammenkünfte nun einschränken und wo möglich verheimlichen mußten, so fanden wir einen Reiz darin, der uns bezauberte und gegen alle feindseligen Hindernisse taub machte.

So trieben wir's lange, ohne zu wissen, was wir trieben, lebten in Frieden und fühlten uns überglücklich, als endlich der böse Dämon kam, die Eintracht zwischen uns zu stören. Ich war eifersüchtig über die Maßen und hütete Wilhelminen mit Argusaugen, es ungern sehend, wenn sie nur mit einem Mädchen aus ihrer Schule, oder gar mit der eigenen Schwester zu viel verkehrte. Plötzlich aber hatt' ich sie in dem entsetzlichen Verdacht, daß ein Knabe, mit dem sie gleichen Unterricht genoß, sich einer Gunst bei ihr erfreue, die ich unmöglich zugeben konnte. Dieser Junge war schon an die vierzehn Jahre alt, und ich kannte ihn als einen frechen Burschen, der flink hinter den Mädchen her war. Was Wunder also, daß ich mich fest überzeugte, es müsse ein Verhältniß zwischen ihnen statt finden, welches ein Eingriff in

meine Rechte war. Ich bestürmte Wilhelminen, mir zu gestehen, sich mir zu erklären, ich beklagte mich in verzweiflungsvollen Tiraden über ihre Treulosigkeit, über ihren Wankelmuth, über ihren schlechten Geschmack, mit dem sie mich einem Andern nachsetzen konnte, ich plagte sie mit boshaftem Spott, als diese Herzensergießungen nicht fruchteten, ich neckte sie, floh sie und suchte sie doch wieder auf, um sie und mich zu quälen, aber alles vergebens. Ich fing nun an, sie nicht liebenswürdig finden zu wollen, tadelte ihren Anzug, ihren üppigen Kopfputz, und meinte, es sey unausstehlich fratzenhaft, daß sie nun, gerade um mich zu reizen, ihre schönen braunen Haare in langen Zöpfen über dem Rücken trug. Es kam vor, daß sie meiner Klagen und Vorwürfe lachte, und einigemal mit einer Miene an mir vorüberflog, welche fürchten ließ, daß ich auf's Schmählichste hintergangen war. Ich wollte Gewißheit haben und lauerte einstmal in der Nähe der Schule, worin sie war, entschlossen, wenn ich sie mit jenem verruchten Jungen herauskommen sähe, ihre Untreue für erwiesen zu halten. Was erfolgte. Das niedliche Mädchen kam arglos aus dem düstern Gewölbe des Schulhauses hervor und unterhielt sich traulich mit dem Jungen.

Ich war wie vom Donner gerührt. Soll ich ihn anfallen und durchprügeln, war mein erster Gedanke, und eh' ich mich besann, daß ich den Kürzern ziehen mußte, weil er älter und stärker war, hatte mich die Wuth schon so umstrickt, daß ich auf das Paar zurannte. Das Mädchen ergriff lachend die Flucht, und mein Todfeind stellte sich, während sich seine Kameraden um ihn gesellten, und rief mir zu, was ich von ihm wolle. Alsbald erhuben diese ein zischendes Geschrei und gaben mir Spottnamen. Außer mir vor Wuth, sagte ich meinem Gegner, daß ich ihn schon finden wolle und

daß er sich alsdann verwundern möge, wie ich ihm seinen Dummkopf einsalben werde, und ging davon, während mir die ganze Schaar nachlachte.

Das brachte mich zum Aeußersten. Zitternd an allen Nerven kam ich nach Hause. Gnade Dir Gott, Du treulose Dirne, — rief ich — wenn Du mir in die Hände kommst! Ich knirschte und konnte die Zeit der Rache kaum erwarten. Den folgenden Tag gelang es mir, trotz allen Bemühungen, nicht, Wilhelminen zu treffen. Ich kam des Abends in der Dämmerung nach Hause, nachdem ich vergeblich ihr aufgepaßt. Aber welch eine furchtbare Scene stand mir Armen bevor. Mein Vater steht in der Mitte des Zimmers, hält mir ein Stückchen Papier vor's Gesicht und fragt mich: Kennst Du dieses Briefchen? — Ich erschrak, Angst, Grimm, Rachsucht betäubten mich zumal, aber ich antworte schnell: Nein!

Wie, — spricht der Papa — Du hast dieses Briefchen nicht geschrieben?

Nein!

Siehst Du Deinen Namen hier, Du Spitzbube, willst Du auf der Stelle gestehen?

Ich habe es nicht geschrieben, ich weiß nicht, was es ist!

Infamer Tagedieb, Du willst noch leugnen? — Jetzt sah ich deutlich ein, daß es hier darauf abgesehen war, meine Ohren sausen zu machen, und ich begann demnach einen allmählichen Rückzug gegen die Kammerthüre und sagte nichts mehr, um zu verhüten, daß in diesem schrecklichen Ungewitter der Blitz nicht einschlage. Ich hatte richtig gerechnet, statt seiner kam nur ein Wolkenbruch von Drohungen, ein Hagel von Schimpfworten, ein Platzregen von Strafpredigt, so daß ich ertrunken wäre, wenn ich nicht bei ähnlichen Gelegenheiten schwimmen gelernt hätte.

Aber was mich bei weitem mehr als all' dieser diabolische Sermon beunruhigte, das war der Gedanke: wie mochte wohl das Briefchen in des Vaters Hände gekommen seyn? Es ist nicht anders möglich, — mußt' ich mir sagen — als daß sie's selbst gebracht oder ihm wenigstens in die Hände gespielt hat, um sich an mir zu rächen. Ich wurde den Abend über streng und gar nicht als Sohn behandelt, und wollte innerlich vor Wuth vergehen. Ich konnte nicht schlafen, ich schwur der Treulosen eine unbarmherzige Rache und biß in das Bettkissen, wenn ich daran dachte, daß ich sie noch nicht in den Krallen habe.

Welch einen traurigen Auftritt mußte diese meine Rachsucht zur Folge haben! Hätt' ich ihn voraussehen können, gewiß, ich hätte mitten in den rasenden Gefühlen meiner Schande der kleinen Kreatur verziehen oder sie verachtet, wenn es nicht anders gegangen wäre. Aber ich kannte kein Maß in meiner Leidenschaft, ich war zu empfindlich gekränkt, zu abscheulich geprellt, wie ich glaubte, und wenn auch manche Stimmen in mir sie entschuldigten, wenn ich einen Augenblick ein Mißverständniß für möglich hielt, so verjagte doch mein beleidigter Ehrgeiz und die einmal unwidersprechlich widrigen Folgen jeden Fürsprecher für die Verhaßte. — Ich lauerte den folgenden Abend ihr so glücklich auf, daß ich sie endlich kommen sah. Jetzt trieben mich alle Furien auf sie zu, und ich hatte im Sinne, sie an den Haaren zu Boden zu reißen, aber das schlaue Mädchen sah mich wohl, merkte die Gefahr und floh, wie ein junges Reh, die Straße hinauf und hinein in's Haus.

O Tölpel! sagte ich zu mir selbst, als ich Wilhelminen vergeblich verfolgt hatte und an der Schwelle des Hauses stand, worin sie nun geborgen war; ich gelobte, mich auch

für diese Schmach zu rächen und ging hinauf. Schon dämmerte es, und ich war kaum im Zimmer, als ich außen in der Küche weinen hörte. Ich kannte diese Stimme, die auch im Weinen lieblich war, und hörte meine Wilhelmine. Ich lauschte an der Thür und vernahm, wie sie sich bei meiner Mutter beklagte, daß ich sie verfolgt und ihr gedroht habe, sie halb todt zu schlagen. Eben wollt ich hinauseilen, so stieg mir das Blut in den Kopf, als ich plötzlich eine entsetzliche Stimme oben fluchen und donnern hörte. Ich merkte, daß dies Wilhelminens Vater sey, und blieb im Zimmer. Aber zum Unglück für das arme Kind kam der rohe, betrunkene Wütherich die Treppe herab, mit soldatischen Flüchen nach seinem Mädchen suchend. Wehe Dir nun, Du unglückliche Wilhelmine! Dieser fühllose Barbar kennt kein Erbarmen, er hat von unsern Briefchen gehört und sucht Dich, und hört das sanfte Weib nicht an, das ihn weinend zurückhalten will. Er stößt greuliche Worte aus, er hört sein Kind sprechen, ergreift es, wirft es zu Boden, meine Mutter schreit auf, mein Vater eilt herbei, der Unsinnige tritt auf das arme Mädchen, das er an den langen Haaren hält, es stürzen einige Männer herauf, die ihn halten, mein Vater zieht ihm die halb ohnmächtige Tochter unter den Füßen weg, schiebt sie in's Zimmer und schließt zu. Und siehe, ich bin mit ihr allein, in Einem Zimmer bei verschlossener Thüre. Welch' ein wunderbarer Zufall! Was beginnen? — Sie ist bewußtlos, sie wirft sich auf ein Canapee, ich stehe in einer Ecke, zitternd wie Espenlaub, und hätte gern auch geweint, wenn Schrecken und Angst nicht zu mächtig gewesen wären. Außen tobt der Vater noch, man will ihn besänftigen, er wird von seiner schluchzenden Frau weggezogen, die Thüre öffnet sich und ich bebe an allen Gliedern. So wollte ich es ja nicht, so wollte

ich das gute Kind nicht geplagt wissen; ich fühlte mich wie einen armen Sünder und hätte es mit tausend Thränen um Vergebung gebeten, wenn es die Schaam zugelassen hätte. Mein Vater gab das Mädchen diesen Abend nicht mehr aus seinem Zimmer, er ließ es unten schlafen, und wollte es durchaus der unbesonnenen Wuth des Barbaren nicht ausliefern. Ich aber, der ich verdient hätte, mit Ruthen gestrichen zu werden, wurde nur durch diese traurige Scene selbst, durch ihren Anblick, durch Drohungen meiner Eltern und Gewissensbisse bestraft, eine Strafe, die weit härter war als die gröbste Tracht Schläge, weil ich durch diese absolvirt worden wäre, jene aber noch lange in mir fortnagten.

Auf diese tragische Weise endete eine Kinderneigung, welche so zart und unvermerkt, so harmlos und unschuldig angefangen hatte, fast ein Jahr lang diesen stillen und glücklichen Charakter behielt und endlich durch Leidenschaften gestört wurde, welche ihrer Art und Stärke nach, diesem Alter gewöhnlich nicht eigen sind. Nach Verfluß einiger Monate näherten wir uns zwar wieder einander, gaben allen Groll, alle Feindschaft auf, die eigentlich in mir schon an jenem unglücklichen Abende ihr Ende genommen, gewannen uns wieder lieb, aber doch nicht mehr so wie vordem, weil das Vertrauen fehlte, und wir eben doch nicht mehr vergessen konnten, daß wir uns einmal Uebel angethan. Ich suchte wieder gut zu machen, was ich geschadet, und behandelte Wilhelminen mit Zärtlichkeit und Neigung. Ja, als in meinem Hause ein großes Fest gegeben wurde, bat ich meine Mutter, das liebe Kind auch einzuladen, weil ich gern wieder mich mit ihm aussöhnen möchte, und weil mir unbegrenzt leid thäte, was ich gefehlt. Es geschah, die Mutter sah es als einen Beweis von gutem Herzen an, und bat die Mutter sammt den

Töchtern zu Gaste. Des Abends, während die Freuden der Tafel alle gefesselt hielten, entwischten wir in's Dunkel, wo wir uns um den Hals sanken, und uns versprachen, alles zu vergessen und einander immer gut zu bleiben.

Es währte übrigens nicht lange mehr, so verließ Wilhelminens Vater die Hauptstadt und nahm seine Familie mit.

Wie man sich jedoch im Leben trifft, so kam auch ich nach Jahren, da ich kaum mehr ein Bild des lieblichen Wesens hatte, in ihren Wohnort. Der Zufall traf es, daß mir der Vater begegnete, und wie er nun ein eben so jovialer als roher Mann war, so nöthigte er mich, mit ihm in sein Haus zu gehen und mit ihm zu Mittag zu speisen. Man kann sich denken, daß ich nicht wenig gespannt war, mein fast vergessenes Wilhelminchen wiederzusehen. Es kam als eine schöne herangewachsene Jungfrau auf mich zu, und war mir so fremd geworden, das keines von uns wagte, das andere anzureden. Der Vater aber rief der Tochter lachend zu: „Kennst Du diesen Herrn noch, und weißt Du, wie Ihr Euch einst so lieb hattet?“ — Darüber wurde das Mädchen so schamroth, daß es davonging und nicht zum Essen kam. Ich sah Wilhelminen nicht mehr, und als mich das abenteuerlichste Geschick acht Jahre später zu den süßesten und zärtlichsten Freuden an jenen Ort führte, und mich durch Zufall wieder an die Vergangenheit erinnerte, hörte ich, daß sie gestorben sey.

Hast Du die Geschichte von der niedlichen Hausgenossin nicht ohne Theilnahme und Vergnügen gelesen, so folge mir nun weiter, lieber Leser, in den Garten meines Knabenalters. Da ich Dir, wie ich Dir zu Anfang gesagt, nur einen kurzen Spaziergang darin erlauben kann, und überdies zu befürchten ist, es werde Dich schon dieser langweilen, weil Du darin nichts von allen Gartenwundern Ariost's und Tasso's,

Englands und Italiens bemerkest, und mich vielleicht die Eigenliebe betrügt, mit welcher ich an dem Wenigen hange, was auf meinem Boden gewachsen, so müssen wir eine Menge Sachen übergehen und werden bald an dem Punkte seyn, wo ich aufhören muß. Denn über mein vierzehntes Jahr hinaus kann ich Dir nichts mehr vertrauen, lieber Leser.

Von da an müßte ich Dich und könnte ich Dich freilich in so labyrinthische Parke führen, als jene waren, worin Rüdiger, Rinaldo, Sansonetto und alle die Helden des Orlando irrten, und könnte Dir Ungeheuer zeigen, an denen sich Dante's Phantasie erschöpfte, würde Dich von lauter Paradiesen durch alle Kreise der Hölle führen, ohne daß Dir etwas dabei widerführe, wäre im Stande, Dich mit Novellen zu unterhalten, wie sie Messer Boccaccio uns hinterlassen, aber doch müßte ich Dir noch mehr Dinge im Geschmack Lord Byron's mittheilen, worüber Du Dich entsetzen und die Welt verabscheuen würdest, in der Du leben mußt. Allein das sollst Du nicht und ich bin zufrieden, wenn ich an jene romantische Vergangenheit nicht erinnert werde. Laß mich also lieber an diesem Abend die weite Reise über die Alpen in meine einst so theure Heimath und die noch weitere von meiner Gegenwart in die frühen Jugendtage machen. Glaube mir, daß ich aus den vaterländischen Gründen der Kindheit nun durch die unwegsamsten Wolkenpfade, die entsetzlichsten Abgründe, die gefahrvollsten Eisfirnen, über tausend Teufelsbrücken, auf einer beständigen Viamala, wo ich mehr als einmal geschwindelt und an Rettung verzweifelt, ja am Ende rein bis auf die Haut ausgeplündert, wie ich auf die Welt kam, ohne Hab' und Hut, in dem Lande meiner Sehnsucht und am Ziele meiner Wünsche anlangte. So viel davon, und nun, wenn es Dich unterhält, in die Kindheit zurück.

Mein Theater gewann mit jeder Woche an Umfang. Ich konnte zuletzt an die dreißig Schau=, Trauer= und Lustspiele, ja sogar Opern aufführen, welche, versteht sich, gesprochen wurden. Unterdessen war ich auch mit Schiller bekannt geworden und verschlang ihn nun wieder und wieder. Für mich, der ich noch nicht wußte, wo aus und ein, mußte dieser nie beruhigte Geist in seinem großartigen Ringen und Fortschreiten aus den Ab= und Irrwegen des Genie's, worin sich seine ersten dramatischen Schöpfungen herumtreiben, bis zur Erfassung reiner Kunstschönheit, der er sich in seinen vollendetern mehr oder minder nähert, schon das Prachtvolle und Glänzende seiner Sprache einen unermeßlichen Eindruck machen. Auch ist der Jugend die abgezogene Idealwelt dieses dichterischen genialen Denkers weit imponirender und poetischer, als jene allergesundeste und vollkommenste Poesie, mit welcher sich der sichere, beruhigtere Geist unseres Göthe in Leben, Wirklichkeit und Erfahrung bewegt. Bekam ich je etwas von ihm in die Hände, so fand ich keinen Geschmack daran, er schien sich mir in zu niederer Sphäre zu bewegen, und seine Natur war mir zu bequem, behaglich und einfach. Ja ich glaubte, solche Gedichte, wie er geschrieben, könne ein jeder machen, und wußte nicht, daß ich eben dadurch den ersten und vorzüglichsten Beweis für ihren rein poetischen Werth aussprach. Meinte ich ja doch selbst auch, es könne nichts Schweres seyn, so eine Rhapsodie zu singen, wie Homer, der ja doch immer nur das Nächste und Simpelste vorbringe, gar keinen Schmuck habe, sondern herausrede, wie man eben reden müsse, wenn man das Maul aufthue. Das war etwas ganz anderes bei Schiller, dessen gewaltiger Pomp, dessen erhabene Diction sich mir immer über dem Gewöhnlichen und Alltäglichen zu halten schien, der nie so verständlich und prosaisch spreche, wie

Homer und Göthe, seine Helden zu weit größern und idealern Geschöpfen mache, als man sie im Leben findet, und überhaupt in einer Sphäre schwebe, die über unsern Gesichtskreis hinaus gehe und fast keine Analogie in der Wirklichkeit habe. Daher schien er mir unerreichbar, und verglich ich vollends ein Gedicht, wie der Kampf mit dem Drachen und der Taucher, mit so einer Götheschen Ballade, wo auch nicht ein prächtiges Wort war, so mußte ich Schiller für den einzigen und größten Dichter halten.

Die Geschichte interessirte mich gleichfalls unsaglich. Alte Chroniken und Kupferstiche, die in unserem Hause waren, hatten mich schon zu des Großvaters Zeiten mit einzelnen Theilen der römischen Geschichte bekannt gemacht. Nun aber in spätern Jahren las ich die römische Historie im Zusammenhange und bildete mir hundert Scenen daraus auf's Papier. Besonders die fabelhaften Anfänge, der mythische Ursprung, die Königsregierung und die ersten Jahrhunderte ächt römischer Kraft und Tugend entzückten mich. Die neuere Geschichte blieb mir noch unbekannt; außer den Perioden der Entdeckung Amerika's und der mich mehr als alles begeisternden Reformation erfuhr ich wenig. In der Bibel las ich fleißig und war in Glaubenspunkten unendlich genau. Was sodann eine neue Welt in mir eröffnete, das war die schon durch Homer und später durch eigene Compendien gemachte Bekanntschaft mit der heidnischen Götterlehre. Das eckelhafteste und widrigste Buch, das mir durchweg widerstand, war der französische Telemach. Ich fühlte deutlich, daß eine solche Behandlung antiker Stoffe eine unverzeihliche Versündigung am ganzen Alterthum sey, und haßte das Buch wie das Maximum von Ungeschmack und Unpoesie. Die Erdkunde zog mich fortwährend an, ich las alle Reisebe-

schreibungen, die ich bekommen konnte, mit einer unsaglichen Begierde, mit einem unbefriedigten Wissensdurst und zeichnete eine Menge Landkarten; sogar Alt=Griechenland wußte ich nach seinen vielen kleinen Staaten einzutheilen und erhielt darob viele gute Worte von dem Lehrer der Geographie. Worin ich mich ganz auszeichnete, war das Schönschreiben, eine Kunst, die ich so in meiner Gewalt hatte, daß der Lehrer, wenn ich auch die schlechteste lateinische Arbeit lieferte, mich oftmals blos wegen der hübschen Handschrift pardonirte.

An den Kriegen Napoleon's nahm ich feurigen Antheil. Ich kannte alle Helden und Schlachten, alle Feldzüge und Campagnen, erinnere mich noch wohl, mit welchen Augen ich den großen Mann ansah, als er in unsere Gegend kam, war aber doch gegen ihn, hielt ihn für einen gottlosen Tyrann, und war entzückt, wenn er verlor. Dagegen war Friederich der Einzige mein Mann, und sollt' es nur wegen der allerliebsten burlesken Anekdoten seyn, die man von ihm erzählt.

Inzwischen wurde ich zum Geistlichen bestimmt, und war eben nicht sehr darüber erfreut, besonders da ich nun das Griechische und Hebräische lernen mußte, während ich noch nicht einmal Latein wußte. Da man in diesen Sprachen dieselbe Methode befolgte, so fand ich auch an ihnen keine Freude. Jedoch war ich immer unter den Mittelmäßigen und nicht mehr unter den Schlechten, während ich in allen Realien, in Geschichte und Geographie, wohl der Beste von allen war. Regte man überhaupt meine Thätigkeit an, ohne mich mit Schulunsinn zu drücken, so war ich gleich bei der Hand, und als der Lehrer der Geschichte verlangte, daß man nach der Stunde oder zu Hause alles in einen Aufsatz bringen solle, was er vorgetragen, so ward ich in einem Moment damit fertig, wurde belobt, und die guten Lateiner kamen zu

mir, um sich von mir zuweilen ihr Aufsätzchen schreiben zu lassen, wofür sie mir dann wohl an meinem Latein helfen mußten.

Es ist nicht möglich, daß ein Mensch einen heftigeren Trieb zur Freundschaft, zu Umgang, zu Gesellschaft habe, als ich damals. Ich war unerträglich, wenn mir nicht ein Gespiele zu Seite war. Es mußte immer einer seyn, den ich liebte und unabänderlich bei mir haben kann. Dieser Jungen hatte ich nach und nach Dutzende gehabt, und darunter höchst edle, wohlgezogene und gutherzige Kinder. Aber es war ihnen freilich nicht zu verdenken, wenn sie sich über kurz oder lang nach Freiheit sehnten. Denn ohne daß ich's wollte und wußte, sollten sie eben schlechterdings alles thun und leiden, was ich wollte, und wenn sie widerstrebten, so sagt' ich, daß sie mich nicht liebten, so droht' ich, wüthet' ich und war oft sehr unartig. Sie sollten immer um mich seyn, mit keinem andern umgehen, meine Meinung in allen Stücken haben, meine Spiele für die besten und interessantesten halten, kein Vergnügen kennen und suchen als im Umgange mit mir, wofür ich denn aber meinerseits ihnen so standhaft zugethan war, daß ich oftmals Schläge für einen aushielt, um ihn nicht verrathen zu dürfen. Ein solcher Liebling war alsdann mein erster und letzter Gedanke des Tages, ich konnte nichts ohne ihn genießen, er mußte mit mir essen und trinken, machten meine Eltern mir ein Vergnügen, so nahm ich es nicht eher an, bis auch er daran Theil nehmen durfte, kurz, sie hatten immer einen Fremden wie einen Sohn zu pflegen, wenn sie mich bei guter Laune erhalten, und nicht gleich in Verzweiflung ausbrechen sehen wollten. War er einmal nicht um mich, so mußt' ich doch von ihm sprechen, ich vergötterte ihn, sagte, daß ich nun den trefflichsten und gutmüthigsten Menschen

gefunden, und meine Mutter fragte mich alsdann nur, warum ich denn das auch von dem Vorigen gesagt, mit dem ich nun in Feindschaft lebe. Allein ich wälzte alle Schuld von mir ab, nicht einsehend, welch eine beschwerliche, drückende Last diese meine leidenschaftliche Liebe für die armen Jungen war, die alle Freiheit bei mir verloren, und glaubte, daß eine Trennung von diesem unmöglich sey, mit dem ich gerade mich verbunden hatte.

So befand ich mich denn nach so vielen und eben nach der Trennung von einer Gesellschaft der wohlgezogensten Knaben, zum Theil von hohem Stande, einmal allein. Mein letzter Günstling, mit dem ich über ein halbes Jahr in überschwänglicher Glückseligkeit gelebt, und in dessen großem Garten uns alle Abende in leidenschaftlichen Neigungen verflossen, zerfiel endlich in solchem Grade mit mir, daß er sich auf seiner Haustreppe, wo ich ihn verspottete, über mich herwarf, um mich zu prügeln. Ich war aber stärker, fing an, ihn tüchtig mit Hieben zu versehen und wollte ihn eben die Treppe hinab werfen, als sein Vater, ein hitziger Hofrath, zum Fenster heraussah und von dem Söhnchen um Hülfe angerufen wurde. Der Donnerstimme des Papa's zufolge ließ ich meinen Gegner los, allein als sich dieser frei sah, schlug er noch einmal auf mich los, so daß ich ihm, trotz dem wüthenden Vater, abermals auf den Leib ging, mit der Absicht ihn nun ohne Barmherzigkeit die Treppe hinabzustürzen. Jetzt aber eilte der Herr Hofrath heraus, und ich, den Gegner mit einem Stoße hinunterschleudernd, ergriff die Flucht und lief die Königsstraße hinab. Der Hofrath mir nach, bei hellem Tage, in der ersten Straße der Residenz, ohne alle Scheu! Da beging ich den erzdummen Streich, mich fangen zu lassen, als ich schon eine große Strecke gelaufen war, und

nun versetzte mir der Hofrath mit den derbsten Kanzleihänden einige unvergeßliche Ohrfeigen. Man fand in der Nachbarschaft diese Scene interessant und viele liefen herbei. Ich aber, mit den Füßen stampfend, schrie dem Herrn Hofrath zu: Du grober Mensch! es ist keine Kunst, einen Buben zu schlagen, wenn man schon ein so alter Lümmel ist wie Du, und sich nicht schämt, einem nachzulaufen, wie ein Küfergeselle! Warte nur und siehe zu, ob ich Dich nicht mit Steinen todt werfe, und Deinen verdammten Buben mit Dir, Du schmählicher Kanzleipudel! Durch solche und andere Worte suchte ich meiner unmächtigen Wuth Luft zu machen, während das Volk um mich herum stand und mich fragte, warum mich der Mann geschlagen. Ich erzählte nun meinen Unfall haarklein und ein Perrükenmacher, der unter der Menge war, tröstete mich mit den liebevollsten Worten, indem er sagte, daß es für mich keine Schande sey, von einem so erwachsenen Manne eine Ohrfeige zu bekommen, aber wohl für ihn, der einem Buben auf der Straße nachlaufe, und was mich mehr als alles entzückte, das war das Versprechen meines Perrükenmachers, daß morgen die ganze Stadt von der Geschichte wissen solle.

Zehn Jahre nachher, wo ich wieder an einem andern Orte mit diesem Herrn zusammen kam, hab' ich ihm diese Ohrfeigen auf eine launige Weise zurückgegeben, obwohl nicht mit der Hand.

So sah ich mich also allein und ohne Liebling. Ich fühlte eine unglückselige Lücke, es fehlte mir Alles, ich wünschte mir tausend Mal meinen letzten Freund zurück, und mußte nun mit Menschen vorlieb nehmen, die mir nicht genügten. Es stand aber nicht lange an, so machte ich die Bekanntschaft eines allerliebsten schönen Knaben, von blonden Haaren und

einem äußerst einnehmenden Wesen. Er war der Sohn einer armen Pfarrwittwe, welche bei ihren ältern Söhnen lebte. Ich sah, daß dieser freundliche, gutgeartete Junge mehr als irgend ein anderer für mich passe, und nahm mir also vor, mir seine Zuneigung zu erwerben. Ich war ihm überaus gefällig, beschenkte ihn auf's reichlichste mit Gemälden und Zeichnungen und alles, was ich hatte, stand ihm bereit. Ich suchte ihn in mein Haus zu locken, ich veranlaßte ihn, seine Besuche zu wiederholen, und meine Neigung stieg von Tag zu Tag höher, so daß ich endlich nicht mehr schlafen konnte, ohne von ihm zu träumen, und alles andere, Pinsel, Bleistift, Pappe, Scheere, Theater, Dichter und Bücher ließ und eine brennende Leidenschaft für den Einzigen war. Aber ich bemerkte zu meinem blutigen Schmerze, daß dem vollkommenen Besitze des Knaben große Hindernisse im Wege standen, denn er hatte einen Freund, an dem er sehr zu hangen schien, mit dem er häufig ausging, und noch mehre Jungen in seiner Nähe, so daß ich nun in Verzweiflung gerathen wollte und befürchten mußte, er sey einer so einzigen, zärtlichen, ausschließlichen, schwärmerischen Verbindung gar nicht fähig, wie ich sie haben wolle.

Ich untersuchte nun, in welchem Verhältnisse er zu dem Gespielen stehen, und fand es leider sehr nahe. Ich sah mir alle Ruhe geraubt, Tag und Nacht seufzte ich, und sann auf Mittel, meinen Liebling allein zu besitzen. Meine Mutter mußte ihn zum Essen laden, ich gab ihm Schauspiele zu Ehren, lud nur die ein, welche ihm gefielen, bat meinen Vater, ihn des Sonntags und des Abends auf Spaziergänge, in Vergnügungsörter und Lustgärten zu nöthigen, und überhäufte ihn mit Gefälligkeiten, Dienstleistungen, Geschenken und Auszeichnungen. So gewann ich mir bald sein Herz und seine

Sinne, indem ich auf jenes mit Liebe und Freundlichkeit, auf diese mit Genüssen und Vergnügungen einstürmte. Jetzt konnte ich nach und nach an seiner Trennung von jenem Andern arbeiten, so vielen Widerstand ich fand, und eines Abends beschwor ich ihn mit Thränen, von ihm zu lassen, mich zu lieben, sich mir allein zu weihen, mir ganz und ungetheilt anzugehören, und versprach ihm dafür einen Himmel von Freuden und unerschütterlicher Treue und Freundschaft. Er sagte aber, daß er sich unmöglich so schnell und ohne Grund von einem Freunde losreißen könne, mit dem er schon viele Jahre umgegangen. Ich bat, ich flehte, ich stellte vor, ich drohte, aber ich erreichte nichts weiter, als das Versprechen, ihn nicht mehr so oft zu besuchen.

Ich war am Rande der Verzweiflung. Ich wollte mich entschließen, ganz von ihm zu lassen, ich bestrebte mich, ihn klein, häßlich, langweilig, kurz meiner Liebe unwürdig zu finden, aber der Brand war nur zu groß, mein Stolz zu gereizt, meine Hartnäckigkeit zu aufgeregt, als daß ich solche Gedanken hätte ausführen können, kurz, ich wollte mein Leben daran setzen, zum Ziele zu kommen und den theuren Jungen allein zu besitzen.

Ich trotzte, stellte mich spröde und allzu gekränkt, verstört und floh ihn, um ihn an mich zu ziehen. Dann zumal fiel ich, wenn er kam, mit meiner jungen flammenden Gewalt über ihn her und riß ihn mit mir fort, so daß er endlich mir gelobte, allein und ewig mein zu seyn und von seinem Freunde zu lassen.

Jetzt athmete ich freier, und ich sah nun Tagelang den geliebten Knaben an, den ich endlich errungen und dessen Besitz mich so unendliche Anstrengung, so verzweiflungsvolle Kämpfe gekostet. Ich hütete ihn aber auf's Argwöhnischste,

überraschte ihn hundert Mal zu Hause, wenn er mich nicht erwartete, forderte Rechenschaft von jeder Stunde, die er fern von mir zugebracht, bewachte ihn in den Unterrichtsstunden und trennte mich nur mit dem tiefsten Bedauern von ihm, daß wir nicht Tag und Nacht zusammen seyn konnten. Er mußte immer bei mir seyn, bei mir arbeiten, seine Aufgaben machen, mir bei dem Theater, bei den Zurüstungen, in Allem beistehen; häufig aß er bei mir, und des Sonntags gingen wir mit meinem und von nun an unserm Vater auf einen benachbarten Ort spazieren.

Bei der kleinsten Veranlassung gerieth ich in Verzweiflung und argwöhnte Untreue. Der gute Junge konnte doch zuweilen nicht anders, er mußte mit andern Knaben sprechen, konnte sie nicht fortjagen, wenn sie zu ihm kamen. Dies gab die kläglichsten Scenen; er sollte sich auf alle Weise, durch Kunst, Kälte, oder mit Gewalt von ihnen losreißen. Ich schrieb ihm Briefe, deren Inhalt die sublimste Schwärmerei war. Zu meinem höchsten Unglück kam einmal eine Verwandte mit ihrem Sohne auf einige Tage in das Haus meines Geliebten. Dies waren für mich Tage der Höllenqual. Er stellte mir mit den handgreiflichsten Gründen die Unsinnigkeit meiner Wünsche vor, und die Nothwendigkeit, mit jenem Knaben freundlich zu seyn; aber ich sah in allen seinen Gründen nur eine Folge seiner Kälte gegen mich und seines Mangels an Fassungskraft für das Gefühl, das ich in mir trug, und die Idee der Freundschaft, mit der ich mich plagte.

Ich lauerte sogar auf seine Blicke und wurde schon unruhig, wenn er mich nicht oft und recht hingebend ansah. Nannte er mich durch Zufall einmal bei meinem Geschlechtsnamen, so war es ein Dolchstich für mich. Ich zeichnete ihn

besonders dadurch aus, daß ich ihm die schönsten und größten Compositionen malte, die ich je gemacht und die den Neid aller erregten, welche sie ansahen. Wiewohl ich mit keinem Andern mich genauer einließ, so beobachtete ich nicht dieselbe strenge Treue, die ich von ihm beobachtet wissen wollte, und sprach mit wem mir es beliebte. Aber meine fantastische Liebe behielt ich einzig für ihn. Täglich quälte ich ihn mit Vorwürfen über seine Kälte, seine Lieblosigkeit, seine Empfindungslosigkeit. Ich wünschte ihn leidenschaftlicher, ungestümer, ich wollte, daß er glühe wie ich, lebendig sey wie ich, und sah nicht ein, daß es nun einmal seine stillere und weiblichere Natur war, die ihn kalt scheinen ließ. Ich fühlte oft Freudenschauer, wenn ich ihn durch Zufall berührte, und träumte mich im Elysium, wenn ich Hand in Hand mit ihm unter grünen Bäumen Abends lange einsam herumwandelte. Unzählige Mal hätte ich ihm um den Hals fallen mögen, aber es hielt mich eine unbezwingliche Scheu, eine fast verschämte Schüchternheit zurück.

Wir sammelten uns — denn ich habe in meinem Leben alle Narrheiten durchgemacht, ausgenommen, daß ich noch kein Hundenarr und kein frommer Narr war — Steine, Muscheln, Schmetterlinge, Wappen, Käfer. Nun kam es einmal vor, daß mein Liebling eine ausgezeichnet schöne prachtvolle Muschel zum Geschenk erhielt, welche die Zierde seiner Sammlung und der Neid aller Mitschüler war und die ihm das höchste Gut dieser Erde däuchte. Diese Muschel aber sollte er mir nun zum Opfer bringen, und das verlangte ich zum Beweis seiner vollkommenen Freundschaft. — Wir saßen auf einem Rasen einen Nachmittag lang. Ich bestürmte ihn mit Bitten, Vorstellungen,

Beschwörungen, Versprechungen, aber vergebens. Er sagte, daß ihm diese Muschel das Liebste auf der Welt sey, und daß er sie schon darum nicht weggeben könne, weil sie ein Geschenk sey. Ich lag ihm mit glühenden Thränenströmen an, mich nicht dergestalt zu beleidigen, daß er sage, eine Muschel sey ihm lieber als ich; ich schilderte ihm die ganze schauerliche Hölle von Verzweiflung, in die mich nun die Ueberzeugung und der klare Beweis, daß er mich nicht liebe, hineinstürze, und war wie ein Rasender mit einem Worte. Endlich brach ich ihm das Herz, und er rief: Sie ist Dein! Aber jetzt war ich außer mir vor Entzücken. — Sie ist mein? Und Du liebst mich so? — Sie ist's, sagte er weinend: nimm sie, sie ist's! — Ich habe erreicht, was ich wollte! — schrie ich, ihn umarmend — Ich will Deine Muschel nicht, Gott sey davor, nur Dich! Behalte sie zu meinem Andenken und erinnere Dich stets, daß ich Dir theurer bin, als Dein theuerstes Erdengut. — Es gab nun einen kleinen Streit; die Muschel sollte ich nehmen, aber es war umsonst, wir trockneten unsere Thränen und gingen voll Freude und Lust nach Hause.

Wie sich dieses leidenschaftliche Verhältniß schloß, ist mir nicht mehr klar. Genug, wir verloren uns, sey es, daß die allzu hohe Ueberspannung meiner Gefühle eine spätere Erschlaffung zur Folge hatte, daß die Unmäßigkeit im Umgange mit ihm mich übersättigte, oder daß ich zu tyrannisch wurde, nachdem der Zauber der Neuheit verschwunden war und der Knabe sich losriß.

Wir trafen uns neun Jahre nachher. Wir sahen uns oft, ohne uns anzureden. Endlich that er es, und sagte mir, daß es die schönste und reinste Zeit seines Lebens gewesen, da er mit mir gelebt. Er erinnerte sich noch auf's

Genaueste einer Menge Einzelnheiten, die ich längst vergessen hatte, und sagte, daß er meine vielen Briefe noch habe. Er hatte mir viele Neigung und Achtung bewährt. Leider mußte ich sehen und hören, daß er auf der Universität, diesem wahren Kloak von Verkehrtheit, Irrthum, Unnatur, Rohheit, Verderbniß und Faulheit, auch an der Klippe gescheitert, an der so viele gutgeartete Menschen zu Grunde gehen, die bei einer vernünftigern Anleitung und Einrichtung einer solchen Pflanzschule aller Thorheiten und Laster, brauchbare Männer geworden wären.

Meine nächsten freundschaftlichen Verbindungen waren nun nicht mehr so zärtlicher Art. Im Gegentheil gerieth ich unter die muthwilligsten Buben, die ich nur finden konnte, und mir gefiel es, mit diesen jungen Taugenichtsen die Stadt zu durchstreichen und die Leute zum Besten zu haben, wo wir nur konnten. Wir fingen uns Mäuse zu Dutzenden und erschreckten damit die Frauen und Mädchen. Ich war der Verwegenste und Nichtswürdigste von Allen. Einmal ging ich in einen Laden, wo eine junge Seifensiederin war, die für schön galt. Ich hatte ein Papier in der Hand, das zugebogen war, als wenn etwas darin wäre, und sagte dem Mädchen, daß mich meine Schwester herschicke, um die Seife zurückzubringen, die sie nicht brauchen könne. Das gute Kind öffnete das Papier arglos und war der Ohnmacht nahe, als eine Maus hervorsprang. Ich ging davon und lachte mich halb todt. So kannten wir einen Kaufmann von einem äußerst miserablen Ansehn, welcher in der ganzen Stadt bekannt und verspottet war. Unter andern verkaufte er auch Farben und allerlei Kinderbilder. Nun konnt' ich mich Stunden lang in den Laden hinstellen und gemächlich nach meinem Behagen

seine sämmtlichen Bilder durchsehen, und am Ende ging ich fort, ohne etwas zu kaufen, indem ich ihm häufig eine Maus in eine Schublade voll Reis und anderer Waare hineinpraktizirte. Da sein Laden zwei Thüren hatte, so ging ich täglich zu der einen Thüre hinein, und alsbald, wie auf einem öffentlichen Wege, zur andern hinaus. Wir schlichen uns in Wirthshäuser, wo viel Volk war, und richteten daselbst vielen Unfug an. Einmal gelang es mir, einem alten Kanzleiherrn, der noch im Costüm des vorigen Jahrhunderts ging und einen langen Zopf trug, einen Hornschröter daran zubinden. Konnten wir auf dem Markte einige Bauernweiber an ihren langen Zöpfen zusammenbinden, so war es uns Hochgenuß. Des Nachts strichen wir durch die Stadt, läuteten an den Häusern an und warfen Erbsen an die Fenster, zuweilen mit solcher Gewalt, daß sie zerbrachen, besonders wenn wir Bosheit gegen die Hausleute hatten. Wir gingen zu Schneidern und Schuhmachern und bestellten sie in allerlei Familien, riefen einmal den Barbier zu einem unserer Lehrer, der keinen Bart, und die Hebamme zu einer Frau, welche keine Kinder hatte. Dabei wußten wir einen geheimen Eingang in's Theater zu finden, wo wir das Schauspiel auf der sogenannten Zimmermannsloge von oben herab ansehen konnten, und da einer von unserer edeln Gesellschaft der Sohn eines Schauspielers war, so fanden wir Gelegenheit, selbst auf der Bühne aufzutreten, und ich erinnere mich, einmal dem Rochus Pumpernickel nachgeschrieen, und in der Zauberflöte die Hinterpfoten eines Löwen dargestellt zu haben.

Diese Unarten, bei denen wir immer ungestraft durchkamen, hatten aber nur eine kurze Dauer. Die

verschiedenen Abtheilungen des Gymnasiums waren miteinander in Krieg und forderten sich vor der Stadt auf einem einsamen Platze, wo einige Schlachten geliefert wurden, welche sich mit blutigen Köpfen endeten. Diesen Kriegen gab man dasselbe ernste und wichtige Ansehen, als die Bataillen hatten, welche Napoleon lieferte. Ich wurde aber einmal so durchgeprügelt, daß ich den Geschmack für immer daran verlor, und auch meine wilden Genossen und ihre bübischen Streifereien verließ.

Einen Eindruck kann ich nicht vergessen, den ein sanftes, blasses Mädchen einige Jahre lang auf mich ausübte. Sie ging gern weiß gekleidet und trug ein rosafarbenes Halstuch. Ich sah sie zum erstenmal bei dem Maienfest, unter den schattigen Linden, wo es gefeiert wurde. Sie war ernsten Charakters, still und kränklich, und nahm keinen Antheil an den Spielen ihrer Freundinnen. Ich wußte nicht, wie sonderbar magisch ich angezogen wurde, so oft ich das liebe Kind sah, das ich anbetete. Es konnten aber Monate vergehen, daß es mir zu Gesicht kam. Ich hatte keinen Wunsch, kein weiteres Verlangen, und war glücklich, wenn ich es nur von fern bemerken konnte. Nie sprach ich es, und dennoch betet' ich's an, und der Tag, wo es mir erschien, war immer ein Festtag für mich.

Bald gerieth ich auch wieder in die beste Gesellschaft und gewann nach vielen Versuchen mit Andern einen Knaben ausnehmend lieb, welcher von den trefflichsten Sitten, von gutem Talent, und einer ausgezeichnet feinen Erziehung war.

Jetzt veränderte sich aber mein ganzes Leben mit einem Schlage. Mein Vater wurde durch eine Umwälzung der bisherigen Staatseinrichtung versetzt, und ich mußte

die Stadt, wo ich meine Kindheit verlebt, die Oerter aller meiner Jugendfreuden, meinen geliebten Freund, ja sogar, wie mein Vater es haben wollte, mein nun auf den Gipfel der Vollkommenheit gestiegenes Theater zurücklassen.

Eine solche gänzliche Umgestaltung meiner Verhältnisse hatte freilich zu Anfang etwas höchst Unerquickliches, Störendes und Unerfreuliches für mich, zumal da ich die vielen Freuden der Residenz nun plötzlich mit der Langweile einer Provinzialstadt, und die feinen Weltsitten, an die ich mich gewöhnt hatte, die wohlgezogenen Knaben, mit denen ich umging, mit dem Philisterton einer alten Reichsstadt vertauschen mußte. Ich war etwas mehr als zwölf Jahre alt, als diese Veränderung geschah. Die Knaben, die ich von meinem Alter antraf, konnt' ich gar nicht nach meinem Sinn finden. Von all' den Lustbarkeiten und Privatbeschäftigungen des Theaters, der Poesie, der Malerei, hatten sie keinen Begriff. Sie trieben sich auf der Straße umher, wenn sie aus der Schule entlassen wurden, und ich fühlte mich zu gebildet, zu erwachsen, als daß ich mich hätte dazu verstehen können. Doch hatte das Schicksal einen jungen Baron dahin verschlagen, mit welchem ich sofort Freundschaft schloß, und Partie gegen die für uns Städter allzurohen Buben bildete.

Die Gefälligkeit, mit der uns diese anfänglich behandelten, hörte demnach bald auf, als sie sahen, daß wir uns zu sehr fühlten, um uns viel mit ihnen einzulassen, und besonders weil der Rector uns mit mehr Rücksicht behandelte als sie. Das erregte Neid und Wuth. Zu dem kam noch, daß wir uns bei allen Gelegenheiten über die traurige Fügung beklagten, die uns hieher versetzte, den Aufenthalt in dieser Reichsstadt höchst langweilig, unbequem und geschmacklos schilderten und uns in unsere frühere Umgebung zurücksehnten.

Ohne alle Anregung von Aussen, ohne Umgang mit Menschen, welche Sinn und Neigung für die Malerei gehabt hätten, ohne Theilnahme eines Zweiten, in eine ganz andere Welt hineingerückt, konnte es nicht anders seyn, als daß ich nach und nach aufhörte, zu zeichnen und zu malen. Was aber noch mehr als all' dies dazu beitrug, das war die Aufmerksamkeit, welche mir von nun an der Rector bewies, und die Befreiung von jenem Drucke, der mir die soliden Studien, wie man's nennt, so sehr verbitterte. Es wurde mir Cornelius, Cäsar, Sallust und Virgil erklärt. Es erwachte, da ich mich frei fühlte, ein lebhafter Trieb in mir, endlich einmal Latein zu lernen, worin ich einem Theile meiner Mitschüler nachstand. Am Griechischen hatte ich plötzlich eine solche Freude bekommen, daß ich Allen vorauseilte, und der Rector mir nebst dem Sohne des Dekans einen besondern Unterricht geben mußte. Schon wußte ich erträglich im Plutarch und Xenophon zu übersetzen und die Homerischen Hymnen sollten zur Erfrischung dienen. Da ich diese metrisch übersetzte, so mußte ich sie in der Schule vorlesen, und das erregte den Neid der Andern. Der Rector lenkte meine Privatstudien, leitete mich an, was ich im Lateinischen und Griechischen thun sollte, versorgte mich mit nützlichen Büchern der Geschichte, der Literatur, der Poesie. Ich arbeitete jeden Abend einige Stunden in seinem Zimmer.

Freilich gleitete hier mein Auge, trotz allem Eifer für die Sache, oft über die Cyropädie hinweg und schielte nach der reizenden Schwägerin des Rectors, welche, als eine geborne Französin, Deutsch bei ihm lernte. Ja ich vergaß mich oft gänzlich und sah in mein griechisches Buch wie in einen Ameisenhaufen hinein, wenn der Rector sich umwandte. Des Sonntags ging ich sogar in die Kinderlehre, wo sie zu treffen

war, und als ich ihr einmal gegenüberstand, wußte ich kaum mehr, als mich der Geistliche fragte, daß ich ein Christ sey.

Das hinderte aber nichts an meinem Lernen, und ich galt für fleißig. In der Erklärung des Virgil's durft' ich alle schweren Stellen commentiren, und der Rector machte für mich besonders ästhetische Anmerkungen, wie Cicero disputirte er mit mir über die vier Cardinaltugenden, und in der Bibel fragte er mich zuerst um meine Ansicht und Auslegung. Das Alles trug dazu bei, mich der gesammten Schule verhaßt zu machen. Jetzt fehlte nur noch Eins, um diesen Ingrimm auf's Höchste zu steigern. Ich fing nämlich damals an, mit allen Leibes- und Seelenkräften Verse zu machen, bald in Klopstock'schen, bald in Matthisson'schen Phrasen. Diese ging der Rector sorgfältig mit mir durch und zeigte mir Versündigungen gegen Metrum, Prosodie, Geschmack und Verstand an und verbesserte sie mir zuweilen.

Das empörte die ungezogenen reichsstädtischen Bursche über die Maßen. Sie machten mir das Leben so sauer, daß ich oft lieber im tiefsten Höllenpfuhl gelebt hätte als unter ihnen. Sie dichteten mir Unnamen zu, verhöhnten mich und thaten Alles, mich wüthend zu machen. Es ist wahr, das liebste wäre mir gewesen, Einen nach dem Andern an's Kreuz zu nageln, aber da ich gegen so viele und eng verbundene Feinde nichts ausrichten konnte, so dacht' ich mich an ihnen auf's empfindlichste durch Kälte und Verachtung zu rächen. Ich sah also von nun an mit den übermüthigsten Augen auf sie herab, lachte ihrer Drohungen, ihres Spottes, ihrer Galle, ihrer Wuth, ging gemächlich mit dem Rector an ihnen vorüber, band mit ihm geflissentlich in ihrer Gegenwart Unterredungen an, die sie reizen mußten, weil sie nicht im Stande gewesen wären, sie zu führen; ging mit meinem

jungen Baron und einigen älteren und gesetzten jungen Menschen um und machte endlich eine Satyre auf sie, als ich zu sehr erbittert wurde, worin ich sie als alltägliches Vieh darstellte, wie's der Hirt zum Thor hinaustreibt, und Jeden nach seiner besondern Eigenthümlichkeit als Ochsen, Esel, Bock oder Schaf charakterisirte. Das war nun freilich sehr grob, aber es hatte eine noch gröbere Wirkung. Als ich eines Abends aus dem Hause des Rectors kam, wo ich eben für ein Gedicht im Saphischen Metro auf Golgatha war sehr belobt worden und meine schöne Mitschülerin, gesehen hatte, stand mir sogleich eine Martyrerscene für mein Zionslied bevor. Denn als ich an der finstern gothischen Kirche vorüberging, sprang man von allen Seiten aus den Winkeln des alten Gebäudes, in dem ich acht Jahre nachher predigte, heraus und prügelte mich ziemlich schonungslos durch, ohne daß ich auch etwas anderes thun konnte, als Einen auf's Maul zu schlagen, daß ihm das Blut herausschoß. Dieß war also gleichsam mein erstes Honorar, das mir für meine Liebe zu den Musen ausbezahlt wurde, und das noch dazu vor dem Eingange eines Domes, in dem ich später eine so zahlreiche und neugierige Gemeinde zu erbauen hatte. Was Wunder: wenn ich daraus Anlaß genommen hätte, dereinst einmal auf meiner literarischen wie auf meiner kirchlichen Laufbahn böse Hindernisse zu fürchten.

Den folgenden Tag sagte ich öffentlich in der Schule, daß ich, wenn mich einer nur noch scheel ansehe, die ganze Sippschaft durch den Stallknecht meines Freundes durchhauen und sodann durch meinen Onkel, den Oberbeamten, sammt und sonders in's Hundeloch bringen werde. Diese Drohung wurde zwar belacht, aber man zog doch ein, wurde geschmeidiger, und ich hatte nachher Gelegenheit, mich an jedem

Einzelnen auf eine weit beleidigendere Weise zu rächen, als ich's mit Peitschenhieben hätte thun können.

Meine Privat-Lection bestand außer lateinischen und griechischen Classikern aus Werken der Geschichte und Dichtern. Besonders Klopstock begeisterte mich. Ich las die Messiade ganz durch, was denn von einer nicht gewöhnlichen Geduld und Ausdauer bei einem dreizehnjährigen Knaben zeugt. Ich ging viel mit einem siebzigjährigen Pfarrherrn um, der sich an meiner aufgeweckten Lebhaftigkeit und meinem für dies Alter vielleicht schon zu weit gereiften Sinn ergötzte. Dieser Herr gab mir Dichter in die Hand, aber lauter alte, wie Geßner, Gleim, Kleist und dergleichen. Es zog mich aber keiner von ihnen an als Geßner, Hölty und Wieland. Meine Lesesucht wuchs immer höher an, doch kann ich von mir sagen, daß weder früher noch später von jener gränzenlosen Ueberschwemmung der Ritter-, Geister-, Feen-, Räuber- und mit einem Worte, Wachtstubenromane meine Phantasie verderbt, mein Geschmack verkehrt, mein ästhetischer Sinn zu Grunde gerichtet wurde. Ich weiß nicht, hatte ich es dem Zufall oder meiner Abneigung gegen dieses literarische Vagabunden- und Lumpengesindel, gegen diese Fabrik-, Zucht- und Spinnhausarbeiten zu verdanken, daß ich nur Wenige zu Gesicht bekam, und diese mir gerade dazu dienten, die andern verabscheuen zu lernen.

Vorzüglich äußerten Matthisson und Salis eine große Wirkung auf mich; ich lernte sie auswendig, und sie gaben meinen eigenen Productionen ganz ihre Richtung. Damals hätte ich es für ein unreichbares Glück gehalten, den Mann mit eigenen Augen zu sehen, der mich in so süße, liebliche, melodische Träume einwiegte, und dachte nicht von Ferne daran, daß es mir so nahe bevorstand, in persönlichen

Umgang mit ihm zu kommen und sogar Briefe von seiner Hand zu empfangen. Ueberhaupt war mir die Poesie bis jetzt noch nichts als die theuerste und angenehmste Beschäftigung, zu der ich so unwiderstehlich, so leidenschaftlich getrieben wurde, als früher zur Malerei; ich hatte noch keinen Gedanken vom Drucken und öffentlichem Erscheinen, wenn es gleich meinem wilden Ehrgeitze eine freundliche Nahrung war, daß man mich in der Familie, in meinen nächsten Umgebungen für einen Menschen von Talent und für einen angehenden Dichter hielt. Auch meine äußere Bestimmung betreffend, waren meine Aussichten und Wünsche von beschränktem Charakter; ich malte mir das Glück eines Landpredigers mit poetischen Farben aus und hing besonders mit Neigung an der Phantasie eines lieblichen Weibes, das mir meine Tage versüßen sollte. So sind wir Menschen, so verändern wir uns; ein Jahr darauf sah ich es für das äußerste Unglück an, die Gottesgelahrtheit dereinst studiren zu müssen, wollte mich den Rechten widmen, hernach ausschließlich der Philologie, kam endlich doch wieder zu Theologie, lebe nun den Musen in Rom und muß gewärtig seyn, daß mich mein Schicksal an das Ende der Welt verschlägt, wenn es so fortfährt, mich als seinen Spielball zu gebrauchen.

Schon fing ich an, den Homer im Originale zu studiren. Das gewährte mir unermeßliches Vergnügen, und ich schrieb einen ganzen Band voll Bemerkungen über die vier und zwanzig Rhapsodieen der Ilias. Die Odyssee zu lesen war mir erst vergönnt, als ich ein Jahr darauf für immer den Musen genommen werden sollte. Ich mußte die Zeit dazu meinem Schlaf abringen, so daß mich diese Anstrengungen und der schreckliche Seelenkampf wie eine Leiche abbleichten, und ich da Verwunderung und dort Mitleid erregte.

Unterdessen ertrug ich es nicht länger, meine Flamme für die junge Mitschülerin in mir zu verbergen. Ich wagte, ihr die verschiedensten Beweise von Aufmerksamkeit zu geben, aber vergebens, die liebenswürdigste Grazie schien mich gar nicht zu beachten oder keiner menschlichen Empfindung fähig zu seyn. Nun hatte sie eine Freundin, welche oft zu meiner Mutter kam, weil die ihrige mit dieser bekannt war. Ich bemerkte wohl, daß ich ihr wohlgefällig und angenehm war, ich unterhielt mich mit ihr, und es stand ganz in meinem Willen, eine kleine Intrigue mit ihr anzuspinnen. Aber ich hatte nur Auge, Seele, Liebe, Herz für die schöne Spröde. Ich vertraute meinem Liebesharm einem artigen jungen Menschen, dessen Schwestern meiner Grausamen befreundet waren. Diese gaben eines Tages Gesellschaft, luden viele Mädchen ein und thaten mir zu wissen, daß ich dazu kommen solle. Das geschah. Man spielte eines der Gesellschaftspiele, wo es so leicht wird, einer Schönen etwas Freundliches zu sagen. Ich wurde zur Theilnahme eingeladen und willigte mit Freuden ein. So war ich denn endlich einmal nach so vielen, über die Cyropädie hinübergeschickten, in Mondnächten und in der Kinderlehre ausgehauchten Stoßseufzern am Ziele meines zärtlichen Verlangens, und konnte mit der Angebeteten reden, deren schwarzes Auge ich kaum in solcher Nähe zu ertragen wußte. Allein ich fand wenig oder keine Beachtung und so schlau mich auch die Schwestern meines Freundes mit ihr intrikiren wollten, sie schien keine Freude an mir finden zu wollen.

Hartnäckig, wie ich war, gab ich aber keineswegs den Muth auf. Als der Abend herankam, hoffte ich glücklich zu werden, sie um die Erlaubniß der Begleitung zu bitten und hier mit wohlbedächten Redensarten und schwärmerischen

Flehen sie zu erweichen. Jedoch ich betrog mich, denn die Grausame schlug meine Begleitung aus, indem sie sagte, daß sie von der Magd abgeholt werde. — Ich unglücklicher verschmähter Junge sah kaum, wie zufrieden manches andere unter den artigen Kindern gewesen wäre, wenn ich ihm einen so galanten Antrag gemacht hätte, und ging allein nach Hause.

Nach einigen Tagen feierte meine Familie ein Fest, wobei etliche dreißig Personen zu Gast geladen wurden, und unter andern auch die Eltern jener Freundin meiner Schönen, welche so sehr auf mich erpicht war. Das Töchterchen kam auch mit, und wir kamen zusammen zu sitzen. Als das Mahl geendet war und der Punschbecher wacker zu kreisen anhub, that auch ich mein Möglichstes, der Mama zu beweisen, daß sie es verstehe, solch' ein Getränk zu brauen. Ueberhaupt liebte ich die geistigen Getränke mehr als das Wasser, und auch meine Nachbarin schien meiner Meinung zu seyn, denn sie wurde so lustig, daß ich fast ein jungfräuliches Räuschchen bei ihr vermuthete, und sie überhäufte mich mit Schmeicheleien, Artigkeiten und glänzenden Worten. Ich meinerseits, der ich nie karg mit Worten war und flink reden konnte, wie es den Mädchen gefiel, machte sie vollends toll mit übertriebenen Floskeln. Man forderte mich auf, der Gesellschaft eine meiner Poesien vorzutragen, und diese Ehre war zu wohlthuend für meine Eitelkeit, als daß ich nicht nach einigem ceremoniellen Sträuben ein Manuscript hervorgesucht hätte. Mein Gedicht gefiel, wenn gleich Einige vermeinten, daß die Redensarten darin zu gelehrt und studirt seyen. In der That schien es mir damals auch Gemeinheit und Schande zu seyn, Mond zu sagen, und ich setzte dafür: Luna's Sichel, oder Phöbes Zauberantlitz, kurz, alles war voll von Hymen, goldnem Torus, Hesperus, Amoretten, Zephyren, Oreaden,

Nymphen, Panen, Anadyomene, Paphosgöttin, Amathusia, und sodann wieder von Halleluja, Sionitia, Bardale, Barde und derlei Klopstock'schen Fetzen.

Aber Andern gefiel es eben, weil sie es nicht ganz verstanden, und so lobte man mich erträglich, und ich bekam, was mir im Grunde noch über jene Lorbeere ging, ein anderes Glas Punsch. Die Gesellschaft wurde unruhig und ich hatte Gelegenheit, meine Nachbarin in ein benachbartes Zimmer zu ziehen. Sie erwartete nichts anders als eine Liebeserklärung, aber statt dessen — denke man sich um Himmels willen, welch ein Narr ich war — sagte ich ihr von meiner Flamme für die Freundin, und beschwor sie, diesen Brief, den ich ihr in die Hand drückte, an die Unbarmherzige zu übergeben. Es war Nacht in diesem Zimmer, sonst hätte ich wohl eine erschreckliche Physiognomie gesehen. Die getäuschte Nachbarin versprach übrigens, den Brief zu besorgen und ich war guter Dinge.

O wie war ich doch so dumm! Gewiß, daß der Punsch mich betäubt hatte, denn sonst hätte ich vielleicht eingesehen, wie schlecht ich meine Sachen bestellet. Es ist eine Schmach für mich, lieber Leser, wenn ich Dir es gestehe, aber es ist denn doch einmal wahr, und Du sollst es erfahren, wie man mich behandelte. Den folgenden Tag hörte ich von der getäuschten Freundin, daß meine Dame gesagt, sie möge mit einem solchen Milchgesicht nichts zu schaffen haben, wie ich eins sey.

Du lieber Gott, ist das nicht dasselbe, als wenn man seinem Liebchen eine Serenade bringt und im Mondscheine — — — — begossen wird? Ich war doch nicht so übel, war ein munterer rascher Junge und von blonden Locken, die mir und andern wohlgefielen. Und nun nannte man mich ein Milchgesicht und gab mir einen Titel, der so empfindlich, so

ehrenrührig ist! Das kann denn doch heut zu Tage keine Dame mehr von mir sagen, denn wenn ich den Staub und die Spinnweben von meinem römischen Spiegel wegwische und mein Antlitz darin beschaue, so finde ich, daß ich zwar nicht schöner, aber doch gewiß braun und verbrannt genug geworden bin. Ja, Leidenschaft, Leben und Leiden haben mich sogar dermaßen verändert, daß ein Maler, der mich in Parma portraitirte, ausrief: „O che faccia da latro!“

Nimmst Du an dieser Geschichte meiner Verschmähung einigen Antheil, lieber Leser, so kann ich Dich damit trösten, daß ich Dir vertraue, wie mir solch' ein Unglück bis heute nicht wieder vorgekommen, wie ich aber wohl besser gefahren wäre, wenn es sich noch öfter wiederholt hätte. Inzwischen wisse, daß mein Schmerz damals nicht unerträglich war und daß ich mich viel zu gut hielt, um nicht eine Person zu verachten und zu verlachen, die so wenig Geschmack an mir gefunden. Fünf Jahre hernach führte sie der Unstern mir wieder in die Hände. Sie war unterdessen ziemlich häßlich geworden und ich freute mich dessen herzlich als einer wohlverdienten Strafe, ja ich war grausam und muthwillig genug, sie mit dem leichtfertigsten Spotte an die Vergangenheit zu erinnern.

Könnt' ich Dir, lieber Leser, eine der Poesieen aus jener Zeit mittheilen — und ich würd' es auch, wenn ich nur eine zur Hand hätte — so würdest Du mir gewiß Dank wissen, weil ich Dir zur Digestion hülfe und das Lachen sehr gesund nach Tische seyn soll, und Du doch vielleicht diese Blätter zu dieser Zeit vor's Gesicht bekommst. Doch das wirst Du mir auch glauben, ohne daß ich Dir eine Probe gebe, und wenn ich Dir beifüge, daß ich nicht nur

Klopstock, Matthisson und Salis, sondern auch Voß nachahmte, dem ich die härteste poetische Bauernkost,

> Sauerling und Rapunzel und Morchel und Prümmel
> und Bocksbart,

aus seinen Aeckern herausstahl, welche bei so steinigem Boden, trotz aller Bemühung des schwerfälligen Pegasus und des gaultummelnden Pflügers eben nicht die edelsten und reichsten Früchte hervorbringen. Seinen Homer und Virgil bewunderte ich täglich, und dies ist eine Bewunderung, die mir immer bleiben wird.

Das unaufhörliche Studium Homer's, die Freude an Mythologie und der alten griechischen Dichterwelt erweckte allmälig den allerverwegensten und lustigsten Gedanken, der mir nur aufstoßen konnte. Ich wollte nämlich alle meine Kräfte zusammen nehmen, um ein großes, ungeheures Gedicht zu schreiben, das wenigstens die Ausdehnung der Ilias haben sollte. Lange wußte ich nicht, wo ich den Stoff herkriegen sollte. Es spuckten mir wohl einige Rittergeschichten im Kopfe und ich hatte sie schon ausgesponnen. Aber ich verwarf sie als unächte Poesie und suchte nun in der griechischen Fabel. Endlich glaubte ich das Rechte gefunden zu haben — die Argonauten. Von da an studirte ich den Homer fleißiger als je und mit der beständigen Rücksicht auf mein Epos. Ich las alles, was ich nur über Mythologie und Argonauten aufbringen konnte, las die Aeneide durch und excerpirte mir den Gang der Begebenheiten, um daraus die Einrichtung eines Epos zu lernen, ja ich kam so weit, daß die Argonauten bereits exponirt, in zwanzig Gesänge abgetheilt, und einige Lieblingsstellen sogar schon in glänzenden Hexametern ausgeführt waren. Es däuchte mir nicht zu schwer, den Homer nachzuahmen,

eben weil ich noch in jenem Glauben stand, daß er der simpelste und kunstloseste aller Dichter sey, und daß ich mich nur meiner Natur überlassen dürfe, um zu dichten wie er. Mit diesen Gedanken, die mich unablässig verfolgten, unterhielt ich meinen alten Prediger auf Spaziergängen, und er setzte meinen kindischen Träumereien nur selten ein bedenkliches Aber entgegen. Hatt' ich ja erst noch vor sechs Jahren mir gemalte Tauben als lebendige eingebildet, warum sollt' ich nun nicht auch glauben, den Homer nachahmen zu können, da es mir früher doch mit der Natur selbst gelungen.

Um diese Zeit fand ich einen Knaben von vielem Talent, lebendigem Geist und aufgeschlossenem Sinn für meine Phantasieen, für die ich durchaus ein lebendiges Gefäß haben mußte. Ohne daß ich mich von dem Baron dadurch entfernt hätte, sucht' ich doch gar gern den Jungen auf, der so viele Empfänglichkeit für die Welt hatte, die ich mir erträumte. Ich erdichtete die allerüberschwenglichste, süßeste, zarteste Liebe, die ich mit einem kaum körperlichen Wesen zu haben vorgab, das ich Terpsichore nannte, und delirirte Abende lang in einem blühenden Obstgarten, während mir mein Genosse, dem noch gar nichts der Art in den Sinn gekommen, und der noch nichts kannte als seine Schulbücher, die Kirche und die Speisekammer, mit einer wachsenden Aufmerksamkeit zuhörte. — Wunderbar ist's, daß ich nie Gedichte an sie machte; Beweis genug, daß meine Produktionen nichts anders als uneigenthümliche kalte Nachmacherei waren, und daß der schöpferische warme Dichterquell in lauter Sehnsucht, Träumerei und Phantasieen ex improviso vordrang. Ich fühlte eine so schwärmerische Begeisterung für jenes angebetete Luftbild,

daß es mir nie aus dem Sinne kam, und daß ich am Ende an seine Wirklichkeit glaubte, während ich von ihm erzählte. Ich schrieb übrigens Briefe an sie, und diese wurden dem Knaben vorgetragen, der lauter Erstaunen und Empfindung ward, so kindisch und linkisch er auch seyn mochte. Auch Dichter lasen wir zusammen, und besonders Oberon wiegte uns in seine zauberische Feenwelt ein. Meine Einbildkraft, die so gern sich mit zärtlichen Bildern beschäftigte, fand eine reiche Nahrung für ihre Spielerei mit jener Terpsichore in einer bildschönen jungen Frau, in deren Haus ich fast täglich kam, die ich täglich mehr anbetete, die mir endlich eine Fluth von Phantasieen erweckte und mich noch zwei Jahre als Ideal beschäftigte. An sie richtete ich später enthusiastische Hymnen und Lieder und spann eine lange geheimnißvolle Fabel aus, die ich mir einbildete, mit ihr durchlebt zu haben.

So wie wir nun dem Zeitpunkte immer näher rücken, wo ich schweigen muß, lieber Leser, so muß ich schon hier, wie oftmal auch früher, eine kleine Lücke machen. Ich sage Dir nur kurz, daß ich in den Umgang älterer Leute gerieth, und daß ich der Anführer einer wüthenden Partei wurde, welche wir gegen eine Gesellschaft junger Kaufmannssöhne bildeten. Diesen hatt' ich meinen Baron vollkommen abwendig gemacht; sie waren alle schon Menschen von achtzehn bis zwanzig Jahren und wurden auf's Aeußerste über mich erbittert, daß ich Schuljunge ihnen die besten und unterhaltensten Mitglieder ihrer Gesellschaft weggestohlen. Sie ließen es daher an allen möglichen Anreizungen zu öffentlicher Feindschaft nicht fehlen, und wollten besonders mir auf die Haut kommen. Ich hatte ohnehin schon einen grimmigen Haß gegen alle reichsstädtische Philisterei, und vor allen

gegen diese anmaßenden Kaufmannsbürschchen, die mich ihrerseits ein tolles, ausgesaugtes Versgehirn, einen Schulfuchs u. s. w. nannten. Es kam häufig vor, daß wir uns des Abends in einer Schenke trafen, wohin ich geheim vor meinen Eltern schlich. Hier wurde zuweilen ungebührlich gebechert, und wir geriethen einmal so heftig zusammen, daß der giftigste unserer Feinde mir ein Glas Bier in's Gesicht goß. Ich ergriff sofort meinen Teller, worauf einige weichgesottene Eier lagen, und warf ihm den ganzen Plunder mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß ich ihn über und über beschmutzte und sogar die Nachbarn derb bespritzte. Es entstand ein unmäßiges Gelächter, weil es gerade der geputzteste und feinste der Herrchen war und ihm das ganze Gesicht von dem gelben Saft tropfte. Jetzt griff man zu den Stühlen und es sollte eine allgemeine Bataille geben, als der Wirth sich in's Spiel legte, einige Gäste sich in's Mittel warfen und mit der Polizei drohten. Unsere Partei erhob sich also und ich sagte zum Wirth: Hier ist das Geld für die Eier, sie sind sehr gut gesotten gewesen und haben mir die beste Wirkung gethan, also daß ich auch meine Herren Nachbarn dort zu Gaste bitten mußte; jener Herr besonders verstand sie aber nicht zu essen und pickte sie mit der Nase auf. Und damit gingen wir fort.

Man lauerte mir nun auf, und ich konnte nie allein bei Nacht aus dem Hause gehen. Es geschah aber nichts als Drohungen, Schimpfreden und Ausforderungen. Zuletzt schrieb ich eine kleine Comödie unter dem Titel: Benjaminsklub, die erste größere schriftliche Arbeit, die ich ausführte, worin ich mit den zügellosesten Grobheiten und Schmähungen über die armen reichsstädtischen Herren herfiel und sie eben nicht auf's feinste, aber doch für unsere

Ansprüche hinlänglich und trefflich durchwitzelte. Diese Comödie wurde abgeschrieben von Jedem unserer Gesellschaft, kreis'te bald in der Stadt und machte den Verfasser bei seinen Feinden ziemlich gefürchtet. Einen von dem Benjaminsklub macht' ich noch besonders desperat, indem ich ihn gewahren ließ, wie ich bei dem artigen Mädchen in der Schenke in höchster Gunst stand, obgleich er in das leichtfertige Kind verliebt war.

Je näher nun die Zeit kam, wo ich mein öffentliches Glaubensbekenntniß ablegen sollte, desto mehr entfernte ich mich von meiner bisherigen Gesellschaft und zog mich zu dem alten geistlichen Herrn, der mein Religionslehrer war, und zu dem Knaben zurück, den ich so sentimal gemacht hatte. Es lag mir nichts mehr daran, den Herrn zu spielen und den Stutzer zu machen; ich verließ meine ältern Freunde, deren Lebensweise mir nun plötzlich wüst und sündlich däuchte, und ging lieber mit dem Knaben um, mit dem ich mich meiner Schmärmerei überlassen konnte.*)

Die Phantasie der Terpsichore gewann nach und nach einen unendlich sanften, religiösen Charakter; ich vermischte das Gefühl, mit dem ich an dem reinen Zauberbild hing, mit den frommen Schauern, welche der liebevolle Heiland, der bevorstehende Eintritt in ein reiferes Leben, und vorzüglich der erste Genuß des heiligen Abendmahles in mir erweckten.

---

*) Diesen Knaben verlor ich bald aus dem Gesicht. Man hielt ihn für roh und wild, linkisch und unumgänglich. Mit Erstaunen und Bedauerniß habe ich erfahren, daß er, schon ein herangewachsener Jüngling, einziger Sohn und einzige Freude würdiger Eltern, wegen einer unglücklichen Liebe sein Leben freiwillig geendet. Schrecklich ists, daß sein älterer Bruder auf dieselbe Weise aus dem Leben gegangen war.

Meine einzige Lektüre zu dieser Zeit war die Messiade, und ich sah es für eine Sünde an, wenn ich mich oft von meiner unwiderstehlichen Lebhaftigkeit hinreißen ließ und, was ich so gern that, recht burleskes und komisches Zeug an meinen Baron hinplauderte. Dieser, den eine nicht adelige Erziehung sogar zum Glaubensschwärmer hätte machen können, theilte meine andächtige Stimmung mit mir, wir sonderten uns ab, lasen zusammen in der Bibel, in Gebetbüchern und besprachen uns Abende lang über die Pflichten eines Christen und die seligen Verheißungen, aber auch die zu fürchtenden Strafen, die uns träfen, je nachdem wir den Vorschriften des Erlösers folgten oder nicht. Wir beschlossen, uns wechselseitig zu erinnern, wenn einer im Begriff sey, etwas zu begehen, was einem Christen nicht gezieme.

Es erfolgte endlich der Akt der Einsegnung, der mir der feierlichste war, den ich bis dahin durchlebt hatte. Den Morgen zuvor hatte ich lange auf den Knieen gelegen und mit Thränen und Schluchzen Gott um Beistand angefleht, daß ich mein Bekenntniß mit aufrichtigem Herzen ablegen und meine Versprechungen treulich bis zum Grabe halten könne. Mein Auge wurde mir nie trocken und ich glaubte während der Predigt zerfließen zu müssen, so daß ich mich vor den andern Kindern zu Tod schämen wollte. Ich schwamm in einem unaussprechlich seligen Gefühle, ohne zu wissen, warum und wie, und hätte gern mich vor dem Altare niedergestürzt und wäre gestorben. Nie waren meine Gefühle noch in einer solchen unsaglichen Bewegung gewesen.

Das heilige Abendmahl nahm ich unter heißen Thränen. Das ist ein seliges Glück, und nach so wilden

stürmischen Entzückungen der Freundschaft und der Liebe, der Ruhmsucht und Thatenlust, nach so entsetzlichen Abschieden von einer jungen Welt ist mir es nur noch beim Anblick des Meeres, beim Anblick Roms — im Miserere — beim Segen des Papstes am Ostertage — in stillen Mondnächten am Capitol — beim Tod des Germanicus — bei der Güte des Titus — beim Abschied von Olevano, im ewig grünen Elysium von Albano, beim Hinblick über die flammende Campagna, das duftige Rom, das unermeßliche Meer und der glühende Himmel geworden.

Bis jetzt sollte ich mich immer noch der Theologie weihen. Aber mein Eigensinn war Schuld, daß es anders ging und ich in's Purgatorium eines Zustandes kommen sollte, in dem ich mich so unglücklich fühlte als Abadonna, und dem ich dennoch die Erwachung meiner schönsten Kräfte zu verdanken hatte. Es kam eine Prüfung heran, und ich glaubte, daß es mir eine Schande sey, mich zusammt den bübischen Mitschülern examiniren zu lassen. Ich kann nicht läugnen, daß zugleich ein furchtbarer Haß gegen alle Prüfungen mit unterlief, welchen ich lange nachher noch und selbst während meiner akademischen Laufbahn beibehielt. Ich fühlte mich unter einem Drucke, den ich meiner durchaus unwürdig hielt und gegen den sich mein ganzes Wesen mit einem nur allzu starrsinnigen Stolze und Selbstgefühle ansträubte. Kurz, ich blieb zu Hause und stellte mich krank. Dieser Ungehorsam machte den Pädagogarchen so wüthend, daß er sagte, er werde mich nun auch von der Aufnahme in ein Seminarium ausschließen. Das war mir eben erwünscht, und nach harten Familienstürmen setzte ich es durch, daß mich der Vater für das Studium der Rechte bestimmte.

Jetzt durfte ich das Hebräische lassen, das mir immer die

verhaßteste aller Sprachen geblieben, und studirte den Cicero, den Homer und Geometrie mit großem Eifer.

Längst war aber in mir ein Trieb erwacht, die Welt zu sehen. Ich hatte schon als zehnjähriger Knabe eine für meine damaligen Begriffe unendlich große Reise zu einem Oheim gemacht und zum ersten Mal die Tyroler Alpen gesehen. Einmal dahin zu kommen, war meine höchste Sehnsucht. Nun, da ich confirmirt war, und mir noch ein Viertel zu vierzehn Jahren fehlte, glaubte ich den Trieb zum Reisen nicht länger mehr bändigen zu können.

Ich hatte eine Tante, welche am Rheine verheirathet war, und ich richtete also mein Augenwerk dahin, weil mir diese Gegend längst durch die französischen Kriege interessant geworden war und weil mir es im Grunde gleich dünkte, wohin ich gehe, wenn es nur in's Weite hinaus wäre. Ich fing demnach an, meinen Vater zu bitten, zu bestürmen, ich versprach ihm alles Gute und Herrliche, bewies ihm aus den mehrtägigen Touren, die ich bis jetzt allein gemacht, daß ich verstehe zu reisen, daß es mir weder an Muth, noch an Gewandtheit, noch an Kraft, sondern nur an Geld fehle, und daß sich die Tante über alle Vorstellung freuen werde, wenn man sie auch einmal besuche. Ich schmeichelte der Mutter und gewann sie für meinen Plan, weil es ihre Schwester war, die ich besuchen wollte, und reizte sie zu Fürbitten beim Vater auf. Dieser aber, der nie über die Grenze gekommen war, hielt ein solches Unternehmen für allzu gewagt und abenteuerlich, und stellte mir mein Alter, meine Unerfahrenheit, die Gefahren, den weiten Weg und alle die Hindernisse vor, welche ihm für mich unüberwindlich schienen. Allein ich ließ nicht nach, auf's Aeußerste hartnäckig und starrsinnig in der Verfolgung meines Planes, und entschlossen, alles daran

zu setzen, um nur meinen Vorsatz auszuführen, ihn mit allen ersinnlichen Kunstgriffen auf meine Seite zu bringen. Seine Freunde erstaunten über meine Verwegenheit und nannten es Leichtsinn, einen Knaben meines Alters in fremde Länder zu schicken. Aber meine übermäßigen Bestürmungen gewannen endlich die Oberhand und die Reise wurde mir zugesagt.

Durch eine solche Hartnäckigkeit, die einen andern bald ermüdet hätte, habe ich später unzählig viel erreicht. Einmal hatte ich eine Reise nach Genua beschlossen, die Mittel wurden mir zu hoffen gegeben, drei Tage vor der Reise sah ich meine Hoffnung zernichtet und setzte Himmel und Hölle in Bewegung, zu siegen. Es gelang. Ein andermal wollte ich abermals die Schweiz, die Lombardei durchfliegen, Venedig und Triest sehen und Tyrol durchreisen. Es hatte Gewißheit. Selbst der Paß war schon bereit, als ich mich getäuscht sah. Ich sagte, daß ich mich nach Venedig bettle, wenn ich kein Geld bekomme. Der Tag, der festgesetzt war, die Stunde kam, aber kein Geld. Eine Stunde nachher erschien es und ich eilte davon.

So wurde mir denn ein Ränzchen auf den Rücken gegeben, worin ich Kleider, Wäsche, den Homer und meine Gedichte tragen sollte, und der Paß ausgefertigt, der mich nicht wenig stolz machte. Da ich groß gewachsen war, eine ernste, gesetzte Miene hatte und mich frei unter den Menschen benahm, so konnte ich wohl für älter gelten und wollte mich auch geradezu für einen reisenden Studenten ausgeben. Ich versah mich mit einer guten Landcharte, schrieb mir Bemerkungen über die merkwürdigen Städte, die ich sehen sollte, aus Büchern heraus und nahm von meinen Eltern Abschied, welche mich mit großer Bekümmerniß entließen und den Tag zuvor noch zurückhalten wollten.

Ueber diese erste Wanderung, lieber Leser, will ich Dir noch Einiges mittheilen, was Dich vielleicht belustigen und unterhalten wird. Ich verspreche, Dir es kurz und bündig zu machen, und hoffe, Dich auch zuweilen zum Lachen zu bringen. Bis hierher geht es ja noch an, im leichten Tone über alles wegzuscherzen, weil Irrthum und Wahrheit noch schlicht und harmlos, klein und unbedeutend sind. Bald hernach hörte das in meinem Leben auf, und so laß uns denn noch ein Paar lustige Wörtlein über das allzu frühe Ende einer guten und unverdorbenen Zeit zusammen plaudern.

Die ersten Tagreisen verflossen ohne das geringste Abenteuer, wenn man nicht etwa das für eines gelten lassen will, was mir in Heilbronn widerfuhr. Ich begab mich daselbst, wiewohl es mein Geburtsort war, den ich aber schon im dritten Jahre verließ, in einen Gasthof, welches das erstemal in meinem Leben war, daß ich allein im Wirthshause über Nacht bleiben wollte. Es war das beste Haus, worein ich gerieth; die Kellner schenkten mir aber wenig Aufmerksamkeit. Das verdroß mich; ich suchte mir Ansehen zu geben und befahl, mir eine Flasche Rheinwein zu bringen, in einem Tone, als ob ich in meinem Leben noch keinen geringern getrunken. Die Kellner stutzten und schnitten Gesichter. Ich behandelte sie von nun an wie die Hunde, und betrug mich dermaßen gegen sie, daß ich ihnen ein unausstehlicher Junge scheinen mochte. Ich dachte: es ist das erste Mal, daß du allein im Gasthofe übernachtest, und du wirst von diesen niedern Sklaven für etwas Geringes angesehen, also darfst du keine Kosten scheuen und gehst lieber ein andermal in eine Winkelkneipe. Demnach speis'te ich an der Gasttafel und ließ mir eine zweite Flasche Rheinwein geben. Kurz, ich lebte im Vollauf! Was geschah! Man

verlangte meinen Namen zu wissen; ich schrieb ihn in's Fremdenbuch. In einer Viertelstunde, während ich behaglich einen Thee schlürfte, kam der Kellner und sagte, ich möchte doch die Güte haben und zu der alten Frau einen Augenblick mich hinaufbemühen. Was will denn eine alte Frau von mir, um's Himmels willen, dacht' ich, und folgte. Wer hätte sich's auch vorgestellt! Ich traf hier eine Matrone, welcher das Haus angehörte, und welche mich täglich als einen lustigen, hübschen Buben von einem und zwei Jahren auf den Armen herumgetragen hatte. Diese Frau war nun auf's Aeußerste erfreut, mich so herangewachsen zu sehen, und konnte nicht aufhören, mir die launigsten Dinge und Späße zu erzählen, die ihr meine Lebhaftigkeit zubereitet habe. Den folgenden Morgen, als ich nach der Zeche fragte, hörte ich, daß ich zu Gast gewesen, und freute mich deßhalb doppelt, daß ich mir's hatte so wohl seyn lassen.

Ich befand mich an der Grenze meines Vaterlandes und erstaunte, daß es so eng mit der übrigen Erde zusammenhänge, ja auch nicht einmal durch einen Graben oder Zaun davon abgeschieden sey. Ich wurde nach meinem Paß gefragt, und wies ihn mit den seligsten Gefühlen vor, indem ich mir sagte: Jetzt bist du ein Mann geworden, den man beachtet, den man schon nicht mehr passiren läßt, ohne ihn in's Buch einzutragen! Noch ein Schritt und du bist im Auslande! Welch ein erhebender, heroischer Gedanke! Welch' ein ernster, wichtiger Schritt über diese Grenze. Cäsar, es ist wahr, hatte den Rubicon zu überschreiten, aber es ist denn doch auch etwas, was ich hier unternehme. Was hab' ich von Räubern, Spitzbuben, Mördern und Wirthsleuten zu befürchten! Welch ein Genuß ist doch das Reisen! Wie bildend ist es, die Welt zu sehen! Und wie will ich erzählen,

wenn ich nach Hause komme! Welche erstaunliche Dinge werde ich in mein Tagbuch eintragen! Wie werden mich alsdann meine Freunde und Bekannte ansehen, welche noch niemals so weit gekommen sind! Und was steht mir noch alles bevor! Wie köstlich wär' es jetzt, wenn dieser Mauthsoldat mich gefährlich fände, seine Untergebenen in die Waffen riefe, mich gefangen nähme und nach einer schrecklichen Inquisition mich wieder entließe! — Was wäre das eine Lust zum Beschreiben! — Aber der Soldat ließ mich ungehindert laufen, und ich marschirte also in's Badische hinein.

Jetzt hörte ich einen Wagen hinter mir rasseln. Es kam eine Extrapost mit einem einzigen Herrn. Ich, als Fußgänger, sah sie nicht an, gleich als ob ich durchaus einmal gehen wollte. Der Reisende aber fragte mich, ob ich mit ihm fahren wolle. Jetzt veränderť ich aber die Miene sogleich, ließ Trotz und Hochmuth und sagte äußerst freundlich: Ei, wenn ich dem Herrn nicht beschwerlich falle, warum denn nicht? Somit stieg ich also ein und fuhr mit Extrapost bis Heidelberg.

Daselbst wurde ich in dem Gasthofe, dem ich die Ehre schenken wollte, alsbald abgewiesen. Das war freilich ein kalter Streich für mich, aber ich suchte geduldig ein anderes Haus, und fand bald eine gute Unterkunft, wo man mich freundlich und zuvorkommend behandelte.

Das Erste natürlich war, daß ich mit meiner, wie ich glaubte, für alle Polizeien, Mauthen und Gouvernements äußerst gefährlichen und interessanten Person mich auf die Polizei begab, um das wichtige Geschäft des Paßvisirens verrichten zu lassen. Ich bin in einem fremden Lande, ich muß auf der Hut seyn, muß mich sicher halten, denn ich bin von tausend Gefahren umgeben, und kann urplötzlich einer

geheimen Nachstellung in die Hände fallen. Darum beeilte ich mich, aber denke man sich, man lachte, als ich meinen Paß vorzeigte, und sandte mich fort, indem man sagte, daß das keine Noth habe. Ich hatte mir die grimmigsten Inquisitorengesichter, einen Minos, einen Rhadamantos erwartet, und sie behandelten mich so! Lieber Gott! rief ich: wie wird mir's denn ergehen, wenn's Alle so machen, ich nach Hause komme und auch nicht ein einziges Sigel, Polizeizeichen und Vidit in meinem Passe zu sehen ist. Kann ich ihn denn mit Ehren vorzeigen, und wird man mir's nur glauben, daß ich eine so weite, große, gefahrvolle Reise in's Ausland gemacht habe.

Ich sah mich gemächlich in Heidelberg um. Das Schloß, dessen Ruinen gewiß die schönsten in Deutschland sind, und von dem mir selbst noch ein Bild unter den Trümmern des alten Roms und seines entzückenden Tiburs geblieben, zog mich natürlich wie eine Zauberwelt an. Ich konnte mich kaum davon trennen. Das berühmte Faß interessirte mich damals so lebhaft, als jetzt der dritthalbtausendjährige Emissario am See von Albano und der Blandusische Quell im Sabinerlande. Die freundliche und fruchtbare Gegend von Heidelberg war die schönste und lachendste, die ich noch gesehen, und heute noch erinnere ich mich mit Lust daran. Nirgends hab' ich Deutschland so reich und voll von malerischen Schönheiten gefunden als in jenen Gegenden und besonders unter den Schlössern des Odenwaldes und der Bergstraße.

In Mannheim wollt' es mir aber nicht recht wohl werden. Die strenge Regelmäßigkeit in der Anlage dieser freundlichen Stadt, die allenthalben gleich aussehenden Häuser und Straßen, ihr gelecktes, geputztes Aussehen, war mir höchst

unerfreulich. Vergleich' ich nun damit die malerische Bauart italienischer Städte, die pitoresken Häusermassen von Genua, Venedig, Florenz und Rom, oder nur ein Dorf im Apenin, so kommt es mir wie ein leerer, todter, architektonischer Riß auf weißem Papier vor. Selbst Turin ist nicht damit zu vergleichen, denn die Gebäude haben hier doch einen ernsten, grandiosen Charakter, etwas Alterthümliches und Majestätisches, sind nicht angestrichen und die Regelmäßigkeit ist in's Große getrieben. Was mich aber bis zu einer dichterischen Begeisterung entzückte, das war der Anblick des Rheins.

In meinem Leben hab' ich nichts so gern bezahlt als die wenigen Kreuzer, die man an der Schiffbrücke entrichtet. Der Wormser Dom war mir wie ein Wunder, und alle meine Gedanken hingen an der historischen Bedeutung, welche diese Stadt im Mittelalter, und besonders durch meinen Helden, Doctor Luther, gewonnen. Ja, weil ich mir von allen Merkwürdigkeiten keine entgehen lassen wollte, so kostet' ich auch die Liebfrauenmilch.

Von Worms an gerieth ich in die Gesellschaft einiger Kaufleute, mit welchen ich weiter fuhr. Diese Herren fanden mich geeignet, ihnen einen Gegenstand der Unterhaltung und ihres Witzes abzugeben. Es kam ihnen gar zu kurios vor, daß ich so allein in der Welt herum reis'te, und mein halb knabenhaftes, halb studentisches Aussehen reizte ihren Humor. Ich merkte sogleich, daß sie mich genießen und zum Besten haben wollten, und nahm mir vor, ihnen zu zeigen, daß ich mich nicht vor ihnen fürchte. Der Eine fragte mich, ob ich schnupfe, und lachte dabei auf eine sehr beleidigende Weise. Ich erwiederte, indem ich mich, meinem Charakter gemäß, eines Studentenausdrucks bediente: Ich schnupfe Tabak, mein Herr, aber keine Sottisen. Dabei lachte auch ich. Der

Andere fragte mich, wohin ich denn reisen wolle, daß ich so vieles Gepäck bei mir habe? — dabei deutete er auf mein Ränzchen, das in einer Ecke des Wagens lag. — Ich sagte: Nach Amsterdam, und dort erwarte ich meinen Koffer mit meinen übrigen Effekten. Die Kaufleute sahen sich an, das Lachen kaum zurückhaltend, und einer fragte mich:

Machen Sie denn diese Reise dahin zu Fuße, oder zu Wasser, oder zu Pferde, oder zu Wagen?

Je nach meiner Bequemlichkeit! antwortete ich.

Aber — versetzte er — was wollen Sie denn in Amsterdam machen, wenn man fragen darf?

Ich will daselbst einen Bruder besuchen und sodann mit Gelegenheit nach London fahren, wo ich einen Onkel habe.

Die Herren merkten nicht, daß ich sie mit diesen handgreiflichen Lügen narren wollte, verwunderten sich und glaubten mir alles, wie es schien. Sie verfielen aber in Kurzem wieder in ihre witzige Laune und ich dachte, wartet nur ein wenig, ich will euch anlügen und auslachen, daß ihr blau werdet. — Einer fragte mich, wer denn, mit Verlaub, mein Vater sey und wo ich geboren? — Ich erwiederte: Mein Vater sey ein böhmischer Courier, ich sey auf der Reise und so zu sagen zu Nirgends geboren. — Darüber brachen sie in ein lautes Gelächter aus; denn das glaubten sie mir nicht. — Jetzt fragte ich aber: Woher sind denn Sie meine Herren?

Wir sind Badenser! war die Antwort.

Also sind Sie nicht weit her!

Nein! — lachte einer auf, dem diese Antwort gefiel, und der jetzt ein für mich ehrenvolleres Vergnügen an mir fand. — Wir sind blos reisende Kaufleute.

Der Andere aber, der mich mit Gewalt foppen wollte,

zog seine Tabakspfeife hervor und fragte mich mit einer empfindlichen Ironie:

Sie rauchen wohl auch?

O ja, mein Herr! erwiederte ich, und nahm ebenfalls eine Pfeife aus der Tasche. — Ich hatte mir in Mannheim Tabak gekauft und ausnehmend schlechte Waare bekommen. Gieb Acht, sprach ich zu mir selbst, Du vorlauter Bursche, Dir will ich's tüchtig sauer machen, daß Du mich gefragt, ob ich auch eine Pfeife habe. Ich will Dich mit dem pestilenzialischen Gestank meines Lausewenzels so unbarmherzig einrauchen, daß Dir die Außenwelt so finster wird, als es bei Dir inwendig aussehen mag. Ich gedachte mir außerdem noch von ihm Feuer machen zu lassen, er that es, und ich stieß sofort die erste fürchterliche Dampfwolke gegen ihn aus.

Wo zum Henker, — rief er plötzlich — mit Ihrer Erlaubniß, haben sie diesen entsetzlichen Tabak gekauft? Der riecht ja wie die Pest!

Es thut mir leid, — antwortete ich — wenn ich Ihnen Unlust mache; ich habe ihn von Haus aus mitgenommen und kann keinen andern rauchen, weil ich an diesen gewöhnt bin und der andere mir zu schwach ist.

Versuchen Sie doch den meinigen; hier, stopfen Sie, bedienen Sie sich, der Ihrige ist ja ein Tabak zum krepiren!

Es thut mir leid, wie gesagt! — erwiederte ich — Sie sind sehr gütig, ich kann aber schlechterdings keinen andern leiden.

Er mochte sich geberden wie er wollte, ich ließ nicht ab, und dampfte unablässig meinen gräßlichen Wachtstubenknaster in die Luft, so daß der muthwillige Herr wie in einer Hexenküche saß und mit beiden Backen den vulkanischen Dunst zurückblies.

In Dünheim wollten sie mich gar betrunken machen. Das ergötzte mich über die Maßen. Denn ich war überzeugt, daß sie den Kürzern ziehen würden. Sie ließen einen starken Wein kommen und munterten mich mit lustigen Worten, Zutraulichkeiten und Ausforderung meiner Tapferkeit zum Trinken auf. Unablässig wurde mir eingeschenkt, aber ich zeigte nicht die geringste Spur von Berauschung, und sie hatten vergebens ihr Geld gespendet. Sie fragten mich, ob ich mit ihnen bis Mainz reise, und ich antwortete, daß es mich sehr schmerze, nicht länger mehr in ihrer lustigen und witzigen Gesellschaft reisen zu können, weil ich in Oppenheim aussteigen und daselbst mit Gemächlichkeit die Merkwürdigkeiten und, wie ich spöttisch hinzusetzte, den trefflichen Wein genießen werde.

Ich schied auch in Oppenheim von ihnen, weil meine Tante daselbst wohnhaft war. Die Freude war außerordentlich, und das Erstaunen noch größer, als man mich erscheinen sah. Meine Tante kannte mich kaum mehr; es war aber noch eine jüngere bei ihr, welche mit mir aufgewachsen war und nur einige Jahre mehr hatte als ich. Diese wollte von Sinnen kommen, und ich ließ mich mit Vergnügen von ihr abküssen. Es kam auch der Onkel herbei, noch ein junger hübscher Mann, den ich noch nie gesehen. Ich fand ein geräumiges, bequemes Haus und ein artiges Zimmerchen für mich.

In wenigen Tagen schon war ich eingewöhnt, und dachte nur noch an die Heimath, wenn mir die Lust in den Sinn kam, die ich genießen werde, wenn ich zu Hause erzähle. Ich hielt mich wohl über fünf Wochen hier auf, und gewöhnte mich sogar an die Kost, in der ich leider nur allzu lecker war. Befand ich mich zu Hause, so machte ich des Morgens

im Bette ein Gedicht. Sodann ging ich in den üppigen Traubengarten, oder auf den Pilgersberg, wo mich die weite Aussicht über die Rheinebene, die Krümmungen des Flusses, die vielen Dörfer und Städte und besonders die für meine Fantasie so anziehende Bergkette des Odenwaldes mit ihren grauenhaften Gespenstersagen und der Melibocus anzog, dessen weißen Thurm ich in der Sonne die große Strecke herüber glänzen sah. Ein andermal spazierte ich um die Stadt herum, gern saß ich in der Nähe des alten gothischen Domes und brachte einmal einen Tag lang in dem Beinhause zu, wo ich unter den aufgethürmten Todtenköpfen ein Gedicht schrieb, welches mit den schauerlichsten Gedanken von Verwesung, Vergänglichkeit und Vergeltung erschrecken sollte. Dieses Gedicht erhielt nachher vielen Beifall. Es war, wie fast alle meine Poesieen, in Horazischen Versmaßen geschrieben. Aber ich verkroch mich nicht immer im Beinhause, Dome und Kirchhofe, sondern scherzte mit meiner jungen Tante auf's Unterhaltendste, machte die Bekanntschaft einiger artigen Leute, die übrigens alle älter waren als ich, besuchte sie und ließ mich besuchen, intrikirte mich ein wenig mit einem allerliebsten Mädchen vom hebräischen Glauben und begab mich, weil mir der Onkel ein allzu sparsamer und nüchterner Mann däuchte, des Abends in einen Garten, wo ich mir den trefflichsten Wein schmecken ließ, ja einige Mal mich etwas vergaß und mehr zu mir nahm, als meine vierzehn Jahre, meine Stärke und meine Uebung vertragen mochten. Gern begab ich mich an die Ufer des Rheins in ein hübsches Pappelwäldchen, wo der Gedichte eine Menge entstanden.

Ich blieb aber nicht immer in Oppenheim. Schon in der ersten Woche führte der Onkel mich und meine junge

Tante an einem himmlischen Herbstmorgen den Rhein hinab nach Mainz. Ich hatte noch nie eine Wasserreise gemacht, dieß und der prachtvolle Sonnenaufgang riß mich in solchem Grade zum Entzücken hin, daß ich außer mir gerieth und ein Gedicht im Kahne schrieb. Eine Festung hatte ich auch noch nicht gesehen, und Mainz war mir durch die Befreiungskriege ausnehmend interessant geworden. Zudem entzückte mich seine schöne Lage, der breite Rhein, die Schiffbrücke, die vielen Fahrzeuge, der gothische Dom. Das war für mich ein Tag, den ich für den genußreichsten meines Lebens hielt und mit einer pomphaften Beschreibung im Journale verewigte.

Ich fuhr zum zweiten Mal mit dem Marktschiffe nach Mainz, um von da mit dem Postschiffe nach Frankfurt zu gehen. Ich hatte einige junge Leute bei mir, welche mir aber kindisch und höchst langweilig vorkamen. Von allem, was mich interessirte und Tag und Nacht beschäftigte, von Poesie, Latein und Griechisch, Homer und Virgil, Klopstock und Matthisson, Schiller und Wieland, der Schweiz und Italien hatten sie keinen Begriff, und hörten mich so wenig an, als wenn ich einem Esel den zwanzigsten Gesang der Messiade vorgelesen hätte. Mich unterhielt übrigens das viele Volk, dessen Sitten mir neu waren, der Hafen von Mainz, das Postschiff von Frankfurt, die verschiedenen Reisenden, die vorüberwandelnden Gegenden und Dörfer, die Bemühungen der Schiffsleute, als das Fahrzeug auf einer Sandbank sitzen blieb, und endlich die Erscheinung der weltberühmten Stadt Frankfurt.

Das Gewimmel um Frankfurt war mir so überraschend und ergreifend, als mir nur der Hafen von Genua, oder Venedig, oder Triest, Neapel und Palermo seyn kann. Ich

kam gerade zur Zeit der Messe an, und wir verfügten uns zu einem Vetter, der mich, wiewohl er mich und meine Familie nicht kannte, doch sehr freundlich und liebreich aufnahm.

Die fünf Tage, die ich mich in Frankfurt aufhielt, waren mir ein Rausch des Entzückens und des Erstaunens. Eine solche bewegliche Welt, eine so große volkreiche Stadt, so viele Merkwürdigkeiten hatt' ich noch nie gesehen. Der Vetter, der an mir das höchste Interesse gewann und sich über meine Wißbegierde und meinen offenen Sinn für ernste und wichtige Gegenstände verwunderte, führte mich allenthalben herum, und ließ auch nicht eine Seltenheit, eine Schönheit dieser alten Stadt vorbei, ohne daß er mir sie zeigte. Versteht sich, daß ich jeden Abend im Theater seyn mußte, und auch eine Bildergallerie, wie ich bisher noch keine gesehen, erfüllte mir alle Sinne. Meine Begleiter, von denen einer der Bruder des Vetters war, liefen ohne Interesse an Allem hintennach, und begnügten sich mit Essen und Trinken. Als der Vetter gar meine Poesieen sah, gewann er mich herzlich lieb und machte mir alles ersinnliche Vergnügen, gab mir über tausend Fragen Auskunft und ich verschlang alles mit unglaublicher Neugier.

Zum drittenmal fuhr ich nach Mainz, marschirte allein und munter nach Wiesbaden, ging dann über Biberich wieder nach Mainz zurück und hier schoß mir nun plötzlich der Gedanke in den Kopf, mit dem Postschiffe nach Koblenz zu fahren. Aber man erwartete mich in Oppenheim, und ich hatte kein Geld. Siehe, da traf ich, durch einen sonderbaren Zufall, einen Handwerksburschen an, der bei einem Tischler in Arbeit stand, aus demselben Orte gebürtig war, wo mein Vater wohnte, und dieser bot mir Geld an. Ich nahm es, schrieb nach

Oppenheim und fuhr davon. Die gewaltsame, abenteuerliche Reise war mir die Quelle unendlicher Entzückungen. Die Natur war es ja, welche noch bis jetzt fast der einzige Inhalt meiner Poesieen gewesen, und so erhielt ich denn unerschöpflichen Stoff. Einen gefährlichen Seelenkampf erregte in mir ein Kaufmann von Aachen, welchem ich mein Abenteuer mit dem Handwerksburschen erzählt hatte. Dieser gutmüthige Herr konnte sich über meine Reiselust und Besonnenheit nicht satt wundern, und bot mir Geld an, so viel ich brauche, um bis Aachen mit ihm zu gehen. Ich vermochte kaum zu widerstehen, und nur die Rücksicht für die beängstigten Verwandten und die Furcht vor den Vorwürfen meines Vaters über meine Geldverschwendung entschied. Ich kehrte in Koblenz zurück.

Meine guten Verwandten waren in der That auch nicht wenig über meine Verwegenheit in Sorgen und empfingen mich mit Freuden. Ich sagte ihnen, daß dies eine Kleinigkeit für mich gewesen, und daß ich noch ganz andere Dinge auszuführen gedenke, wenn ich einmal bei Jahren und meinem Vater nicht mehr unterworfen sey. Es war mir auch gar nichts Unangenehmes begegnet, als daß ich mit einer österreichischen Wache an der Schiffbrücke zu Mainz in Händel kam, und diese mir mit dem Bajonet drohte, und daß mich, als ich einmal bis tief in die Nacht hineinlief, ein gräulicher Hund anpackte.

Nun ward sogleich alles in Hexametern, Saphen, Alcäen und Reimen besungen, was ich Schönes und Herrliches gesehen. Vier bis fünf Gedichte wurden des Tags geschrieben, des Abends aber wußt' ich mir guten Nierensteiner zu verschaffen nnd manchen Kuß meiner schönen Ebräerin.

Einmal ging ich mit dem Onkel über den Rhein hinüber, um die sogenannte Schwedensäule des Gustav Adolphs zu

sehen. Wir verspäteten uns und kamen tief in der Nacht an's Rheinufer, so daß keine Barke mehr zu finden war. Der Onkel bekam Angst und schrie über die Maßen, aber es erfolgte keine Antwort, und ich freuete mich inniglich, jetzt etwas für mein Reisejournal zu bekommen, und wünschte, daß wir im Walde übernachten müßten. Aber nach stundenlangen Warten hörten wir ein Plätschern, und bald sahen wir eine Barke in der mondhellen Fluth herüberschweben.

Der Herbst begann und ich genoß alle seine Freuden im Uebermaße. Ich ließ das Dichten und unterhielt mich mit Schießen. Schon hatt' ich auch einen ganzen Band Verse geschrieben, die als ein Examinatorium in der Mythologie und in gezierten poetischen Floskeln gelten konnten. Ich begreife selbst noch nicht, warum ich in Allem, in Leben und Treiben, in improvisirenden Dichten und Fantasieren so ganz dem Drange und Ungestüme meiner heftigen Natur folgte, und nur wenn ich einen Vers schrieb, auch nicht eine Zeile vollkommen natürlich und eigenthümlich war. Es wäre besser gewesen, ich hätte mich mir selbst überlassend, das seltsamste Zeug hingeschrieben, nur mehr aus mir heraus, aber ich beging keine Dummheit, keine Rohheit darin, und alles sollte fein zierlich, gelehrt und hochtrabend seyn. Diese Irrungen und dieses Umtreiben in fremden Formen und Manieren von Tiek, Jean Paul, Alt-Göthe, Jung-Schiller, Shakspeare und Werther ging fort, bis ich an einem Christtage im sechszehnten Jahr in einer Kirche, wo ich ein nur zu schwärmerisch geliebtes Wesen wieder zu sehen hoffte, von einer namenlosen Wehmuth über meine verlorne Kindheit ergriffen wurde, und ein Lied hinschrieb, das rein und natürlich aus dem Feuerquell meines Schmerzes hervorfloß und mir ewig theuer seyn wird, weil es ewig wahr ist.

Die Zeit des Abschieds war gekommen; der Vater verlangte mich mit Gewalt nach Hause und ich mußte nachgeben. Hätt' ich gewußt, welche unselige, wiewohl so folgenreiche Leiden meiner warteten, ich wäre lieber aufs Gerathewohl nach Amsterdam gegangen, wie ich den muthwilligen Kaufleuten weiß gemacht. Aber ich nahm mein Ränzchen auf den Rücken und ging. Leider überfiel mich vor der Stadt schon ein so erschrecklicher Regen, daß ich das andere Rheinufer nicht mehr sah, und ich kehrte zurück. Den folgenden Tag aber ging ich abermal bei'm ärgsten Nebel aus, entschlossen, nicht mehr zurückzukehren, und wenn das wilde Heer vom Odenwalde herüberkommen sollte.

Diesmal glückte es. Ich wollte aber nicht denselben Weg nach Hause machen, sondern ging über Darmstadt und die Bergstraße. Ich besah mir alles mit Hast und Begier, bestieg den längst ersehnten Melibocus, ging nach Schwetzingen und kam wieder glücklich in Heidelberg an.

Und jetzt, mein lieber Leser, sind wir zu Ende. Denn auf meinem ganzem Wege begegnete mir nichts, das der Erwähnung werth wäre. Ich hoffe, daß ich Dich nicht mit Langweile geplagt habe, wenn diese Hoffnung schon nach Eitelkeit schmeckt. Allein ich bin der Meinung, daß ich Dir doch wenigstens Wahrheit und Wirklichkeit gegeben, worüber sich Manches denken läßt, worin Du dich selbst bespiegeln kannst, und es würde gewiß mehr förderlich seyn, wenn man Dir häufiger solche, am Ende doch sehr ernsthafte Dinge vortrüge und sie Dir nur, weil Du denn doch einmal ein verwöhntes Leckermäulchen bist, mit einigem Konfekt und Zucker, mit Gewürz und Salz und Pfeffer schmackhaft für Deinen Gaumen und verdaulich für Deinen verdorbenen Magen machte. Besser, als wenn ich Dich mit fliegenden Drachen, Burgen,

Feen, Ritterliebe, Schicksalschauernissen und dergleichen romantischen Flunkereien hätte unterhalten wollen, welche sammt dem Uebrigen Kasernenknaster nicht für Dich, sondern in die Wachtstube gehören! Das Leben eines jeden Menschen ist interessant und ich habe für jede brave Selbstbiographie dem Verfasser gedankt und sie mit Lust gelesen, habe er auch geheißen, wie er wolle, ja ich habe mit Neid und Eifersucht meine Jahre mit den seinen abgemessen, mich gefreut, wenn ich ihm voraus war, und mich geschämt, wenn er mich überflügelt. Nun ist es freilich wahr, daß es eben die Jahre der entscheidenden Entwickelung sind, welche vorzüglich ansprechen und lehrreich sind, aber da ich Dir von diesen nichts mittheilen kann und Dir nur schon zuviel davon in meinen Gesängen aus Griechenland angeboten, so mag die Kindheit hinreichen, in der ja auch schon die Fäden sichtbar sind, welche später von so verhängnißvollen Händen zu einem großen, erhabenen Gespinnst gewoben und von mehr als einem Orkan zerrissen worden! Den Unsterblichen sey gedankt, daß wir unter dem schönsten Himmel nun gesund sind und uns dieser Gesundheit erfreuen. Wir haben zwar der traurigen und niederbeugenden Stürme auch hier schon in großer Menge erfahren müssen, aber wer vergäße nicht sein unbedeutendes Schicksal unter den Tempelruinen des Campo-Vaccino — bei'm Hinblick vom Pincio aus über das unermeßliche Rom bis zum St. Peter hinüber und den elysischen, immergrünen Pinienhainen des arkadischen Gianicolo — in den Hallen des Vatican, vor der Verklärung Rafaels, und in der sistinischen Kapelle, wenn Papst, Michel Angelo und Miserere uns auf die Kniee reißen, in den Frascatanischen Gärten, den Erlenufern und Nympfengrotten des Albanersee's, den Wollusthainen von Arriccia und den süßen Hügeln von Genzano —

dem Monte Cavo bei'm Anblick Roms, der Campagna, Latium's, des Sabinerlandes, des Apenins, des mittelländischen Meeres in unübersehbarer Fläche und der ganzen Bergreihe vom Sorakte bis zum Cap der Circe! Wer nicht an den Ufern von Anzium, Nettuno und Ostia — in der Grotte des Meergottes in Tibur, unter den donnernden Schaumwallungen des Teverone — im Kastanienwalde des Horazischen Sabinums, in der Schlucht von Licenza — unter den Adlerdörfern von Cervara, Cantalupo und Subiaco — auf dem Rosenkloster von St. Benedetto, und in meinem theuersten Paradiese, unter den Felsen und Feigengärten Olevano's! Gebe der Himmel, daß wir bald Ruhe finden, Dir, mein Leser, bald etwas aus uns hervorzubringen, was Dir gefällt, und was Du nicht zu dem Wust des Alltäglichen und Gewöhnlichen wirfst. Vielleicht, daß wir Dir die rüstige Größe Deines Vaterlandes und Deine weltbekämpfenden Friedriche in einer zweihundertjährigen Tragödie zu zeigen im Stande sind, aber dazu haben wir für jetzt nur Begeisterung, Feuer, Gedanken, Gefühl, Muth, Hoffnung und Vorsatz, nur fehlt uns noch das Glück, die Ruhe, die Sicherheit die Zeit, die ungestörte Lage! und käme diese, so käme vielleicht auch die Seele von Allen — der Geist und die Kraft. Lebe wohl, mein Leser, sey gegrüßt im deutschen Vaterlande und bleibe mir gut.

„Sey gegrüßt im deutschen Vaterlande, und bleibe mir gut,“ so sind die letzten Worte, die unser Dichter damals seinen Lesern aus dem Lande der Cäsaren zurief, wir aber wollen jetzt sehen, wie es ihm gegangen, und was er gedacht und gethan hat, ehe es ihn in jene hesperischen Gefilde Italiens trieb.

Kurz nach der Rückkehr von seiner Rheinreise im Frühjahre 1819 wurde er zum Oberamtsrichter nach Urach gesandt, wo er all' die kleinen, geisttödtenden mechanischen Arbeiten des Juristen versehen, mit einem Worte, wo er als Schreiber fungiren sollte. Er, der schon als Kind sich an den Schöpfungen seiner eigenen Phantasie ergötzt und gestärkt, mit immer lebhaftem Geist selbst gewirkt und geschafft hatte, sollte jetzt trockene Relationen copiren, Referate abschreiben, wo er nicht nur nichts denken, sondern kaum etwas anderes als die steife Form des pedantischen Rechtsstyls erlernen konnte. Dabei war seine Zeit so beschränkt, daß er die Studien, die er früher gemacht, kaum verfolgen konnte; und nur durch den angestrengtesten Fleiß und Nachtwachen war es ihm möglich, das Griechische, für welches er eine leidenschaftliche Vorliebe hatte, sich so zu eigen zu machen, daß er den Homer jetzt fast ohne Hülfe lesen konnte, und nun trieb ihn der innere Geist von neuem an, nicht nur zu genießen, und sich im Duft der Poesie zu berauschen, sondern wieder selbst zu schaffen, und dem Fluge des

kühnen Adlers zu folgen. Er erkor jetzt Matthisson einzig zu seinem Lieblingsdichter, den er täglich las, ja er schrieb sich aus seinen Gedichten Endreime aus, nach denen er sodann die Verse ausfüllte, und entwickelte schon damals eine Glut der Phantasie und eine Festigkeit und Gewandtheit in der Form, die wir stets in seinen Werken bewundern werden. Daß ihm, je mehr er sich selbst fühlte, die beengenden Fesseln immer drückender werden mußten, daß er in seinem Streben nach Kunst und Poesie seine Geschäfte lässiger besorgte, war ganz natürlich, und mit Mißfallen sah sein Principal auf sein Treiben und Thun, denn neben Höpfners Commentar, der ungebraucht und bestaubt auf dem Tische lag, waren Homers, Matthissons, Göthe's und Schillers Werke aufgepflanzt, und zeigten deutlich, daß er eifriger in ihnen als in dem trockenen Juristen las, neben Acten, Protocollen und Relationen lagen unzähliche Blättchen Papier, deren jedes Verse enthielt, denn er wollte lieber componiren als copiren, und seine einzige Erholung bestand in Spaziergängen, wo er einige junge Freunde traf, mit denen er über Kunst und Literatur sprechen konnte. Aber unausstehlich wurde ihm seine Existenz, als die bessere Jahreszeit vorüber war, als die Kälte ihn in das enge Familienzimmer bannte, wo er nicht mehr ungestört seiner Muse sich hingeben konnte, wo Kindergeschrei, Besuche und Verhöre ihm keinen ruhigen Augenblick gönnten. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft eines Mannes, der die Talente unseres jungen Dichters ganz zu würdigen wußte, des jetzigen Rentamtmanns Eser, der das Schöne und Gute mit aller Kraft unterstützte, wo er konnte, der mit seinen Kenntnissen eine Festigkeit und Gediegenheit des Charakters verband, mit der er alles, was er sich vornahm, durchführte, und der endlich unserem Waiblinger ein Freund ward und

Staats-
Bibliothek
Bamberg

blieb, welcher ihm bis zu seinem Tode mit Rath und That, mit all' seiner Liebe und Kraft beistand. Durch ihn und durch Friedrichs Beharrlichkeit selbst gelang es endlich, den Vater, der seinen Sohn nur für eigensinnig halten mochte, zu überzeugen, daß derselbe für etwas anderes, als die Schreibstube bestimmt sey, und da der Oberamtsrichter selbst endlich rieth, seinem störrigen Eleven etwas anderes ergreifen zu lassen, so bezog Waiblinger im April 1820 das obere Gymnasium in Stuttgart, und nun begann er ein regelmäßigeres Studium der Wissenschaften, das ihm der Unterricht einiger trefflicher Lehrer erleichterte. Geschichte, neuere Sprachen und Dichtkunst nahmen seine Zeit so in Anspruch, daß er sich fast keine Erholung gönnte. Jetzt erst erkannte er die Kunst in ihrer Erhabenheit und Schönheit, die Bekanntschaft mit Männern wie Gustav Schwab, Matthisson, Haug, die Besuche bei Dannecker, Wagner und Boisseree, wo er die schönsten Werke der Plastik, die herrlichsten Gemälde alter Meister sah, konnte nicht anders als begeisternd auf ihn wirken.

Das erste Gefühl, das ihn überraschte, als er sich selbst in Stuttgart wiederfand, war Staunen über die Erfüllung seines liebsten Wunsches, dessen Realisirung er um so weniger hoffte, da er die Festigkeit, mit der sein Vater auf den einmal gefaßten Willen bestand, nur zu gut kannte, aber er schöpfte daraus den Gedanken, daß er durch Beharrlichkeit alles durchsetzen könne, daß uns oft nur die Furcht vor dem Ungewöhnlichen von der Erlangung eines Zieles abhalte, und er nahm sich vor, eben von dieser Idee des Außerordentlichen sich nie abschrecken zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, für einen Sonderling zu gelten.

Er wohnte und aß bei Verwandten seiner Eltern, die ihm ein besonderes Zimmer eingeräumt hatten, wo er ungestört

arbeiten und denken konnte, und er fühlte sich wie im Himmel, wenn er, nachdem die Schularbeiten beendigt waren, hier in seinem einsamen Stübchen den Einflüsterungen seiner Muse lauschen konnte. Den größten Theil seiner freien Zeit nahm die englische Sprache in Anspruch, denn es war ihm in Shakspeare ein Stern aufgegangen, dessen vollen Glanz er mit trunkenem Auge einschlürfen wollte, ohne daß er durch Uebersetzungen verbleiche. Mit Begeisterung las er seinen Lear, seinen Macbeth, seinen Hamlet, und das Theater bekam erst jetzt den wahren Werth für ihn, ja er studirte eifrig alle Werke, die er über Dramaturgie haben konnte, und ging mit nichts geringerem um, als selbst ein Drama zu schreiben, wozu er endlich einen Stoff gefunden zu haben glaubte, den ihm die Biographie Raphael Sanzio's darbot. Er machte wirklich die Exposition dazu, wollte es „Die Maler" betiteln, aber die Ausführung scheint unterblieben zu seyn.

Nur ein Schmerz war es noch, der ihn oft quälte, und von dem er sich um jeden Preis loszumachen suchte. Sein Ehrgeiz duldete es durchaus nicht, daß er unter den Schülern des Gymnasiums auch als gewöhnlicher Gymnasiast angesehen und behandelt werden sollte; er fühlte sich reifer, höher als sie, es beleidigte seinen Stolz, wenn er Kindereien und bübisches Betragen an ihnen wahrnahm, und dann wohl von den Lehrern mit jenen in eine Kategorie geworfen wurde. Der erste, der ihm freundlich die Hand reichte, der sich ihm nicht nur als Lehrer, als pedantischer Vorgesetzter, sondern als wahrer Mensch und Freund zeigte, war Gustav Schwab, der ihn seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, das Dichtertalent in ihm fand und hegte und pflegte, aber auch eben so streng seine Fehler tadelte, seinen unbegrenzten Ehrgeiz zu dämpfen suchte, und ihm manches

harte Wort sagte, das dem Jüngling unangenehm aber gewiß heilsam war. Durch die Gebrüder Boisseree, mit denen er bald nach seiner Ankunft in Stuttgart bekannt wurde, ward er an Matthisson empfohlen, und nun sah er einen Wunsch erfüllt, den er bis dahin kaum zu träumen gewagt hatte. Matthisson, den er vergötiert, der sein Leitstern, sein Ideal, sein Ziel gewesen war, ihn sollte er jetzt persönlich kennen lernen, ihn sollte er sehen, mit ihm reden, ja mit ihm wie mit einem ältern Freunde umgehen dürfen. Er brachte ihm seine Gedichte, er erzählte ihm sein Leben, er schilderte ihm seine Begeisterung für ihn, und Matthisson selbst war so freundlich und zuvorkommend, so voll Güte gegen ihn, daß unser Waiblinger seine Freude kaum zu mäßigen wußte. Wenn es seine Zeit nur erlaubte, so eilte er zu dem gefeierten Sänger und immer fand er eine so freundliche Aufnahme in seinem Hause, daß er fast heimisch ward. Durch Matthisson ward er nach und nach mit Haug und Weisser bekannt, Danneckers Attelier, die öffentliche Bibliothek, Boisseree's Gallerie stand ihm offen, er durfte fast täglich in Gesellschaft der gepriesensten Künstler, der Priester der schönen Literatur seyn, und so mußte er sehr bald ein richtiges Urtheil über das Schöne erlangen, das sich denn auch schon in seinen frühesten Aufsätzen zeigte, an denen der klare, helle Blick, der sich durch nichts irre machen läßt, nicht zu verkennen ist. Aber wenn der Kritiker die Arbeiten anderer nur in sich aufnimmt, um sie anatomisch zu zergliedern, und dem Publikum dann das Resultat seiner Forschungen auszuposaunen, legte sie Waiblinger nur an seine eigenen Geistesprodukte als Maasstab an, um zu sehen, wo er gefehlt, oder welche Fehler jene begangen, vor denen er sich zu hüten suchte, denn es vertrug sich nicht mit seinem Stolze, da nur zu urtheilen, wo andere wirkten

und schafften, er wollte selbst Schöpfer seyn, und ward es, obgleich es für seine Muse vielleicht besser gewesen wäre, wenn er noch damit gezaudert hätte, denn je zarter der Körper ist, destomehr greift ihn die Geburt an, weil er die volle Kraft noch nicht hat.

Sein Ehrgeiz, sein Stolz, sein Drang nach Wissenschaft und Kunst war nun vor der Hand beruhigt, aber durch alles dies wird das Gefühl des menschlichen Herzens nicht befriedigt. Es will nicht nur genießen, es will nicht nur schaffen und wirken, es will noch ein Herz haben, was mit ihm genießt, dem es seine Freuden und Leiden mittheilt, dem es sich, indem es dasselbe zu besitzen glaubt, selbst ganz und ungetheilt hingibt; das Gefühl kann nur befriedigt werden durch Freundschaft oder durch Liebe, ja zu einer gewissen Zeit, wo die Natur ihrer vollen Entwickelung sich nähert, wo alle Kräfte nur dahin arbeiten, Körper und Seele zu reifen, nur durch die Liebe allein.

So erging es auch unserem Waiblinger; den meisten jungen Leuten, mit denen er im freundschaftlichen Verhältniß stand, war er an Kenntnissen, an Verstand weit überlegen, und wenn er auch mit andern, die ihm fern waren, und die er nur durch Briefe kennen gelernt hatte, wie z. B. Möricke, einen innigen Seelenbund geschlossen hatte, so ist dies nicht genug für das jugendliche Gemüth, es muß etwas haben, dem es sich ganz nahe fühlt, etwas, an das es sich halten kann, das ihm, wie dem Gläubigen das Anschauliche der Gottheit ist. In dem Hause seiner Verwandten lebte ein junges, äußerst einfaches und stilles Mädchen, das er bis jetzt fast ganz übersehen hatte, aber eben jene Einfachheit, jene anspruchlose Schönheit, die sich nicht bemerkbar macht, sondern nur im Verborgenen, aber dort um so lieblicher duftet,

mochte endlich die Aufmerksamkeit des Jünglings, der kaum das Knabenalter verlassen hatte, erregen, und wie Charaktere, die sich völlig unähnlich sind, sich häufig begegnen, und nach den Gesetzen der Natur sich vereinigen, um etwas Ganzes zu bilden, so fühlte sich Friedrich nach und nach von der stillen Anmuth des Mädchens so ganz eingenommen, daß ihm alles andere nur Mittel wurde, um die Liebe der Jungfrau als Zweck seines Lebens zu erreichen, und es gelang ihm.

Nur wer das Begeisternde einer reinen Liebe, die das All mit der ganzen Fülle ihres Gemüthes und Herzens umfassen möchte, nur wer das Göttliche einer solchen Liebe kennt, vermag zu fassen, was jetzt in dem jungen Dichter vorgehen mußte. Wie nur die Wärme der Sonne die Natur erweckt und belebt, wie nur ihr Licht den Farbenschmelz der Blüthen und Blumen mahlt, und ihren süßen Duft hervorruft, so zaubert die Liebe in die Welt, die wir sehen und die in uns schlummert, in die Natur und in unsere innersten Gedanken ein neues Leben, sie ist die göttliche Kraft, die in Pygmalions Statue den Geist, das wahre lebendige Daseyn hauchte, denn nur die Liebe gibt dem Schöpfer die Kraft, dem Dichter die Weihe.

Valerine, so nennt Waiblinger die Geliebte in seinem Tagebuche, Valerine fand in ihm eine solche Tiefe und Fülle, sein lebhafter Geist, sein Schaffen und Wirken, seine Ansichten vom Leben und dessen Werth, alles war ihr so neu und fremd, und doch wieder brachte die Innigkeit, das Gemüth, das bei ihm vorherrschte, einen Einklang in diese fremde Welt, daß sie sich mit der ganzen Kraft eines liebenden jugendlichen Herzens an ihn schloß, ja so manches wagte, um nur eine Stunde mit dem Geliebten zu sprechen, ohne daß es die Verwandten bemerkten, denn das Geheimniß ist die Brust, aus der die Liebe immer wieder neue Nahrung saugt,

und mit ihm wird ihr der schönste Schmuck, der Schleier der Jungfräulichkeit genommen.

Wie nun jede erste Liebe durchaus rein von allen Schlacken ist, wie ein Blick, ein leiser Druck der Hand, ein Kuß beiden Theilen einen Genuß gewährt, der dem rohen, in Sinnlichkeit schwelgenden Wüstling ewig fremd bleibt, so theilt sich dieses reine bessere Wesen auch dem ganzen Seyn und Streben des Menschen mit, und so legte auch Waiblinger, von dieser Flamme geläutert, so manchen Fehler ab, der ihm bis jetzt eigen war. Er wurde verträglicher, gefälliger und nachgiebiger, ja er wurde ein besserer, mittheilender Freund, denn er mußte ja jemand haben, dem er die Größe seines Glücks, die Wonne, die sein Herz nicht mehr fassen konnte, verkünden durfte. Sein Stolz, der ungern einen Tadel vertrug, machte einer gerechten Selbstprüfung Platz, die uns nur bessern kann, und in jener Zeit war es, wo er an Gustav Schwab, dem er grollte, weil er seine Eitelkeit verspottet, weil er es nicht dulden mochte, daß Friedrich nur das Fremde nachahme, und in seinem Wahn für etwas Großes, Eigenthümliches hielt, in dieser Zeit war es, wo er an seinen Retter ein Gedicht schrieb, das beweißt, wie er in sich gegangen, wie er die Selbstüberschätzung fahren ließ, und den festen Willen faßte, anders, besser zu werden. Das Gedicht läßt zu tief in seine Seele schauen, als daß wir es unsern Lesern nicht mittheilen sollten, es ist folgendes:

An Schwab.

Dich sollt' ich nimmer lieben, sollt' ich hassen,
Weil Du so herzlich offen zu mir sprachst:
„Du mußt den unheilsvollen Weg verlassen!“
Weil meines Sinnes Uebermuth Du brachst.

Und aus dem Irrthum, wie aus wilden Wogen
Mit Huld und Milde mich hervorgezogen
Und mit dem Element die Lanze brachst?

Nein! Freund im wahren Sinne, das sey ferne!
Ich hasse meinen Retter wahrlich nicht,
Der innerlich des Geistes regem Kerne
Ein neues Wachsthum gab, und Kraft und Licht,
Der mich gerissen aus den eitlen Träumen,
Auf's eigne Selbst mich wies aus fremden Räumen,
Und rügte, was mir mangelt und gebricht.

Die Schatten lagen um den Quell gelichtet,
Woraus des Geistes inn're Regung quillt,
Du hast die Nacht zum hellen Tag gelichtet,
Und heißer Dank ist's, der mein Herz erfüllt.
Ich könnte zweifeln nur an Deinem Herzen?
Vergib, es waren warmer Freundschaft Schmerzen,
Und Du, Geliebter! hast sie ja gestillt,

Den hohen Meister strebt ich nachzuahmen;
Wer kann's? Du warst mir Bote heren Lichts,
Bereitet war, doch ungefüllt der Rahmen
Was ich gebildet und erschuf ist — nichts.
Ich will die bunte Formenwelt zerschlagen
In's eigne Herz nichts Fremdes übertragen
Und frei seyn bis zum Tage des Gerichts.

Nimm hin den Schwur: aus eigner Geistesquelle
Schöpf' ich fortan den strudelnden Gesang,
Den Geist durchflammt der Hoffnung Zauberhelle,
Schon regt sich Bild an Bild im wilden Drang.
Und, lieber Freund, wenn ich nicht untergehe,
Wenn ich nicht ganz dem Staube gleich verwehe,
Du bist's, der mich zum festen Bleiben zwang.

Und er hielt sein Versprechen, mit neuem Eifer warf er sich auf die Wissenschaften, aber in jeder Minute, die er sonst noch seiner Liebe abstehlen konnte, hing er von neuem der Idee nach, ein Drama zu schreiben. Göthe's Götz von Berlichingen und das Studium der Geschichte des Mittelalters brachte ihn auf den Gedanken, daß Franz von Sickingen ein herrliches dramatisches Gemälde abgeben müsse, und mit ungeheurem Fleiße suchte er alle Quellen auf, die ihm irgend einen Stoff zur richtigen historischen Behandlung darbieten konnten. Alle Bibliotheken wurden durchstört, alles, was sich nur entfernt auf jene Zeit beziehen konnte, wo das Ritterwesen noch einmal hell aufleuchtete, um dann auf ewig von der Welt zu scheiden, und nur in dem Munde des Sängers fortzuleben, alle Chroniken wurden studirt und gelesen, während zu gleicher Zeit der Besuch des Theaters ihm unerläßlich schien, um sich Bühnenkenntniß zu erwerben, um zu sehen wie der oder jener Schauspieler eine Rolle auffasse und dann auf die Idee seines Schauspiels zurückgehend zu überlegen wie er den ganzen Plan anzuordnen und auszuführen habe, damit sein Stück die Wirkung nicht verfehle.

Doch wie er fast alles übertrieb, so mußte auch diese übermäßige Anstrengung aller geistigen und physischen Kräfte endlich eine Abspannung herbeiführen, und als zu gleicher Zeit ein Drama über denselben Gegenstand von Conz erchien, so ließ der Eifer dafür, und mit ihm überhaupt der überspannte Fleiß nach, und Friedrich lebte eine Zeitlang nur seinen Empfindungen, seiner Liebe, die ihm Stoff zum Denken und Genuß genug gab, um irgend etwas Anderes zu vermissen. Selbst die Poesie schien ihm jetzt nur gegeben, um für sein Mädchen zu dichten, an das er dachte, wo er

ging und stand. Und doch würde dieser müßige und doch reizende Zustand nicht so lange angehalten haben, wenn man der Liebe unserer beiden Leutchen nicht Hindernisse in den Weg gelegt hätte, die zu besiegen jetzt beide ihren Scharfsinn anstrengten, Briefe wechselten, und sich unendlich unglücklich, und doch wieder durch dieses Unglück unaussprechlich glücklich fühlten. Waiblinger hatte nämlich mit seiner geliebten Valerine seine Eltern in Reutlingen besucht, sein Vater, der nur trockener Geschäftsmann, aber aufmerksamer Beobachter war, hatte den Funken der in beiden glühte, recht wohl bemerkt, aber denselben nicht verglimmen lassen, sondern durch harte Worte und unfreundliches Wesen sogar zur hellen Flamme angefacht, und gerade, was er verhindern wollte, geschah jetzt, die beiden jungen Leute, die sich gekränkt fühlten, näherten sich mehr und mehr, und schloßen sich um so fester aneinander, je mehr man versuchte, sie zu trennen. Die Verwandten in Stuttgart hinderten jetzt auch das freie öffentliche Zusammentreffen von Friedrich und Valerine, und so mußte denn die stille verschwiegene Nacht oft Zeuge seyn, wie sich zwei Herzen fanden, die sich um so glücklicher fühlten je mehr sie nur das Reine und Herrliche der Liebe suchten, dem jede Schuld ferne ist. Und doch war ein böser Feind in dem Gefolge der himmlischen Gefühle, die unsern Waiblinger trunken machten, der gewöhnliche Begleiter der Liebe, die Eifersucht. Wie er bei seinem heftigen Charakter immer von einem Extrem zum andern überspringen konnte, so stieß ihn ein Blick, ein Wort der Geliebten, dem er eine falsche Deutung gab, aus all' seinen Himmeln in den tiefsten Abgrund der Hölle, und dann quälte er sich, sein Mädchen und seine Umgebung auf die entsetzlichste Weise.

Aber alles dieses Toben von Liebe und Eifersucht in

seinem Herzen, dieses Uebermaaß von Gefühlen, und diese Gedankenfülle, wenn er sein Wesen, sein Wissen und seine Freuden dem gegenüber hielt, was andere von seinem Alter waren und dachten und trieben, mußte sich endlich einen Ausweg bahnen, in Worten, und wie immer war auch diesesmal das dramatische Gedicht die Form, die er wählte. Aber keine historischen Data, keine schon durch die Geschichte ihm vorgezeichneten Charaktere durften seine Poesie beschränken sondern er wollte und mußte sich frei und ungehindert bewegen können. Und diesesmal ging er schnell an die Arbeit, das Herz war ihm zu voll, und er vollendete wirklich ein Drama, das den Titel Haß und Liebe führte, sich jetzt in den Händen seines Bruders befindet, und manches Herrliche, aber auch manches Sonderbare enthält, das nur eine im höchsten Grade excentrische Phantasie schaffen konnte, und ungenießbar für den Leser ist; es soll manche Aehnlichkeit mit den Räubern von Schiller haben, die überhaupt einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatten, denn der wilde ungezügelte und doch geniale Ton, der durch das ganze Stück herrscht, und mächtig ergreifend durch die Saiten der menschlichen Brust rauscht, fand einen zu großen Anklang in seinem gleichgestimmten Gemüth. — Während der Ausarbeitung dieses Drama's kam einer seiner Freunde, mit dem ihn die Liebe zu Kunst und Wissenschaft in Urach eng verknüpft hatte, nach Stuttgart, um ihn zu besuchen. Der Freund tritt, wie er von der Reise kommt, mit Stock und Ränzchen in Waiblingers Wohnhaus, er klopft an seine Thüre, man öffnet nicht, man ruft nicht: herein. Jetzt geht er in das Wohnzimmer, es ist leer; aber in der angränzenden Schlafkammer liegt Waiblinger auf dem Bett, mit emporsträubenden Haaren, die großen blauen Augen weit aufgerissen

starrt er den Eintretenden an, und nur nach öfterem Fragen erwiedert er, daß er früher an dem obengenannten Trauerspiele gearbeitet habe, und als er an die Katastrophe gekommen sey, sich selbst habe ermorden wollen. Er war wirklich verbunden und der Blutverlust aus einer Brustwunde mochte ihn geschwächt und bettlägerig gemacht haben, aber der Grund, der ihn veranlaßte, die Hand an sich selbst zu legen, mag nicht nur jenes exaltirte Wesen gewesen seyn, durch das er sich selbst manchmal bis zum Wahnsinn emporzuschrauben suchte, um etwas Großes, etwas ganz Außerordentliches zu leisten, sondern auch hier hatte die Liebe ihre Hand mit im Spiele, denn das öftere Zusammenseyn Valerinens mit einem Dritten, den sie nicht vermeiden konnte, und dem sie mehr gezwungen als freiwillig Aufmerksamkeit schenken mußte, hatte sein Blut in Wallung gebracht. Als nun aber gar an einem Volksfest jener vermeintliche Nebenbuhler mit seiner Geliebten zusammen war, ohne daß er sich ihr nähern durfte, und doch so, daß er sie immer im Auge hatte, da kannte sein Schmerz, der sich bis auf den tiefsten, innersten Nerv berührt glaubte, keine Grenzen mehr, und er tobte gegen sich selbst im blinden Wahnsinn. Zwar zeigte sich nun jetzt erst die Liebe des Mädchens in ihrer ganzen Größe, die oft an das Bett des Kranken schlich, um ihn zu erheitern, zu erquicken und zu pflegen, aber eben dadurch wurden die Verwandten nur noch mehr erzürnt, und es kam endlich so weit, daß Waiblinger dieses Haus verlassen mußte und eine andere Wohnung bezog, wo ihm sein Mädchen nicht mehr so nah war, er aber eben deßhalb auch wieder mehr Zeit für seine Studien und seine Muse gewann, die sich ganz und gar dem dramatischen Fach zuwandten. Seine Bekanntschaft mit einigen tüchtigen Schauspielern, namentlich

mit Gnauth gab seinen ganzen Ideen eine andere Richtung, und er dachte in Ernst daran, ob es nicht am besten für ihn sey, Schauspieler zu werden, deren Wirken er als einen Akt ansah, der, indem er durch sich selbst den Schaffenden beglückt, auch unendlich viel Gutes für die Zuschauer thue. Nur der Gedanke, daß ein solcher Schritt seine Familie betrüben, ja in Verzweiflung stürzen könne, hielt ihn von der Ausführung ab, obgleich er wirklich versuchte in Eßlingen bei einer herumziehenden Schauspielertruppe als Franz Moor aufzutreten, was ihm jedoch Gnauth ernstlich abrieth, da man ihn zu leicht erkennen werde, und es überhaupt kein Kinderspiel sey, das erstemal, und namentlich in einer solchen Rolle, die Bühne zu betreten. Er scheint auch diesen Gedanken aufgegeben zu haben, wenigstens finden wir nirgends eine Notiz, daß er ihn ausführte, dagegen ging er mit dem Plane um, sein Trauerspiel auf die Bühne zu bringen, theilte es in dieser Absicht Gnauth mit, der ihm hie und da Winke zur Verbesserung und Umarbeitung gab, die er benützte, und so sein Stück wircklich der Schauspiel-Intendantur zu Stuttgart übergab, wie Waiblinger in seiner Autobiographie schon angeführt hat.

Eine Reise nach Tübingen und dort ein Besuch bei dem unglücklichen Hölderlin, von dem er schon mehreres gelesen hatte, machte jetzt so einen tiefen Eindruck auf ihn, daß er den Gedanken an jenen bejammernswürdigen Dichter durchaus nicht wieder loswerden konnte. Er las dessen Hiperion, und es gestaltete sich die erste Idee zu seinem Phaeton, indem er seine ganze innere Welt, sein ganzes Denken, Glauben und Fühlen der Welt offenbarte, der in sofern interessant ist, aber doch zu wenig Eigenthümlichkeit und zu viel Zeichen einer Jugendarbeit an sich trägt, als daß wir

ihn hier in der Sammlung von Waiblingers Werken mit aufnehmen sollten. Werthvoller dagegen ist eine Arbeit, die ihr Entstehen auch seiner Bekanntschaft mit Hölderlin zu verdanken hat, obgleich er sie erst in spätern Jahren, als er fern von Deutschland, der Erinnerung früher verlebten Stunden sich überließ, in Rom vollendete. Es ist das die Biographie Hölderlins, die mit einem tiefen Blick in die menschliche Seele, mit der vollen Macht, den gegebenen Stoff zu behandeln, geschrieben ist, und die wir deßhalb unsern Lesern auch mittheilen werden.

Eben jene Reise nach Tübingen, der feste Entschluß, etwas zu schreiben, worin er sein ganzes Innere enthüllen könne, was er im Phaeton that, und seine Begierde sich mehr mit dem Theater vertraut zu machen, hatte ihn seiner Liebe, wenn auch nicht entfremdet, doch für eine Zeit entfernt, sein strenges Arbeiten, die Vorbereitungen zu dem Maturitätsexamen, ja selbst das Fernesein der Geliebten von Stuttgart hatte öftere Zusammenkünfte verhindert, aber als der eigentliche Zeitpunkt der Trennung nun immer näher und näher trat, als das Mädchen, die verständig und besonnen, wohl fühlte, daß sie nie mit dem wilden, unbändigen Friedrich in ein glückliches Verhältniß treten könne, um so weniger, als sie älter war, als er selbst, ja, als sie ihm ruhig und mit Fassung das auseinander setzte, und dabei dennoch ihm versicherte, daß ihr Herz, ihre Liebe und Freundschaft ewig sein gehören werde, da trat das Bild der schönen Vergangenheit wieder mit all' seinem Reiz, mit seinem Farbenschimmer hervor, und er konnte es sich nicht möglich denken, daß jene Zeit, die ihm den Himmel gezeigt hatte, vorüberseyn solle. Mit aller Kraft und Begeisterung, ja mit dem Wahnsinn der Liebe beschwor er seine Valerine, in jenes frühere Ver-

hältniß mit ihm zurückzutreten, so daß sie seinen Bitten nachgab, aber der magische Reiz, der früher beide bezaubert hatte, war verschwunden, weil die Seelen nicht mehr mit jener vollen Harmonie in einander klangen, und dennoch dürfen wir behaupten, daß dies Waiblingers erste, wahre und einzige Liebe war, denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten, die er sich selbst zum Ideal gestaltet, und noch in seinen letzten Jahren hing er an ihm mit einer Wehmuth und Innigkeit die nur die Liebe gibt, die ewig bleibt, weil sie die erste und die reinste ist, und wenn auch sein Gefühl noch so manchen Gegenstand fand, der ihn durch Schönheit oder Geist fesselte, so liebte er in ihm immer nur sein Ideal, in das seine Phantasie den neuen Körper kleidete.

Das innige Verhältniß, was nun bis jetzt sein ganzes Herz ausgefüllt hatte, war also zerstört, und es mußte eine Leere eintreten, die niemand peinigender seyn konnte, als ihm, der Kraft genug fühlte, den ganzen Himmel in seinem Busen aufzunehmen. Freunde waren ihm fern, die bildende Kunst, die Malerei, die er leidenschaftlich liebte und selbst getrieben hatte, konnte seine Einbildungskraft nicht mehr befriedigen, es war ihm alles, selbst die Poesie verhaßt, weil die, die ihn früher dazu begeistert hatte, selbst kälter gegen ihn geworden zu seyn schien, und er sehnte sich nach Freiheit von allen diesen Gefühlen und Schmerzen, die sein Herz bestürmten. Zu eben dieser Zeit war es, als das griechische Volk alle seine Kräfte anstrengte, um das Joch abzuschütteln, das Jahrhunderte lang auf ihrem Nacken gelastet hatte, aus allen Ländern zogen Jünglinge herbei, dem unterdrückten Volk Beistand zu leisten, und wie der Drang nach Freiheit bald in dem Anklang findet, der gleiches Schicksal hat, und gleiche Kraft fühlt, diesem Schicksal kühn entgegen zu treten,

so weckte auch die Sache der Griechen, deren Ahnen Waiblinger immer als die Muster vorgeleuchtet hatten, den Funken der Begeisterung in ihm, und er begann seine Griechenlieder zu dichten, weil sich sein Feuer nicht anders als in Worten Luft machen konnte. Für seinen Phaeton und für die Griechenlieder fand er im Buchhändler Franckh in Stuttgart einen Verleger, der den ersten am Ende des Jahres 1822 zu drucken anfing, und der Gedanke sich selbst nun bald als Autor in der literarischen Welt genannt zu hören, da sein Name bis jetzt nur in einigen Journalen, namentlich in der Abendzeitung unter einzelnen Gedichten gestanden hatte, die Erwartung, wie man die erste größere schriftstellerische Arbeit von ihm aufnehmen werde, machte, daß er mit einer gewissen Gleichgültigkeit im Herbst 1822 von Stuttgart schied, um nach einem kurzen Aufenthalt bei seinen Eltern in Reutlingen, die Universität Tübingen zu beziehen, wo er im sogenannten Kloster, oder Seminar, aufgenommen wurde, um Theologie zu studiren.

So viel Waiblinger bis jetzt auch gesehen, gelesen, gethan und erlebt hatte, jetzt öffnete sich ihm ein neuer Cyclus von Gedanken, sein ganzes Leben mußte anders werden, denn er fühlte sich freier, er war nicht der Gymnasiast, der vor dem Blicke des Rektors zittert, sondern ein freier Bürger der Universität, er war nicht mehr nur Schüler, sondern er nahm schon eine feste Stellung im gesellschaftlichen Leben ein, und in ihr eine höhere Stufe, als fast jeder andere, denn sein Ruf war ihm schon vorausgeeilt, man kannte schon seinen Namen, der manchem imponirte, man war neugierig, den jungen Mann kennen zu lernen, von dem die ganze Welt einst etwas Großes, etwas Außerordentliches erwartete, und mit Recht erwarten konnte. Nicht wie ein Fuchs, auf

den die bemoosten Häupter mit einer gewissen Geringschätzung herabschauen, nicht wie einen Neuling nahm man ihn auf, sondern als einen alten Bekannten, ja so mancher mit Scheu, mit Furcht, mit Neid. Aber das eigentliche Studentenleben mit seinen sonderbaren Formen, das Burschenwesen mit seinen einengenden Gesetzen konnte dem nach Freiheit dürstenden, dem, der sich immer nur, wenn auch nicht mit der strengen Wissenschaft, doch mit ihren freundlichen Schwestern, den Musen der Kunst und Poesie beschäftigt hatte, wenig Genuß gewähren, und er lebte daher mehr in sich und seinen Gedanken, als mit den Studirenden, obgleich er freundlich und zuvorkommend war, bis er unter ihnen so manchen hellen Kopf, so manchen festen originellen Charakter entdeckte, der ihm imponirte, und dessen Gunst er zu erringen suchte, weil sein Herz immer etwas haben mußte, mit dem es sich beschäftigte. Mörike war der erste, mit dem er in ein näheres Verhältniß trat, der ihn verstand, dem er die Geschichte seiner Liebe erzählen konnte, ja in dem er schaffendes, der Poesie huldigendes Talent fand. Es hatte sich gerade zu jener Zeit ein Kreis von jungen Männern gebildet, die eng zusammen hielten, und sich um so näher standen, als jeder in dem andern die Begeisterung für das Schöne und Wahre, das Streben nach Vervollkommnung in Wissenschaft und Kunst achten und ehren mußte. Bauer, Gfrörer, Mörike, Stirm, Stählen, Wurm, Ludwig, Gustav Pfizer, Schmidt, alle diese sind Männer, die sich in späteren Jahren als tüchtig bewährt haben, aber da der Stolz ein Hauptzug in Waiblingers Charakter war, so litt es derselbe nicht, sich neben diese Männer zu stellen, wodurch der Nimbus, der ihn umgab, wenn auch nicht verlöschen, doch erbleichen mußte. Doch das jugendliche Herz ist zu weich, als daß es lange starke Gefühle

in sich verschließen könnte, und der starre Trotz und Stolz wich endlich dem Drang nach Mittheilung, und Waiblinger ward bald mit allen, wenn auch nicht Freund, doch ziemlich vertraut und bekannt, noch dazu, da das Leben im Stift ihn nöthigte, mit andern zusammen zu seyn, so daß er gezwungen wurde, sich in manches zu fügen, was ihm sonst unerträglich gewesen wäre. Er lernte neue Vergnügungen kennen, die ihm bis jetzt fremd geblieben waren, das Selbstbereiten des Thees, die Heimlichkeit, mit der die Stiftler des Nachts die verbotenen Freuden des Zusammenseyns bei Bier und Tabak, oder gar bei selbstgemachtem Punsch genießen mußten, alles das ergötzte ihn, und er fühlte den Zwang eben weniger, wie jeder andere, weil ihm alles dies neu war. Seine Zeit verwandte er meist zum Studium der Philosophie, Spinoza und Kant waren namentlich die Heroen, die er bewunderte und in die er ganz einzudringen suchte, dagegen war er weniger fleißig in der Theologie, für die er sich bestimmt hatte; das Lateinische, das Hebräische war ihm zuwider, ja er dachte um so ungerner an sein einstiges Wirken als Geistlicher, weil er sich selbst gestand, daß sein Glaube durchaus nicht damit harmonire, was die Professoren von ihrem Katheder herunterpredigten. Um so eifriger gab er sich der schönen Literatur hin, beendigte seine Griechenlieder, besorgte die Correctur seines Phaetons, und wälzte die Gedanken zu einem neuen Roman in seinem Kopfe herum, den er Molitor nennen wollte. Ein unbeschreibliches Gefühl überlief ihn, als er die ersten Druckbogen des Phaeton zu Gesicht bekam, es war die Mutterfreude, die das schaffende Talent an ihren Kindern hat, wenn sie das Licht der Welt erblicken; sie wird so oft getadelt und verhöhnt, und doch mit Unrecht, findet ja die Mutter, selbst wenn

das Kind häßlich, wenn es sogar ungestaltet ist, eine Freude an ihm.

Zweimal schon hatte Waiblinger Stuttgart von Tübingen aus besucht und jedem Besuche lag der Hauptgrund, der leiseschlummernde Gedanke, mit unter, seine geliebte Valerine, oder Philippine, wie sie eigentlich hieß, noch einmal zu sehen und von ihr, oder ihrer Liebe für dieses Leben förmlich Abschied zu nehmen; das erstemal verfehlte er sie, das zweitemal gelang es ihm, sie zu treffen, aber ihr Zusammenseyn war so kalt, daß sich sein Herz ernstlich von ihr losriß, und er in ihr nur noch die Liebe liebte, aber nun mußte er wieder jemand haben, dem er sich mit ganzem Herzen anhängen konnte, er sah mehrere Frauen und Mädchen in Tübingen, deren äußere Schönheit einen Eindruck auf ihn machten, aber nirgends fand er Liebe, und sein Schmerz, allein, verlassen, ungeliebt unter den Millionen von Menschen auf der Erde zu stehen, kannte keine Gränzen. Nur in dem Genuß der schönen Natur fand er einige Erholung, und theils um diese leichter zu haben, theils um so manchen lästigen Einrichtungen im Stifte zu entrinnen, erbat und bekam er die Erlaubniß, ein Gartenhaus zu beziehen, wo er ungestört arbeiten konnte, wo ihn das laute Treiben und Leben der Stiftler nicht hinderte, seinen Gedanken Raum zu geben, und wo er im Juli 1823 einen Roman vollendete, den er Feodor betitelte, der aber verloren gegangen zu seyn scheint, und hervorgerufen wurde von dem Schmerz um seine verlorene Liebe, und dem Schwelgen darin, und der endlich die reine, geschlechtslose Freundschaft für das Höchste hält und seinen Trost darin findet. Denn auch ihm war es gelungen, einen Freund zu finden, voll Gemüth und Geist, voll Kraft und Muth, und voll Begeisterung für das Hohe und Heilige der Freundschaft,

wie sie nur kräftige, an Körper und Seele gesunde Jünglinge durchglühen kann. Zu Mitternacht, mit dem Schlage der Glocke, in einem einsamen Kreuzgang, wurde der Freundschaftsbund geschlossen, denn das Ungewöhnliche und Sonderbare, alles, was tief auf die Einbildungskraft wirken konnte, liebte Waiblinger vorzüglich, und von daher schrieb sich bei ihm auch ein gewisser Hang zum Aberglauben, ein Glaube an gute und böse Vorbedeutungen, an übernatürliche Dinge, und die Gewohnheit, etwas in das Gebiet des Magischen hinüberzuziehen, wie er denn sogar öfters durch Werfen von Kugeln und dergleichen Manipulationen das Schicksal um seine Zukunft befragte, und sich von den Aussprüchen desselben zu Heiterkeit oder Trübsinn stimmen ließ, je nachdem sie betrübend oder ermunternd waren.

In den Osterferien 1823 hatte er eine Reise zu dem früher erwähnten Rentamtmann Eser gemacht, dessen stilles, glückliches Familienleben auf dem Lande in der Nähe von Biberach auf unsern Dichter einen nur durch Erinnerung getrübten, aber im Ganzen doch heitern Eindruck machte; das Auffinden jenes schon genannten Freundes, des jetzigen Professors Ludwig Bauer, der mit ihm dichtete, mit ihm schwärmte, mit ihm für das Schöne und Heilige glühte, hatte ihn wieder neu gestärkt und froh für das Leben gemacht. Das heitere ungebundene Studentenleben begann ihm lieber zu werden, und manche Note, die seinen Muthwillen, sein Betragen, sein Versäumen der Kollegien und Stiftsstunden rügten, notirte er jetzt in sein Tagebuch, denn nur des Tages war ihm der Aufenthalt in seinem Gartenhäuschen gestattet, das er des Abends vom Nachtessen an mit dem Stift vertauschen mußte. Jetzt trat ihm der Geldmangel häufig unangenehm entgegen, den er früher weniger gefühlt hatte, denn sein Honorar für

den Phaeton und die Griechenlieder war längst für Garderobe, Geschenke u. s. w. verwendet worden, aber dennoch war es ihm möglich, in der Vacanz Michaelis 1823 eine Reise anzutreten, die ihn über Zürich, Zug nach dem Rigi, von Küßnach nach Altdorf über den Gotthard nach Bellinzona führte, von wo aus er einen Abstecher nach Locarno machte und nach Intra wollte, was jedoch ein Sturm verhinderte, in dem ein Schiff mit 70 Menschen unterging. Von hier kehrte er nach Bellinzona zurück, und ging über Como nach Mailand. Italien, das Land, nach dem er sich schon in der frühesten Kindheit gesehnt, nach dem all sein Wünschen und Trachten gegangen war, wo er später Jahre der süßen Freude und des Kummers, ja seinen Tod fand, Italien mit seinem tiefblauen Himmel, seinem charakteristischen Volke, seiner vollen üppigen Natur, sah er jetzt zum erstenmale, und konnte sich nicht satt schauen. Der Dom zu Mailand, dieses herrliche Gebäude, die Brera, in der sich Stücke von Rafael, von den Carracci's, von Tizian, Dominichino und van Dyk befinden, das ganz neue, fremde Leben und Treiben hier, machte so einen tiefen Eindruck auf ihn, daß wohl schon damals der Entschluß in ihm reifen mochte, einst längere Zeit in diesem Paradiese zu leben. Von hier ging er über Domo d'Ossola nach dem Simplon, und mit Todesgefahr über die Grimsel, denn ein fürchterlicher Schnee, der im Augenblick Weg und Steg verdeckte, und in rasender Schnelle so anwuchs, daß die Reisenden bis an die Brust in ihm waden mußten, hätte vielleicht allen das Leben gekostet, wenn nicht der treffliche Spitalmann sie gerettet hätte. Nachdem er tausend neue Dinge erfahren und gesehen, Abenteuer erlebt und sie selbst erschaffen, langte er endlich im October über Winterthur, Constanz und Ravensburg wieder in Reutlingen an, wo er

nicht genug erzählen und das Erlebte mit schönern Farben der Phantasie ausschmücken konnte. In Tübingen begann das frühere Leben wieder, in dem er sich jetzt mehr und mehr von Poesie entfernt hielt, und nur eine Abtheilung zu seinen später erschienenen vier Erzählungen aus der Geschichte des jungen Griechenlands schrieb, und sich mit Ideen zu einem Drama trug. Aber plötzlich im Anfange des Jahres 1824 machte er eine Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen, die bald zu einer Liebe wurde, die mit allen Leidenschaften sein Herz, sein Denken und Sinnen, sein Leben und Treiben einnahm, und von den wichtigsten, aber leider traurigsten Folgen für ihn war. Julie, die Schwester eines Professors der Rechte, eine Jüdin, mit allen jenen Reizen, die die Natur oft über die Orientalinnen ausschüttet, begabt, zart bis zur Kränklichkeit, gebildet und gefühlvoll, Julie war es, in der er endlich ein Herz fand, das ihn ganz zu verstehen schien, das alle Glut, die er in sie hinüberströmte, theilte und zurückgab, und ihn in ein Meer von Wollust versetzte, die er nie gekannt hatte, der er sich ganz und gar überließ, und sich in ihr zu einem seligen Tod schwelgen zu wollen schien. Blind für alles, was geschah, schien der Bruder zu seyn, dessen Zimmer neben dem der Schwester war, und der es ahnen, ja fast wissen mußte, daß ein Mann in ihrem Zimmer sey, blind der Oheim, der täglich den jungen Studenten in seinem Hause sah, ihn allein mit der Nichte ließ, ja fast Veranlassung gab, daß sich die jungen Leute näher kennen mußten. Wie aber Waiblinger kein Glück ertragen konnte, ohne es jemand mitzutheilen, so war auch sein Freund bald der Vertraute seiner Liebe, ja er mußte Julie sehen, kennen lernen, er mußte mit ihr musiciren, und die Liebenden hatten kein Hehl vor ihm, der in alle ihre Geheimnisse

eingeweiht wurde. Die Kränklichkeit Juliens bannte unsern Dichter häufig an ihr Bett, wo er ihr Pfleger und Tröster wurde, aber auch in manche Situationen gerathen mochte, die nicht geeignet waren, seine ohnehin lebhafte Phantasie abzukühlen, häufige Ohnmachten und Krämpfe, in die sie verfiel, ließen ihn wohl Reize schauen, die seine Leidenschaft nur immer mehr und mehr entflammen mochten, aber dennoch scheint ihr Umgang rein geblieben zu seyn, denn er verehrte sie noch später wie eine Heilige. Himmlische Tage und Nächte, Tage, die ihnen im trunkenen Anschauen vergingen, Nächte, die ihm an ihrem Busen, an ihrem Munde in heißen glühenden Küssen wie Minuten verrauschten, lebten die Glücklichen, bis die Freude des Schmerzes und der Entsagung schlug, denn jetzt erst durchschaute Bruder und Oheim das Geheimniß ihrer Liebe, oder sie schienen es erst jetzt durchschauen zu wollen. Aber man half sich bald. In dem Hause des Professors befand sich ein junger Mann als Kostgänger und Schüler, dem die Natur in jeder Hinsicht den Stempel eines Bösewichts aufgedrückt zu haben schien. Krumm, verwachsen, mit einem Höcker, von rothem Haar und falschem, stechendem Blick, schien er ein Dämon zu seyn, ein Gnome, der alle Häßlichkeiten in sich vereinigte. Aber da er, früher vielleicht als Bruder und Oheim, das Liebesverhältniß der jungen Leute bemerkt hatte, da er sich erbot, ihnen in ihrem Drangsal seine Dienste zu leisten, so sahen ihn beide eher für einen Engel an, der ihre Liebe beschütze, und so machte er den Liebesboten, und unzählige Briefe, die Versicherung ewiger Liebe, die Ergüsse ihrer Schmerzen, Hoffnungen und Freuden enthaltend, wanderten durch seine Hand hin und her.

Eines Tages ging Waiblinger mit seinem Freunde

am Hause der Geliebten vorüber, da entsteht plötzlich verworrenes Geschrei, man rennt und läuft, die Straße füllt sich schnell, es bricht Feuer aus in dem Hause des Professors M., und Friedrich hat nur noch Zeit die Geliebte ohnmächtig aus dem brennenden Gebäude zu tragen, die erwachend sich an der Brust des Geliebten wiederfindet, aber nur zu kurz war die Wonne der Liebenden, denn sie mußten sich trennen, und Julie bezog mit ihrer Familie eine Wohnung in einem Universitätsgebäude, die derselben einstweilen eingeräumt wurde. Der Eindruck, den diese Scene auf Waiblinger gemacht hatte, war fast wieder verwischt, und an einem heitern Herbsttag war er, wieder in Begleitung seines Freundes auf einem nicht weit von Tübingen entfernten Dorfe, da schlägt abermals die Sturmglocke an sein Ohr, und von banger Ahnung ergriffen, ruft er aus: „Es brennt in Juliens Wohnung.“ Mit Bangigkeit eilen die Freunde nach der Stadt, und wahrlich, heute hatte die schlimme Ahnung den Prophezeienden nicht getäuscht, die Anatomie stand in Flammen, aber die Herbeieilenden, die sich hinaufdrängen wollten, wurden abgewiesen, und lange schwebte Waiblinger in unseliger Ungewißheit über das Schicksal der Geliebten, bis er endlich hörte, daß sie sich von dem tödtlichen Schrecken erholt habe. Aber ein schwereres Schicksal schwebte noch über dem Haupt des armen Mädchens. Das schnell hintereinander ausgebrochene Feuer in der Wohnung ein und derselben Familie erregte Verdacht, man spürte nach, und endlich wurde jener ungestaltete Kobold, der Kostgänger in des Professors Hause, gefänglich eingezogen, und gestand nach kurzer Zeit das doppelte Verbrechen, zu dem ihn die Rachsucht verleitet habe, weil man ihn in jenem Hause zu schmählich behandelt hätte. Aber zugleich entfaltete er ein Gewebe von

Abscheulichkeiten, die in demselben begangen worden seyn sollten, daß selbst die Gerichtsbehörde davor zurückschauderte, welche dennoch ihr trauriges Amt beginnen, und eine Untersuchung einleiten mußte, die für alle Individuen, die sie betraf, schmählich und jedes bessere Gefühl verletzend war. Der junge Bösewicht sagte aus, daß der Professor M. mit seiner Schwester den abscheulichsten Umgang gepflogen, daß man Waiblinger als Deckmantel in die Liebesnetze Juliens gelockt, ja daß dieselbe in einem Bade, das sie im Sommer mit dem Oheim besucht habe, entbunden worden sey, und untergrub so den Frieden, das Glück und den guten Ruf einer Familie, die bis dahin von jedermann geachtet war. Zwar wurden diese Aussagen als die schändlichsten Verläumdungen der Bosheit niedergeschlagen, zwar reinigte sich Waiblinger durch eine Eingabe an das Gericht, und man war zu sehr überzeugt, daß alles ein Gewebe von Lügen sey, die der Abschaum der Menschheit aus Rache ersonnen habe, aber die Art und Weise, wie dieses Verhältniß vor den Augen des Publikums veröffentlicht, und dadurch zerstört wurde, war zu entsetzlich, als daß sie nicht einen ewigen Stachel in seiner Brust zurückgelassen hätte, und es bemächtigte sich seiner jetzt eine Bitterkeit, ein Groll gegen Gott und sein Geschick, der nur zu heftig an seinem Herzen nagte.

Während der glücklichen Zeit jener leidenschaftlichen Liebe in den Osterferien 1824 hatte er eine Reise über München, Regensburg, Nürnberg und Erlangen gemacht, hatte in München Schelling gesehen, und ging dann durch den Schwarzwald nach Straßburg, wo er das Leben dort durch und durch kennen lernte, und von wo aus sonderbare Gerüchte über ihn einliefen, er sey mit einer jungen, reichen Italienerin nach Genua geflohen, um sich dort mit ihr zu

vermählen, was sich aber durch sein Wiedererscheinen in Tübingen als grundlos erwies. Jetzt nach der traurigen Katastrophe, die er erlebt hatte, zu Ende des Jahres 1824, machte er abermals eine Reise nach Venedig, um sich zu erholen. Er pilgerte durch Graubündten nach Oberitalien, wo er auf dem adriatischen Meere den ersten Seesturm erlebte; das alte düstere Venedig, das Amphitheater in Verona machten einen tiefen Eindruck auf ihn, aber nicht mit jenem heitern Muth wie ein Jahr früher, sondern verdüstert und zerrissen kehrte er durch Tyrol nach Tübingen zurück. Er fühlte in seinem ganzen Wesen, in seinem Schicksal und in seinem Hader mit dem Himmel eine Aehnlichkeit mit Lord Byron, der damals in Griechenland war, und wenn es ihm möglich gewesen wäre, so würde er ihm nachgezogen seyn, aber er verzehrte sich in seinem Grame. Seine Verhältnisse erlaubten ihm nicht, Tübingen zu verlassen, doch weil alle seine Gedanken nur an Griechenland hingen, so vollendete er jetzt seine früher begonnenen Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlandes, nachdem aber trat eine Pause in seinem Produciren ein, denn er konnte und mochte in seiner Zerrissenheit nichts thun, und das einzige, was ihn erheiterte, war der Umgang mit seinem Freunde, der treu und innig an ihm hing, und ihm durch Liebe und Freundschaft sein widriges Geschick vergessen zu machen suchte, und endlich war es die Musik, die holde Trösterin im Unglück, die ihn ruhiger machte; Gluck's, Mozart's und namentlich Beethoven's Riesenschöpfungen in dem Zauberreich der Töne hauchten ihm Wehmuth und endlich wieder Ruhe und Frieden in das Herz, bis er sich erstarkt fühlte, selbst zu schaffen. Eine abermalige Reise in die Schweiz im Herbst 1825 gab ihm seine volle Kraft zurück. Bei seiner Rückkehr fand er einen Brief von Müllner,

der ihn zur Mitarbeit an seinem Mitternachtsblatte einlud, aber vor allen Dingen gährte jetzt, nachdem er so vieles Schöne und Schreckliche durchlebt hatte, der Stoff zu einem Drama in ihm, dessen Bild schon in den Schuljahren in ihm geschlummert hatte. Anna Bullen war es, was er als Sujet wählte, und wenn wir das Trauerspiel, das uns jetzt vorliegt, und das unsere Leser in der Sammlung finden werden, durchsehen, so ist es uns unbegreiflich, in welcher kurzen Zeit er dasselbe vollendete, denn er schrieb es in nicht mehr als etwa fünf Wochen, vom 11. November bis 16. December 1825, während welcher Zeit er freilich fast Tag und Nacht daran arbeitete, und nur ein einzigesmal ausging. Ob es irgendwo auf die Bühne gekommen sey, wissen wir nicht. Er sandte das Manuscript an die Theaterintendanzen von Hannover und Dresden, von welchem letzten Ort aus ihm jedoch sogleich wenig Hoffnung gemacht wurde, da man sich scheute, ein Drama dem Publikum nochmals vor die Augen zu führen, das früher schon, von Gehe bearbeitet, 1823 dort über die Bühne ging, aber nicht gefiel. Dagegen versprach ihm der Intendant Lehr in Stuttgart bestimmt, daß es aufgeführt werden solle, und er machte sich nochmals daran, das Stück ganz bühnengerecht zu überarbeiten.

Unterdessen war ihm aber sein Aufenthalt in Tübingen dermaßen verleidet, daß er nichts unterließ, um irgendwo anders einen festern Standpunkt zu erhalten. Er wandte sich durch eine dritte Hand an den Fürst von Fürstenberg, von dem man wußte, daß er sich für Leute von Genie interessire, ja er that einen Schritt bei der verwittweten Königin von Württemberg, um vielleicht durch ihre Protection eine Aussicht zu erhalten, die ihm als Dichter günstig sey, jedoch war beides ohne Erfolg. Nun warf er sich wieder mit voller

Kraft auf die Dichtkunst, schrieb einen ziemlich starken Roman unter dem Titel „Lord Lilly," der jedoch, wie es scheint, ebenfalls verloren gegangen seyn muß, was wir um so mehr bedauern, als er die vollständige Zeichnung seines Charakters, so wie deren einiger seiner Freunde mit kühnen Pinselstrichen enthalten, und worin namentlich die ganze Fülle seines Liebesschmerzes, seiner Ideen über Gott und Unsterblichkeit ausgesprochen seyn soll. Daß sich aber seine Bitterkeit noch nicht ganz verloren hatte, beweißt seine damals geschriebene Flugschrift: Drei Tage in der Unterwelt, in der er mit unbarmherziger Satyre die kritische Geißel über die ganze deutsche Literatur bis auf die neueste Zeit schwingt, und der Plan zu einem Werke, das er Vampyr Olura, oder beispielloser Rapport zwischen einer sonnambülen Katze und einem magnetisirenden Floh betitelt, und worin besonders die Romantik und Almanachspoesie, Clauren und Consorten der Gegenstand seiner Satyre sind. Auch dieses wurde vollendet, ist aber, wie so viele seiner Sachen, verschwunden.

Aber bald machte diese Bitterkeit, die in seinem ganzen Wesen herrschte, wieder einem edlern Triebe Platz. Im März 1826 besuchte er seinen Freund Eser abermals, und wie derselbe immer nur das Gute und Edle in ihm weckte und pflegte, so kam er auch jetzt wieder mit dem festen Willen zurück, etwas Besseres als bloße Kritiken zu schreiben, und zwar nichts weniger als eine Reihe von Dramen, die die Hohenstaufen zu ihrem Thema haben sollten, ohngefähr wie die Heinriche Shakspeares. Mit Fleiß und Eifer machte er sich jetzt über das Quellenstudium her, und fand eine Masse historische Facta in Raumer's Geschichte der Hohenstauffen, die er fast verschlang.

Gustav Schwab, der mit Trauer die Gefahren bemerkt

hatte, in die sich der junge Dichter häufig selbst gestürzt hatte, wurde jetzt durch sein besseres Wirken wieder mit ihm ausgesöhnt, und nahm sich seiner mit aller Kraft und Wärme an, die ein treuer Freund nur bewähren kann, und es war für Waiblinger um so nöthiger, als sein Aufenthalt in Tübingen nicht mehr von langer Dauer seyn konnte, da sich sein ganzes Wesen von dem Studium der Theologie abgewandt hatte, und man recht gut wußte, wie er in Glaubenssachen denke. Ja Waiblinger machte sich schon gefaßt, irgendwo eine Hauslehrerstelle anzunehmen, als sich durch Verwendung Schwab's bei Herrn von Cotta für ihn eine Aussicht öffnete, die ihn fast trunken machte vor Wonne. Cotta versprach nämlich, ihn zwei Jahre in Italien und Sicilien reisen zu lassen, und die dazu nöthige Summe vorzustrecken, und sich selbst dann durch Arbeiten, die Waiblinger liefern sollte, bezahlt zu machen. Solch ein Glück nur zu träumen, nur daran zu denken, hatte er nicht gewagt. Im Juni 1826 wurde ihm der Vorschlag gemacht, auf den er mit Freuden einging. Jetzt galt es, das Italienische zu studiren, denn schon im Herbste sollte er abreisen. Tag und Nacht ließ ihm der Gedanke, daß er jetzt seinen Lieblingswunsch erfüllt sehen sollte, keine Ruhe, dazu kam das Versprechen Lehr's, daß seine Anna Bullen bis September in Stuttgart aufgeführt werden solle, wo er noch im Fluge die Lorbeeren auf die Dichterstirne zu erbeuten hoffte, und man konnte es ihm nicht verdenken, wenn ihm vor Seligkeit fast schwindelte. Sein Vaterland bot ihm so viel traurige Erinnerungen dar, daß er sich heiß und innig fortsehnte, nach einem schönern Land, nach einer bessern Zone, wo er glaubte, daß sein Herz gesunden werde. Ach! er bedachte nicht, daß die Wunden, die die Liebe schlägt, nimmer, nimmer heilen.

Ein Zwist mit Cotta, von dem er, auf Anrathen anderer, eine schriftliche Zusicherung seines Versprechens verlangte, machte fast den ganzen schönen Plan, der jetzt sein Himmel war, zu Wasser, doch brachte Schwab es noch so weit in Ordnung, daß Waiblinger ei en Vorschuß von 20 Louisd'or erhielt. Leider wurde sein Wunsch, seine Anna Bullen noch zu sehen, nicht erfüllt, und so verließ er im October 1826 sein Vaterland, von dem er wehmüthig aber gefaßt Abschied nahm, um in die arkadischen Gefilde Italiens zu wandern.

Wie der Glückliche staunt, der das große Loos gewonnen hat, und sich nun aus der bittersten Armuth zum Crösus erhoben sieht, wie er in dem Augenblicke, indem er die Nachricht seines Glückes erfährt, alle die seligen Träume, die Luftschlösser, die er baute, die Pläne, die er machte, auf einmal zusammenfaßt, so daß der Kopf alle diese Gedanken nicht bergen, die Brust die Größe dieses Glücks nicht umschließen kann, so daß sie sich Luft machen muß in allerlei sonderbaren Geberden, Worten und Thaten, so war Waiblinger in dem Augenblicke, wo er nun endlich die Reise nach Rom wirklich antrat, betäubt von Gefühlen. Die ganze Vergangenheit floh noch einmal an seiner Seele vorüber. Er sah sich als Kind, wo ihn schon bei den Spielen der Gesellen ein besonderes Wesen auszeichnete, wo er in Mährchen und Fabeln lebte und webte, so daß er sie selbst zu erleben glaubte, er durchjammerte noch einmal in der Erinnerung jenes Jahr der Trübsal und des Schreckens, das ihn in die enge, dumpfe Schreibstube bannte, aus der ihn sein Genius erlöste, er sah sich noch einmal, halb Knabe, halb Jüngling, wie kühne Träume nach Ruhm und Ehre seine Brust schwellten, wie die erste zarte Liebe ihm lächelte, wie er endlich in das engere

Treiben des Lebens, in das ernstere Studium der Wissenschaft eintrat, er durchlebte nochmals jene seligen Stunden, wo er sein erstes Gedicht, und endlich seinen ersten Roman gedruckt las, aber es durchschauerte ihn auch wieder mit Wonne, mit Wehmuth und Schrecken, wenn er seiner Julie, der Trennung von ihr, und endlich ihres fürchterlichen Schicksals dachte, das er sich vorwarf, selbst herbeigeführt zu haben. Alle jene süßen Träume und Erinnerungen verschwanden wie ein freundlicher Sonnenstrahl vor den schwarzen drohenden Wolken eines Gewitters, und das Fürchterliche, das er erlebt, was ihn bis auf den innersten Nerv der Seele durchschüttert hatte, stand ihm allein als ein Schatten vor, den er nicht bannen konnte, der ihm das Vertrauen zu Gott und Menschen, die reine Liebe zum Leben fast ganz geraubt hatte. Aber eben diesen Schmerz, so glaubte er, solle die Reise, der Reiz der herrlichen südlichen Natur, ein anderes Leben und andere Umgebungen heilen, und nur wenn die Wunde vernarbt sey, nahm er sich vor, zurückzukehren in die Heimath, die ihm jetzt nur die Wiege trauriger Schicksale zu seyn schien. So verließ er voll Hoffnung auf ein besseres Geschick, und voll Freude und Sehnsucht nach der Römerstadt im October 1826 sein Vaterland und pilgerte frohen Sinnes auf das Land zu, wo die Citronen blühen. Die unbedeutende Summe von zweihundert Gulden, mit der er reisen und eine Zeitlang haushalten sollte, erlaubte ihm zwar nicht, große Sprünge zu machen, aber dennoch unterließ er es nicht, alles, was ihn interessiren konnte, zu sehen. Schon in Genua athmete er die ganze Wonne des italienischen Himmels ein und ging nun über Pisa nach Florenz, wo er eine Zeitlang blieb. Das ganze Land Toscana übte einen Zauber auf ihn aus, der ihn alles Böse vergessen ließ, das er erlebt hatte.

Kunst und Natur, beides so in vollen Zügen zu genießen, so ungestört und ohne Ahnung eines künftigen Unglücks in diesen Genüssen zu schwelgen, das war es, was bei ihm jeden schlimmen Eindruck verwischte. Mit Entzücken verweilte er auf der Tribune der Gallerie, und eilte von ihr in das Freie, um dort unter dem ewig blauen Himmel in Olivenwäldern den Regungen seiner Poesie zu lauschen, dann bewunderte er den Saal der Niobe, und versenkte sich in die Zeit der alten Griechenwelt, aus der ihn der Anblick der freundlichen Stadt, mit ihren prachtvollen Häusern und blühenden Gärten, mit ihren Villen, Kirchen und Palästen riß. Nur ein leiser Anfall von Krankheit, und der bedenkliche Blick, mit dem er seine kleine Reisekasse schmelzen sah, machte ihm ein Paar unangenehme Stunden, die aber bald der Erwartung auf die alte Stadt, die Beherrscherin der Welt, auf das tausendjährige Rom wich, denn schon hatte er das toscanische Gebiet verlassen und ein heiterer Vetturino führte ihn dem Ziele seiner Reise zu. Am 20. November endlich war es, wo er die Zinnen Roms von weitem erblickte. Es war ein Moment, der, wie unser Dichter selbst sagte, alles Entzücken in sich vereinigte, das er bisher gefühlt, denn an ihn knüpfte sich eine Reihe von erfüllten Wünschen, von Hoffnungen und Plänen, die für sein ganzes Daseyn entscheidend seyn sollten. Das Leben der alten Römerhelden, die ganze Geschichte mit ihren Tausenden von Jahren glitt an ihm vorüber und mit Begeisterung leerte er mit seiner Reisegesellschaft einige Becher edlen Orvietto und Monte fiasceno, der ihnen durch die Adern brannte. Düstere Regenwolken flogen jetzt über die Cäsarenstadt, während der Vetturin an Nero's Grab vorüberfuhr, aber plötzlich drang die Sonne durch das zerrissene Gewölk, St. Peters Kuppel glänzte hinter dem

Monte vaticano hervor, durch die Porta del Popolo rollt der Wagen, und hält auf der Piazza vor dem Obelisk, und unser Dichter ist in Rom, in denselben Mauern, wo einst Cäsar herrschte, wo Cicero durch seine Beredsamkeit ein ganzes Volk entzückte und jetzt auf dem umgestürzten Kaiserstuhle der Papst thront. Was er am ersten Tage hier alles gesehen, was für Gefühle sich durch seinen Kopf jagten, wie er sich so ganz dem Eindrucke, den der Augenblick auf ihn machte, hingab, und doch durch ihn wieder tausende von Welten und Plänen in seinem Innern schuf, läßt sich nicht beschreiben; aber ein Tag der heiligsten Feier, ein Weihetag seines ganzen Lebens war ihm der folgende, nach seiner Ankunft in Rom, der 21. November, denn es war sein zwei und zwanzigster Geburtstag. Er brachte ihn ganz allein unter den Trümmern der Vorzeit, mit Beschauung der alten Meisterwerke der Baukunst, den Zeugen der Geschichte zu, und begann nun ein neues Leben.

Nachdem er das Sehenswertheste durchgekostet, und immer und immer nur der Natur, der Kunst und ihren Werken gelebt hatte, kehrte er auch mehr zu den Menschen zurück. Thorwaldsen war einer der ersten, mit dem er bekannt wurde, und der ihm herzlich entgegenkam. Durch ihn erst lernte er das Ganze, das Herrliche und Große der bildenden Kunst kennen, und seine Verehrung für den großen Dänen kannte keine Grenzen. Aber auch das Volksleben in Rom war ihm etwas so ganz neues, daß er sich selbst unter die niedrigsten Classen mischte, denn gerade da fand er am meisten den Nationalcharakter, das Hervorstechende, das sich bei höhern Ständen mehr verflacht, und oft horchte er entzückt den Improvisatori's, die unvorbereitet einen dichterischen Wettstreit begannen, über den er erstaunte. Das Christfest mit seinen Prozessionen und

seiner Feier im St. Peter machte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn, und das Ergreifende bei dem katholischen Gottesdienst, der geheimnißvolle Ritus, der mit magischer Kraft auf ein phantasiereiches Gemüth wirkt, nahm ihn so ein, daß er sich jetzt den Uebertritt so mancher bedeutenden Leute, wie z. B. Stollbergs, zur katholischen Kirche erklären konnte.

Die Kunst, der er mit Leib und Seele ergeben war, machte ihn bald bekannt mit so manchem Mäcen, dessen Namen schon in seinem Gedächtniß glänzte; der alte Landschaftsmaler Koch, den Göthe schon erwähnt, und der schon ein Menschenalter in Rom lebte, ward ihm bekannt, Veit und Overbeck, die alle dortigen Maler weit überragten, gingen mit ihm um, und so befand er sich bald in einem Kreise von jungen Künstlern, bei denen er sich wohlbefand, weil er seine Kenntnisse bereichern, seine Phantasie beleben und verbessern konnte. Zugleich spielten die schönen römischen Weiber eine bedeutende Rolle mit ihren feurigen Augen, mit ihrem kecken Entgegenkommen bei ihm, und manches zärtliche Verhältniß mochte ihm winken, denn er war kräftig und von imponirender Gestalt, und die Römerinnen lieben die Deutschen, weil sie wissen, daß sie treuer sind. Doch er ließ sich nie bis zur Leidenschaft hinreißen und ein Gang nach dem Capitol, nach dem Pantheon, seinem Lieblingsaufenthalt ließ ihn alle Weiber vergessen, denen er dennoch manches zn danken hatte, namentlich seine schnelle Bekanntschaft mit dem Italienischen, denn wohl nichts führt schneller zur Erlernung einer fremden Sprache, als der Umgang mit Frauen.

Ein nie erlebtes Schauspiel bot ihm auch der römische Carneval dar, der ihm mit seinen Masken und Spielen, mit seinen Bällen, Festinos und Schauspielen vorkam wie ein

Wunder aus Wieland's Oberon, das tausend Neckereien, himmlische Weiber, schäkernde Mädchen, und die Trachten aller Nationen, aller Zeiten und aller Stände durch Hüons Horn hervorzaubert. Eine herrliche, alle andere an Lebendigkeit, Farbenmischung und origineller Auffassung übertreffende Schilderung von so einem Fastnachtfest findet man in seiner Erzählung Francesco Spina, die unsern Lesern nicht vorenthalten werden soll.

Aber mit dem Tage der Marcoli trat auch für unsern Dichter eine Fastenzeit ein, die länger währen sollte als 40 Tage, und in der er nicht nur Hunger und Durst, sondern alles Uebel ertragen sollte, das den Menschen heimsuchen kann außer der eignen Schuld; Geldnoth, Krankheit, Entbehrung auch des Nöthigsten, und wegen seiner Armuth, Spott, Verhöhnung, Treubruch und Verläumdung, bereiteten ihm eine Zeit, die so mancher andere nicht überlebt haben, sondern muthlos seinem elenden Daseyn ein freiwilliges Ende gemacht haben würde, und zu der Schilderung all' dieses Ungemachs, das ein menschliches Gemüth nur mit der größten Seelenstärke tragen kann, bewegt uns nicht nur der Gedanke, das Mitleid unserer Leser zu erregen, sondern unserem Dichter eine Rechtfertigung angedeihen zu lassen, die wir seinen Manen schuldig sind, daß die Welt einsehe, wie sie ihn verkannt, mißhandelt, ja dadurch vielleicht zu früh dem Tode in die Arme geführt hat, der noch so manches Herrliche, noch so manches Große hätte wirken können, wenn nicht der Hohn ihn zur Rache gereizt, und sein gekränktes Herz erbittert und vom Höhern und Bessern abgezogen, wenn nicht die Verläumdung seine Existenz untergraben, und dadurch sogar dem Geiste, der wie ein kühner Adler nach der Sonne strebte, die Flügel gelähmt hätte.

Ein Brief des Herrn von Cotta, der ihm schrieb, daß

er ihm kei e Unterstützung mehr geben könne, brachte Waiblinger in die trostloseste Lage, die er sich selbst nicht verbergen konnte. Cotta war nicht zufrieden mit dem, was er bereits geliefert hatte, es war ihm nicht genug, es war ihm zu überspannt, es war zu derbe Kost für den entnervten Magen der Morgenblattsleser, und außerdem hatte der Neid mit geschäftiger Zunge so manches nach Stuttgart hinterbracht, was den Beschützer unsers Dichters aufbringen mochte. Die wenige Baarschaft, die Waiblinger mit nach Rom gebracht hatte, war längst verzehrt, die Unbekanntschaft mit dem dortigen Leben, mit den Einrichtungen, die Theuerung, die in Rom Süddeutschland gegenüber in allem herrschte, hatte ihn bald eine ziemliche Schuld anwachsen lassen, die er, entblößt von allem, entfernt von der Heimath und den Seinen, die ihn nicht einmal unterstützen konnten, zu tilgen nicht im Stande war.

Der Ertrag von Arbeiten, die er in die Abendzeitung lieferte, und um die Hofrath Winkler ihn gebeten hatte, fristeten einzig noch sein Leben, und den höchsten Grad erreichte sein Elend, als auch sein Wirth, bei dem er aß, ihm nicht mehr borgen wollte, weil ein Nichtswürdiger ihm einen anonymen Brief geschrieben hatte, daß Waiblinger nur ein Betrüger sey. Und doch, trotz aller dieser Widerwärtigkeiten, verlor sich seine Munterkeit nur für Augenblicke, der Anblick der herrlichen Natur, der Trümmer der Römerzeit und seine Poesie konnte ihn wieder wunderbar erfrischen und stärken, und wie in den glücklichsten Tagen genoß er das neue, was ihm die Feier der Charwoche bot, mit eben solcher Gemüthsruhe und Heiterkeit und Aufmerksamkeit auf alles, was er noch nicht kannte, als drücke ihn kein Kummer und keine Sorge, obgleich er sich manche Nacht schlaflos auf seinem

Lager umherwälzte, ohne einen Ausweg zu finden, wie er aus diesem drückenden Elend kommen könne. In diesem Zustand, zwar noch mit ziemlich leichten Sinn, aber doch etwas verstört, schrieb er seine kurze Erzählung: die Charwoche, in der er unverkennbar sich selbst, und in einem sonderbaren Bilde einen Freund zeichnet, der ihm höchst lieb und werth war, dem er aber in seinem Schmerz vielleicht wehe that, ohne es zu bedenken, ohne es zu wollen.

Der einzige, der in dieser Zeit sich ihm in Rom als Freund bewährte, war Graf Platen, der ihn unterstützte, so weit es in seinen Kräften stand, ja der, als er weiter nach Süden zog, ihm sogar seine Bibliothek zur Benützung ließ, denn es fehlte ihm an allen Büchern, was er um so schmerzlicher vermißte, als es ihm jedes Hülfsmittel raubte, so manches zu schreiben, was er sich vorgenommen hatte; denn die Idee, die Hohenstaufen zu einem Ciclus von Dramen zu benützen, tauchte jetzt wieder mächtig in ihm auf, und nur der Mangel an historischen Hülfsquellen und seine Stimmung, die bei seiner Lage nicht die beste seyn konnte, hielt ihn von der Ausführung ab. Jetzt aber stieg sein Elend zu der höchsten Stufe, denn er konnte sich kaum noch so kleiden, daß er auf der Straße sich sehen lassen durfte. Freilich war es ein sonderbarer Anblick, und er mußte häufig über sich selbst lachen, wenn er sich zufällig in einem Spiegel sah mit abgetragenem Frack, dessen Ellenbogen hier und da zu offenherzig waren, und woraus das Futter oder das Hemd neugierig und erstaunt in die bunte Römerwelt blickte, wenn er mit ängstlichen Blicken seine Beinkleider maß, die von Tag zu Tag mehr zusammenschrumpften und kaum bis zu den Schuhen reichten, die gern den unruhigen Füßen die Aussicht in's Freie gestatteten, während auf dem von der Sonne

gebräunten Haupte ein Hut trohnte, der nicht in der neuesten Zeit aus der Fabrik hervorgegangen zu seyn schien. Aber nicht dieser Aufzug, über den er am Ende selbst lachte, ja über den er selbst in der tollsten Laune witzeln konnte, nicht die Carricaturen, die seine abscheulichen Landsleute, deutsche Maler ohne Talent und Kraft und Herz, in allen Straßen von ihm aushingen und verkauften, nicht das Geschrei der Gassenbuben, die mit dem Ausruf: „ecco il poeta“ hinter ihm herliefen, alles dies kränkte ihn nicht, sondern der Gedanke, wie so manche ihn verlassen hatten, die sich ihm für Freunde ausgegeben, ja denen er Gutes erwiesen hatte, und die jetzt die ersten waren, ihn zu verspotten und zu verhöhnen. Ja als er selbst von seinem besten und wahren Freunde, von dem früher erwähnten Rentamtmann Eser, einen Brief erhielt, worin derselbe ihm als wirklicher Freund Vorwürfe machte, weil auch er, durch fremde Berichte getäuscht, ihn für selbstschuldig hielt, für einen, der sein Unglück nur durch eigenes Verschulden verdiente, da war es, wo er seine Fassung fast ganz verlor, wo er an seinen Freund mit Wärme aber mit tiefgekränktem Herzen eine Rechtfertigung schrieb, die so manchem, der ihn damals in Uebermuth und Lieblosigkeit bis auf das Tiefste kränkte, ein glühender Pfeil in die Brust seyn würde. Die Bitterkeit bemächtigte sich seiner so, daß er ihr auf irgend eine Art Luft machen mußte, und so schmiedete er denn namentlich auf jene deutsche Maler eine bedeutende Menge Epigramme, die beißend, aber wahr und treffend sind. Sie sind, so viel wir wissen, in seinen Gedichten nicht aufgenommen, und wir setzen daher einige hierher, z. B.

1. Jeder sagt mir: der andre malt schlecht, der andre ist Stümper,
Aber wem glaub ich denn wohl,? Jedem! vergebt es dem Lai'n.

2. Meinet Ihr wohl, weil der Heiland der Welt an der Krippe geboren,
Sey auch ein Eselsstall eben genug für die Kunst?

3. Fragt die Geschichte, sie lehrt: mit Angelo's jüngstem Gerichte
Rief die Posaune die Kunst selber zum jüngsten Gericht.

Eine Reihe von 200 solcher Spottgedichte gingen nach und nach aus seiner Feder hervor, und machten den Haß zwischen ihm und seinen Landsleuten immer größer, die er durchgängig verabscheute, ja es entstand in ihm der feste Entschluß, nie wieder ins Vaterland zurückzukehren, dagegen machte er abenteuerliche Plane, nach Griechenland zu gehen, und dort für die Freiheit des unterdrückten Volkes zu kämpfen, oder als Pilger nach Palästina zu wandern, oder in Amerika als Einsiedler zu leben, denn nirgends hatte er etwas zu verlieren.

Doch noch eines Deutschen müssen wir gedenken, der unserem Dichter die größte Freundschaft erwies, der selbst entbehrte und darbte und litt, um ihm zu helfen, ja der ihm von dem Seinigen eine für seine Umstände bedeutende Summe vorgeschossen hatte. Es war dies ein Maler aus Augsburg, Namens Ludwig, dessen er in allen seinen Briefen mit inniger Liebe und mit Entzücken gedenkt. Wie aber der Kranke selbst gegen den Arzt, der ihm Freund und Retter und Helfer ist, in seinem Schmerze bittere Worte ausstößt, wie man gerade in einem gereizten Zustand jedes bedeutungslose Wort anders aufnimmt, und ihm einen Sinn unterlegt, den es gar nicht haben sollte, so war auch einst ein unbedeutender Zwist Ursache, daß sich beide harte Worte sagten, daß sich Waiblinger beleidigt, Ludwig von dem, den er mit Aufopferung seiner selbst unterstützt hatte, schwer gekränkt glaubte, und die Folge war, daß der Maler die Summe, die er ihm vorgeschossen hatte, zurückverlangte. Waiblinger war in

Verzweiflung. Er fühlte, was er jenem alles danke, er mußte es sich selbst gestehen, daß er ihn unzart für alle seine Liebe behandelt habe, und nun der Gedanke, daß er sein doppeltes Unrecht nicht gut machen konnte, drückte ihn so zu Boden, wie es die ganze Masse seines Unglückes noch nicht gekonnt hatte. Da erschien ein Universitätsfreund von ihm in Rom, der, wie er glaubte, ihm mit einem Theil seines Reisegeldes aus dieser Hölle retten könne nnd werde; er wagte eine Bitte an ihn, ward aber anfänglich zurückgewiesen, weil jener einen Vorschuß für verloren hielt, und als derselbe später von der Hülflosigkeit der Lage unseres Dichters überzeugt und erschüttert, ihm Geld anbot, so wurde es von ihm abgelehnt, denn es hätte seinen Stolz zu tief verletzt, von jemand, der ihm eine Bitte abgeschlagen hatte, später etwas anzunehmen. Aber es bot sich ihm von anderer Seite eine Hülfe, deren Urheber er nicht kannte, und der, wie er später erfuhr, ein edler Deutscher gewesen seyn soll, an dessen Herz Graf Platen bei seinem Abgange das Wohl und Wehe Waiblingers gelegt haben soll. Schon dreimal war er auf solch' wunderbare Weise gerettet worden, und sonderbar, aber seinen Charakter ganz und gar bezeichnend bleibt es darum immer, daß er darin durchaus keine Fügung des Himmels und der Güte Gottes finden wollte, sondern es als etwas aufnahm, das kommen mußte, denn all' sein Elend hatte ihn nicht demüthig und gebeugt, sondern nur trotziger und stolzer gemacht, und er nahm sich vor, dem Schicksal, und wenn es ihn noch grausamer behandle, kühn die Stirn zu bieten. Was er mit diesem festen eisernen Willen, mit dieser Consequenz, der er ewig treu blieb, unter andern Umständen hätte durchführen können, sieht man nur zu gut ein, und wir können es nur bedauern, daß es so war.

Mit jener Summe, die ihm von einem Unbekannten zugestellt wurde, tilgte er die Schuld bei seinem Freund Ludwig, der nun beschämt zurücktreten und nichts annehmen wollte. Der Rest ward zu einer Reise ins Gebirge verwandt, und jetzt lächelten ihm die Tage wieder so heiter, als sey alle Sorge und Noth in den Lethe versenkt. Eine Wanderung durch das Sabinergebirge über Olevano und Albano führte ihn zum Blumenfest nach Genzano, wo er in den herrlichsten Genüssen schwelgte, und das eine besondere Beschreibung desselben hervorrief, die unsern Lesern eine anschauliche Darstellung geben wird. Die Bekanntschaft einer Familie in Olevano bot ihm des Angenehmen und Herrlichen gar zu viel dar, und nur mit Schmerzen kehrte er im August 1827 nach Rom zurück, wo ihn die fürchterliche Hitze aufs Krankenlager warf, wo er tiefer als jemals sich allein und verlassen fühlte, und vielleicht untergegangen wäre, wenn nicht ein Brief seines Eser, der wieder mit der vollen Liebe eines wahren Freundes an ihn schrieb, ihn erfreut und gestärkt, und ihm zugleich Hülfe gebracht hätte, so daß er, nachdem er sich erholt, eine zweite Reise nach Olevano antreten konnte, wo er, wie es scheint, in ein Liebesverhältniß mit einem italienischen Mädchen trat, deren Liebreiz und Unschuld ihn bezauberte, die er in vielen Gedichten besang, und die in ihm alle jene Freuden der früheren Liebe zurückrief, wobei ihm die Eifersucht der Italiener, die Sorge und Aengstlichkeit der Verwandten, die jeden Schritt des Mädchens bewachten, nur desto süßere heimliche Freuden bereiteten. Er nennt sie Nazarena, und wir finden ihr treues Bild in manchen Erzählungen mit prangenden Farben geschildert.

Um sich aus seiner drückenden Lage zu reißen, hatte er alle Hebel in Bewegung gesetzt, alle Mittel und Wege versucht,

und an jede Thür geklopft, wo er hoffen konnte, daß sie sich ihm öffne. Er faßte die Idee, einen Almanach herauszugeben, der nicht in die Reihe der gewöhnlichen Jahresfliegen gezählt werden dürfe, und endlich gelang es ihm, zu siegen. Der Buchhändler Reimer in Berlin ging mit Freuden auf diese Idee ein, und nun hatte alle Noth ein Ende. Er bezog eine andere stille, aber herrliche Aussicht darbietende Wohnung, wo er mit trunkenem Auge vom Monte cavallo bis zum Friedenstempel und zum Meer reichte, wo ihm Abends die flammende Sonne hinter dem Thurme des Nero verschwand, und die Natur in ihrer Schönheit und Größe anfeuerte, etwas Großes zu wirken. So grausam das Geschick früher an ihm gehandelt, so reichlich überschüttete es ihn jetzt mit seinen Gaben. Cotta schrieb ihm wieder, machte ihm freundliche Vorschläge, ja er sagte ihm in seinem Briefe, er reiche ihm wieder die Hand, worauf Waiblinger in gutem Humor aber lakonisch antwortete: ja, aber die leere. Dennoch sandte er ihm einige Arbeiten ein, stellte seinen Contrakt mit Reimer fest, der bereits eine Sammlung von Gedichten und seine Anna Bullen in den Händen hatte, machte den Entwurf zu dem, was er in sein Taschenbuch aus Italien schreiben wollte, besorgte die Zeichnung der Bilder, die dasselbe verzieren sollten, und konnte kaum Anfang und Ende finden vor all' den Arbeiten, die er nun alle liefern wollte, und diese Thätigkeit, dieses Treiben und Drängen gab ihm seine volle Kraft, seinen frohen Humor wieder, der dem bittern Gefühl des Verkannt- und Verlassenseyns gewichen war. Der Geheimrath Semmler aus Berlin, der Ende 1827 Rom besuchte, machte ihm das Versprechen, daß er sich für die Aufführung seines Trauerspiels auf der berliner Bühne verwenden wolle, der Graf Platen, der noch immer mit aller

Liebe und Freundschaft an ihm hing, schlug ihn vor als Redacteur des Theaterjournals, und er selbst gewöhnte sich an den Gedanken, Rom doch einmal zu verlassen, um vielleicht in Berlin eine Stelle zu bekleiden, wo man ihm so viel Achtung, Liebe und Anerkennung bewies. Der Winter, der ungewöhnlich heiter und warm war lockte ihn aber, bevor er die Arbeiten zu seinem Taschenbuch begann, noch einmal zu einem Ausflug nach Ostia und Fiumiccino, von dem er im Januar 1828 zurückkehrte. Jetzt ging er mit seinem gewöhnlichen Eifer an sein Taschenbuch, wozu sich ihm nur zuviel Stoff bot, aus dem er wählen sollte, und wo ihm die Wahl wirklich schwer ward.

Die Feier des Blumenfestes in Genzano hatte ihn zu sehr entzückt, als daß er sie nicht durch eine Novelle dem Publikum vergegenwärtigen sollte, in die er Raphael Sanzio und Michel Angelo verflocht; eine Erzählung, die er früher schon halb ausgearbeitet, die heilige Woche betitelt, ward vollendet, der römische Carneval, der jetzt wieder mit allen seinen Freuden die halbwahnsinnige Stadt erfüllte, und den er jetzt unter ganz andern glücklichen Umständen, ohne Sorge und Noth im Herzen, mit froheren Augen ansah, als voriges Jahr, dictirte ihm eine Menge Lieder in die Feder, die all' das Gesehene beschreiben sollten, und endlich lieferte ihm die Gegenwart einer ungewöhnlichen Menge Engländer in Rom Stoff zu einer Satyre, denn es waren darunter Karikaturen, wie wir sie fast überall unter diesem Volke sehen, das Sonderbare ihres Wesens, das dem italienischen Nationalcharakter gerade so schroff gegenübersteht, und sie dem frohen, freien, ungebundenen, in aller Armuth nur nach Genuß haschendem Südländer als Sonderlinge und Narren erscheinen läßt, rief seine Novelle, die Britten in Rom hervor,

und damit hatte er den Inhalt des ersten Jahrgangs seines Taschenbuchs geschlossen, das er bis Ende März 1828 vollendete, und zum Druck nach Berlin absandte.

Aber er durfte die Hände nicht müßig in den Schoß legen, denn jetzt brachte ihm der preußische Gesandte in Neapel, Graf Voß, seine Anna Bullen von Berlin mit, die er noch einmal umarbeiten mußte, so daß sie gedruckt werden konnte. Je ruhiger und sorgenfreier sich jetzt sein Leben gestaltete, desto mehr sehnte er sich nach einem wirklichen, häuslichen Leben, und sein Aufenthalt bei seinem Freund Eser, wo er erst das Familienglück in seinem ganzen Reiz kennen gelernt hatte, stand ihm oft vor Augen, aber er selbst sagt von sich, daß er sich schon zu sehr der italienischen Lebensweise ergeben habe, er verglich die Mühseligkeiten, die der Deutsche über sich nimmt ohne zu genießen, ja oft ohne die Hoffnung, einen Genuß sich dadurch verschaffen zu können, mit dem leichten Sinn der Italiener, der nur für den Augenblick lebt, der das Schöne hascht, wo er es findet, und unbekümmert um die Zukunft den Becher leert, den ihm die Gegenwart bietet, und er selbst konnte sich unmöglich in jenes abgemessene, regelmässige, aber oft auch langweilige Leben zurückdenken, wie er es in Deutschland von so vielen gesehen hatte, und vor dem er sich mehr fürchtete, als vor Noth und Armuth, weil dabei das eigentliche Leben, die Originalität des Charakters untergeht, und darum reifte bei ihm der Entschluß, für immer in Italien zu bleiben, wenn nicht eine ganz vortheilhafte Veränderung sich zeige.

Seine Aufmerksamkeit, die sich sonst selten der Politik zuwandte, ward jetzt erregt durch ein unfreundliches Verhältniß, das sich zwischen dem Papst Leo XII. und dem regierenden Sultan entspann, das den erstern veranlaßte

ernsthafte Maaßregeln zu ergreifen, wenn ein Ueberfall erfolgen sollte, das aber eben deshalb jedem, der die militärische Verfassung des Kirchenstaates kannte, im höchsten Grade lächerlich vorkommen mußte, und Waiblinger faßte die Idee, die Geschichte dieser Verhandlungen, Vorbereitungen und Sicherheitsmaaßregeln in eine Satyre einzukleiden, deren Anlage von Witz und Humor übersprudelte. Lächerliche Scenen, in denen die Jesuiten das Ordensbuch des Loyola wegwerfen und das Exercitium mit Ober- und Untergewehr erlernen, wo die dicken, gemästeten Mönche in ihren Kutten und Kapuzen Kriegsrath halten, und der Papst selbst die Kanonen mit Paternostern und Ave Marias ladet, sollten dem Lesern einen köstlichen, pikanten Genuß gewähren, doch seine Anwesenheit in Rom und die Furcht, seine Feinde, deren er so schon genug hatte, zu vermehren, hielt ihn von der Ausführung dieses Planes ab, und er wollte sich lieber auf einer neuen Reise Stoff zu dem nächsten Jahrgang des Taschenbuchs aus Italien holen, und trat daher im Mai 1828 eine Wanderung an, die ihn durch die Abruzzen an die Schlachtstätte Conradins, an den Lago di Fucine und durch das Sabinerland in das wilde Riofredo und Carzoli führte. Hier, wohin selten der Reisende seinen Fuß setzt, wo der Italiener sich noch ganz und gar in seinem eigenthümlichen Charakter, in seiner unbegränzten Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft, aber auch ohne Scheu in seinem Jähzorn und aufbrausendem Wesen, in seiner Wildheit zeigt, die sich nicht zähmen läßt, wenn ihm etwas Böses widerfährt, hier boten ihm die Leute wieder ein ganz anderes Gemälde dar, als in Rom und der Umgegend, wo sich das Einheimische mit dem Fremden vermischt, und die Civilisation schon die markirten Züge der Nationalität verflacht. Hier holte er sich

die Portraits, in denen er uns das italienische Volk so getreu, so bezeichnend, so bis in die innerste Seele greifend malt. Von dem neapolitanischen Gebirge aber wanderte er nach den stillen, friedlichen Alezzano, wurde dort in einem Privathause wie ein Sohn des Hauses aufgenommen, und verlebte in dem Kreise blühender, neckender Mädchen und gutmüthiger Eltern einige herrliche Wochen, die er gerne auf längere Zeit ausgedehnt haben würde, wenn ihn nicht die Arbeit nach Rom zurückgerufen hätte, das er, über Olevano, das latische Gebirge, Albano und Frascati pilgernd erreichte.

Ehe er nun zu einer neuen Dichtung schritt, unterwarf er alles, was er bis jetzt geschrieben, einer strengen Musterung, und er konnte nicht, wie Gott am Ruhetage nach der Schöpfung sagen: siehe! es war alles sehr gut. Er fühlte, daß er bis jetzt so manches Gute und Große geleistet, und freute sich dessen mit jenem Stolze, der die Brust des Schöpfers höher hebt, und der Bescheidenheit unmöglich Platz machen kann, die jene Leute verlangen, welche freilich nie stolz im edeln Sinne seyn können, weil sie noch nichts erschufen; aber mit seinem scharfen, kritischen Auge erschaute er auch seine Fehler, und namentlich nahm er sich vor, in seinen Schilderungen durchaus einer sinnlichen Regung nicht mehr zu folgen, und nur der reinen, keuschen Muse zu huldigen, die das Große, Ideale ohne entstellende Flecken bildet. Er nahm sich selbst diesen Schwur ab, und wir dürfen es mit Stolz und Freude sagen, er hat sich selbst Wort gehalten.

Wie auf den Landschaftsmaler die Natur, die ihn gerade umgibt, den tiefsten Eindruck macht, und eine Wiedergeburt derselben durch den Pinsel ihm unerläßlich ist, und nur die Phantasie diese Natur noch idealisirt, ohne ihr darum

etwas Fremdes einzuimpfen, wenn dem Künstler Productionskraft und Poesie zugleich gegeben ist, so mußten jetzt die ersten Ergüsse der Muse bei Waiblinger auch Schilderungen dessen seyn, was er erlebt und gesehen hatte, und so entstanden jene Berichte über seine Ausflüge in das schöne, üppige, blühende Land, die zur Zeit ihres Erscheinens in verschiedenen Zeitschriften leider nur wenigen zu Gesichte kamen, aber von diesen wenigen mit Freuden aufgenommen und gelesen wurden, weil man in ihnen treffliche Erzählung, treue und wahre Schilderung, und einen Humor fand, der unsern deutschen Schriftstellern leider nur zu oft abgeht. Und daß er sich gerade jetzt in dem Elemente solcher Berichte bewegte war ganz natürlich. Früher hatte das Schicksal in sein inneres geistiges Leben, in sein Herz und Gemüth zu grausam eingegriffen, dann bereitete es ihm auch in dem äußern Daseyn Sorge, Noth und Mangel, und unmittelbar darauf, als ihm Hoffnung und Gewißheit dieser Hoffnung zu einer bessern Existenz ward, war er noch zu aufgeregt, als daß er nicht aus der Tiefe seines Schmerzes und dieser Hoffnung hätte schöpfen sollen, um so manchen originellen Charakter kühn und treffend zu zeichnen, aber auch mit unerbittlicher Satyre dieselben zu geißeln, jetzt aber, da die Wunden vernarbt waren, da nicht mehr jene Zerrissenheit sein Gemüth erfüllte, jetzt fürchtete er sich, irgend eine dieser Wunden durch einen unsanften Eingriff in seine Brust wieder aufzureißen, und er überließ sich nur der schönen, herrlichen Natur, die sich uns immer groß zeigt, uns immer Genuß bietet, ohne uns Schmerzen zu machen. Das eben war es, wodurch er sich von Lord Byron unterschied, mit dem ihn schon viele verglichen haben, und mit dem er auch wirklich einige Aehnlichkeit hatte. Aber Waiblinger strebte danach, die Disharmonieen

die ihm das Geschick in seine Laute hauchte, zu einem schönen vollen Accord zu bilden, während Byron sich diese Mißtöne selbst ins Leben rief, damit er nicht in der Alltäglichkeit und Trivialität dieses Lebens untergehe, denn es ist falsch, wenn man glaubt, das Unglück nehme die Kraft etwas zu schaffen. Gerade der Glückliche, der dem Wohlleben im Schooße sitzt, der jeden Wunsch befriedigen, jeden Genuß mit Leichtigkeit erlangen kann, wird selten etwas Großes hervorbringen, und daher kommt es, daß die Literatur, die Kunst, kurz jedes Fach, wozu Genie, schaffender Geist gehört, wohl Verehrer genug in den höhern Ständen zählt, aber selten einen, den es selbst drängte, etwas zu schaffen. Die meisten genießen nur, und gehen unter in dem Genuß; andere bilden um sich her ein reges, thätiges Leben, sie wirken, wenn auch nicht unmittelbar, und sie mögen die glücklichsten seyn, denn sie streben nach nichts höherem; nur diejenigen, welchen der ewig rege innere Geist keine Ruhe läßt, werfen alle diese Fülle des Glückes von sich, sie bilden sich selbst eine Welt voll Schmerzen und Entbehrungen, um in ihr selbst wieder nach etwas ringen zu können, das ihnen nicht der Zufall gab, um selbst als Schöpfer dazustehen, die das Schicksal zwingen will, nur zu genießen. In solchen wohnt eine ungeheure Kraft, weil der Syrenengesang des Genusses sie nicht einschläfern konnte, und zu ihnen gehört Byron.

Die Muse allein aber versöhnt uns nicht mit dem Leben, wenn in unserem Inneren ein Zwiespalt sich gezeigt hat, sie tröstet uns nur, sie ruft in uns eine gewisse Ruhe, eine stille Wehmuth hervor, und in dieser liegt schon wieder der Wunsch nach einem mitfühlenden Wesen. Auch Waiblinger mußte etwas haben, das sein Herz befriedigte, und bald fand er es in einer jungen blühenden Frau, die von ihrem Manne

verlassen war, und die er Cornacchia nennt. Zu welcher Zeit er mit ihr zuerst in ein näheres Verhältniß trat, wissen wir nicht, wohl aber, daß sie in dem Sommer des Jahres 1828 seine Freundin, seine stete Begleiterin war, bei ihm wohnte, und die man als seine Gattin betrachten konnte, wenn ihnen nicht der Segen des Priesters gefehlt hätte. Cornacchia mochte, wie fast alle Italienerinnen, wenig von jener Bildung besitzen, die wir bei deutschen Frauen finden und verlangen, und die allerdings das Leben dem Manne angenehmer macht; aber sie besaß Mutterwitz, Geist und Herz, die durch keine französische Pensionsanstalt und die Gebrechen unseres gesellschaftlichen Lebens verschroben und verhärtet waren, sie besaß jene Naivität und Herzlichkeit, die oft bei den sogenannten gebildeten Frauen einer unnatürlichen Prüderie oder der berechnenden Kokketterie Platz macht, und namentlich hing sie mit einer Innigkeit und Liebe an unsern Dichter, und harrte so treu bis zu seinem Tode bei ihm aus, sie theilte das Ungemach und die Schmerzen, die noch über ihn kommen sollten, so unverdrossen und liebevoll mit ihm, daß dadurch mancher Fehler, den sie an sich haben mochte, ausgeglichen wurde, und daß sich Waiblinger in ihrem Besitz um so glücklicher fühlte, weil sie sich ihm mit ihrem ganzen vollen Herzen hingab, ohne einen andern Zweck im Auge zu haben, als ihn zu beglücken, und in seinem Glück auch das ihrige zu finden.

Nur schwer konnte er sich daher noch einmal von ihr trennen, denn sie vergoß bittere Thränen als er seine zweite Reise im September 1828 antrat, um die westliche Küste von Italien, mit ihren Meerbusen und Inseln, um Pompeji, Neapel und Pästum kennen zu lernen. Er ging über Gaeta nach Neapel, und verglich das hiesige Leben mit Rom. Aber so

verschwenderisch auch die Natur hier ihre Reize dem Auge darbietet, um es ewig zu fesseln, so behagte ihm Rom doch besser, weil schon der bedeutende Handel, der in Neapel herrscht, es streng von der Weltstadt unterscheidet. Das tiefere, geistige Leben, das den Dichter so mächtig anspricht, so traulich an sein Inneres klingt, macht ihn bald heimisch da, wo er es findet, während der Handel eine Abgeschliffenheit hervorbringt, an der sich Niemand festklammern kann, die keinen bleibenden Eindruck zurücklassen wird, eben weil sie glatt vorüberrollt, und daher mag es auch kommen, daß ein wahrer Dichter in solchen Städten selten gern lang verweilen mag, weil er befürchten muß, in diesem Strudel der äußern Welt, die ihn umgibt, seine bessere innere Schöpfung zu vergessen, verwildern zu sehn, oder gar zu verlieren. Darum verweilte er nicht lange hier, sondern ging, nachdem er den Vesuv bestiegen, nach Pompeji, wo die alte Welt, wie durch ein Wunder hervorgezaubert, vor ihm stand. Wenn wir in ein Gebäude treten, das durch seine Einrichtung, durch die Zierrathen, die es schmückt, durch seine ganze Bauart an längstvergangene Zeiten erinnert, wenn wir die Antiken betrachten, die in Form und Tracht ihren Schöpfern gleichen mögen, ist es uns da nicht, als müsse nun eben die Thüre sich öffnen, und der Bewohner des Hauses in seine Toga gewickelt, hereintreten, glauben wir nicht die Frauen zu sehen, wie sie mit gesalbtem duftigen Haar sich anschicken, in das Bad zu steigen, das kühl und einladend im anstoßenden Zimmer sich befindet, ist es nicht, als müsse nun der Jüngling mit dem kurzen Schwert bewaffnet, hereinstürmen und sich den Schweiß von der Stirne trocknen, den ihm der wüthende Kampf hervorgepreßt, und von dem er sich nun erholen will in den Armen der Jungfrau, meinen wir nicht die

liebegirrenden Lieder Ovids, den beredten Mund eines Cicero zu vernehmen, dem die Menge ihren Beifall zujauchzt? So war es auch dem Dichter, als er in den Straßen herumwandelte, wo vor mehr denn tausend Jahren die römischen Großen ihre Sommerwohnungen aufschlugen, wo Arius, Pansa und Cicero sich Villa's erbauten, wohin so mancher flüchtete, um der Grausamkeit eines Nero auszuweichen. Aber die Statuen belebten sich nicht, die Thüre öffnete sich, und statt des Römers trat ein Antikensüchtiger Engländer herein, und spähete mit lüsternem Blicke nach den marmornen Gefäßen, nach den Werken der alten Bildhauerkunst, und der Sarkophag erinnerte nur daran, daß alles in dem Strome der Zeit vergeht.

Mit diesen Gedanken verließ Waiblinger die ausgegrabene Stadt, um in der herrlichen Umgegend wieder Trost und Erheiterung zu suchen; Salerno mit seinem Golf nahm ihn auf, er sah das alte Pästum, wo einst Neptun verehrt wurde, ging dann zurück nach Amalfi, das unter grünen Pinien- und Orangenhainen sich an dem spiegelglatten Meere lagert, und schiffte dann nach Sorrent. Ein heftiger Sturm überfiel hier auf dem Meer die Segelbarke, auf der er sich befand, die Matrosen, selbst der Steuermann verzweifelten an Rettung, die Schiffgefährten heulten, schrieen und beteten und Waiblinger empfahl Gott seine Seele, denn er glaubte, sein letztes Stündlein sey gekommen; da zeigte sich am Abend des 20. Septembers das Ufer von Meta, es ward erreicht, er war gerettet. Furchtlos hatte er dem Tode ins Angesicht geschaut, aber doch freute er sich nach überstandener Gefahr des Lebens. Er ging nun nach der Insel Capri, wo er ein Paar Monate blieb, von hier aus Ischia und alle anderen kleinen Inseln besuchte, und wo er den Stoff zu

seinem Märchen von der blauen Grotte fand. Hier war es, wo er die ersten Exemplare seines Taschenbuchs aus Italien von Reimer empfing, und wenn man bedenkt, welche sorgenvolle Zeit er durchlebt, welchen Mangel er ertragen hatte, und daß eben das Erscheinen dieses Taschenbuchs ihn aus jener drückenden Lage gerissen hatte, so findet man die Freude natürlich, mit der er diese Schöpfung seiner Poesie empfing; schon dadurch ward ihm Capri unvergeßlich und man kann sich die Liebe erklären, mit der er an diesem kleinen herrlichen Insellande hing, das außerdem auch Herrliches und Großes der Natur genug darbot, um jemand zu fesseln, der wie unser Dichter, so viel Sinn dafür hatte. Aber dennoch fand er sich bewogen, Capri zu verlassen und nach Rom zurückzukehren, denn seine Cornacchia, die mit allem Feuer der Liebe und Sehnsucht ihm geschrieben, hatte ihm entdeckt, daß sie ihrer Niederkunft entgegen sehe, und als er in Rom eintraf, kam ihm sein Weib, wie er sie nannte, mit einem Säugling an der Brust, mit einem Mädchen entgegen, das ihr der Himmel im November 1828 geschenkt hatte.

Er betrachtete sich jetzt förmlich als Familienvater, und wenn auch mancher ihm dies Verhältniß zum Vorwurf machen und ihn darüber verdammen wollte, daß er eine Leidenschaft nicht besiegte, die so enden mußte, so mag er selbst in seinen Busen greifen, ob er sich rein von aller Schuld fühlt, und den ersten Stein werfen darf. Mit Unrecht aber beschuldigt man Waiblinger eines durchaus ausschweifenden Lebens, durch das er seine Gesundheit gänzlich untergraben habe, und erzählt sich Sachen von ihm, die nur der Neid und Bosheit ausstreuen konnte, und die die leichtgläubige Welt, die ja so immer geneigt ist, das Böse aufzufassen und zu vergrößern, begierig erfaßte, aber es ist dies um so leichter zu erklären,

als unser Dichter Feinde genug hatte, die, wo sie an seinem literarischen Leben und Treiben keinen Makel finden konnten, jeden Flecken aufsuchten, den sie in seiner Moralität zu finden glaubten, um dann aus der Mücke einen Elephanten zu machen. Mit Schmerz müssen wir es sagen, daß gerade seine Landsleute, und namentlich Schwaben dazu beitrugen, seinen Ruf zu untergraben; er war zu sehr aus ihrer Lebensweise und aus ihrer Art zu schreiben herausgetreten, als daß man ihm dies verzeihen konnte, und die Kleinlichkeit der sogenannten schwäbischen Schule, die das freie Bewegen eines Geistes, der nicht in ihren engen Schranken bleiben will und kann, nicht ohne Neid ansehen mochte, zeigte und zeigt sich noch jetzt in ihrer ganzen Engherzigkeit, die nur die Fehler solcher Geister aufsucht. Daher kommt es, daß man noch jetzt bei dem Namen Waiblinger in Schwaben mit den Achseln zuckt, ihm Atheismus und Immoralität vorwirft, wo gar nicht von seiner Persönlichkeit die Rede ist, und ihn beschuldigt, andere nachgeahmt zu haben, weil er an dem Treiben und Wesen der ersteren keinen Geschmack finden konnte, daher kommt es, daß er in Norddeutschland bekannter und geehrter war, als im Süden, wo ihn noch heute manche kaum den Namen nach kennen, die sich zur literarischen Welt zählen, und die mir ewig wie Kleinstädter vorkommen werden, die die Sitten und Gebräuche anderer lächerlich finden, die nicht mehr, wie jene Krähwinkler jedes mal: zur Genesung: sagen, wenn jemand niest, oder die Frau Oberfischfroschvogeljägermeisterin nur Madame nennen.

Jetzt wurde man, wie gesagt aber mehr in Norddeutschland auf unsern Dichter aufmerksam, und würdigte ihn wie er es verdiente. In Rom machte das Erscheinen des Taschenbuchs aus Italien für 1829 auch Aufsehen unter den

Deutschen, aber es erbitterte auch viele, und vorzüglich brachte eine Stelle in seinen Britten in Rom einen förmlichen Aufruhr unter den Malern hervor, die ihm so schon nicht hold waren. Er lachte ihrer giftigen Bemerkungen, die ihm jetzt wenig mehr schaden konnten und arbeitete unverdrossen an dem zweiten Jahrgang seines Taschenbuchs fort. Nur der Winter, der dies Jahr so kalt und streng war, wie die Römer sich seit 1808 nicht erinnern konnten, brachte ihm Beschwerden; er bekam Anfälle von Gicht und Kopfrheumatismus, der ihn fortwährend peinigte, und Waiblinger selbst klagt häufig in seinen Briefen über den schlechten Zustand seiner Gesundheit, den er jedoch der übermäßigen Kälte zuschreibt, vor der er sich nicht genug in Acht genommen habe. Dieser Winter brachte mehreren den Tod. Schlosser, ein bekannter deutscher Maler, der schon sehr lange in Rom lebte, starb, eben so der Herzog Tortonia, einer der angesehensten des römischen Adels, und endlich ging sogar Papst Leo XII. zum Himmel ein, zu dem er selbst den Schlüssel von Petrus erhalten hatte.

Waiblinger war schon viel zu eingefleischter Römer, als daß ihn nicht alles eben so wie jeden andern römischen Bürger angenehm oder unangenehm berührt hätte, was in das römische Volksleben eingriff. Leo XII. war schon im Leben sehr verhaßt, sein Nepotismus, sein Geiz, seine Habsucht soll keine Grenzen gehabt haben, und das Volk konnte ihn schon deshalb nicht leiden, weil er die sogenannten Canceletti's eingerichtet hatte, aus denen der Wein nur über die Straße verkauft werden durfte; jetzt spielte er noch durch seinen Tod den Römern einen Streich, den man ihm nie vergessen konnte; er raubte ihnen den Genuß des Carnevals, auf den sich Arm und Reich, Hoch und Niedrig das ganze Jahr über freut, und wenn man erwägt, daß es die einzige Zeit ist, wo die

strenggehüteten Mädchen eine Freiheit genießen, die sie nur als Frauen einst wieder finden, wo sie ohne Schleier und Aufsicht herumschwärmen, und vielleicht einen Geliebten aufsuchen, necken und durch Kuß und Händedruck beglücken können, daß der Arme in dieser Zeit des allgemeinen Wirrwarrs und der Ausgelassenheit seinen Kummer und seine Noth, der Reiche seine Langeweile, seine widerwärtigen Verhältnisse und Etikette vergißt, so kann man sich leicht erklären, wie erbittert alles auf den armen Verstorbenen war, und wie auch Waiblinger den Genuß dieser frohen Zeit vermißte. Und doch ward ihm dadurch wieder ein anderes Schauspiel zu Theil, was nicht jeder sieht, der in Rom war, nämlich die Errichtung eines prächtigen Katafalks, die feierliche Einsetzung des päpstlichen Leichnams in St. Peter, und die Versammlung des Volks jeden Tag vor dem Conclave, wo die Cardinäle sitzen, und wo man das Ende der Wahl oder die sogenannte Fomata erwartet. Es werden nämlich, wenn nicht zwei Drittel der Stimmen auf einen Cardinal fallen, die Wahlzettel täglich zweimal, Morgens und Abends, verbrannt, und der aus dem Kamin steigende Rauch verkündet dem versammelten Volk, daß noch kein Papst vorhanden ist.

Dieses rege Treiben, das auch ihn mit erfaßte, die glückliche Lage, in der er sich befand, wenn wir seinen Gesundheitszustand abrechnen, und dennoch auch seine körperlichen Leiden selbst mochten Schuld seyn, daß er weniger wie sonst seinen Arbeiten nachging, und daß er einer Anregung von außen bedurfte, um aus dieser Lethargie erweckt zu werden. Zu einem glücklichen Zeitpunkt erschien daher seine Anna Bullen Ende März des Jahres 1829 in Druck, was in ihm wieder die Schöpferlust erregte, und zu gleicher Zeit riß auch Eser, der es nicht dulden mochte, daß er nur Sachen schrieb,

deren auch ein anderer, minder mit Talent Begabter fähig war, mächtig an seinem Autorehrgeiz und seinem Stolz, und rief ihm jene Zeiten zurück, wo er für die höhere Poesie begeistert, den Entschluß gefaßt hatte, die Hohenstaufen dramatisch zu bearbeiten, so daß sich Waiblinger selbst schalt, und sich aus dieser gemächlichen Ruhe emporriß. Er erkannte so ganz das Herrliche und Große der Freundschaft, die ihm Eser bewieß, er dankte ihm dafür mit feurigen Worten, und die Briefe, die jetzt zwischen beiden gewechselt wurden, geben uns einen neuen Beweis, wie er so ganz und gar für das Wahre und Schöne der Poesie glühete, und zugleich zeigen sie uns sein Herz, das von so vielen verkannt wurde und noch verkannt wird, und sein Mitgefühl für fremdes Leid und fremde Schmerzen. Eser verlor nämlich zu dieser Zeit einen Schwager, Namens Gotthold, den er von ganzem Herzen liebte, und über dessen Tod er fast untröstlich war. Waiblinger hatte den Verstorbenen gekannt, der ihn auf seiner Reise nach Italien noch zuletzt von allen Freunden begleitet hatte, und eben weil er ihn als einen herrlichen, liebenswürdigen Mann kannte, so wußte er auch den Schmerz seines Freundes bei diesem Verluste zu würdigen, und es läßt sich nicht genug beschreiben, mit welcher Zartheit und Theilnahme er denselben tröstete, und es sich vornahm, diesen Verlust selbst durch die ganze Fülle seiner Liebe, durch Hingebung und alles, was die Freundschaft dem Freunde Schönes bieten kann, wenn auch nicht zu ersetzen, doch zu mildern, wenn es ihm nur irgend möglich sey.

Das erste was nun unser Dichter that, war eine nochmalige Prüfung alles dessen, was er bis jetzt geleistet hatte, und mit Selbstgefühl durfte er sich sagen, daß er seinem früheren Versprechen, der Reinheit der Poesie zu huldigen, treu

geblieben war; jetzt sollte ihn nichts mehr abhalten, wieder etwas Größeres und Besseres zu schaffen, und nur seine Kränklichkeit hinderte ihn, mit Energie daran zu gehen. Er glaubte, daß eine größere Reise ihn wieder gänzlich herstellen würde, und trat dieselbe, die ihn bis nach Sicilien führen sollte, daher im Anfang Mai 1829 an, kam aber nur bis in die Abruzzen, aus denen ihn das Zunehmen seines Unwohlseyns eiligst nach Rom zurücktrieb, wo ihn die Pflege seiner Cornacchia und ihre Liebe wunderbar erquickte und stärkte, so daß er, nachdem er am 21. Mai der Besitznahme des Laterans durch Papst Pius VIII. beigewohnt hatte, im Juni im Stande war, nach Neapel abzugehen, wo er eine neue Geldsendung von Berlin aus erwartete, die aber gegen sein Erwarten lange ausblieb. Er konnte mit dem Wenigen, was er noch besaß, die Reise nicht weiter fortsetzen, und blieb daher hier eine Zeitlang, fand die angenehmste Gesellschaft, und lebte nur der Zerstreuung und den Genüssen, die ihm die Natur, Freunde, die er kennen lernte, und selbst die Liebe bot. Ausflüge nach dem Vesuv, nach Camaldoli, nach Campo nuovo und Posilippo wechselten mit einander ab, aber wie das Vergnügen allein, selbst wenn es von geistiger Unterhaltung gewürzt, von den edelsten und reinsten Genüssen der Natur und der Gesellschaft gesteigert wird, zuletzt nur Uebersättigung hervorbringt, und man sich nach einer geregelten Thätigkeit und nach Ordnung sehnt, so verließ er plötzlich den frohen Cirkel, in dem er sich bewegte, und ging auf 14 Tage nach Pompeji, wohnte in Terre dell' Annunziata, und verlebte jene Zeit in der tiefsten Einsamkeit unter den Laren der aufgegrabenen Stadt. Gedichte und Briefe über Pompeji, die er hier schuf, waren die Früchte dieses Aufenthalts, die unsern Lesern ein treues, herrlich gemaltes Bild dieser Gegend vorführen

werden; doch nöthigte ihn das Fieber, von dem er ergriffen wurde, nach Neapel zurückzukehren. Sein heimathliches Capri, wo er voriges Jahr so manche herrliche Stunde verlebt hatte, lockte ihn unwiderstehlich, er mußte es wiedersehen. Er wanderte nach Benevent, nach dem wilden Avellino, aber hier packte ihn das Fieber wieder mit solcher Heftigkeit, daß er halb todt nach Neapel zurückgeführt wurde, wo er von Dresden aus Geld fand, das ihn in den Stand setzte, sich zu warten und zu pflegen, so daß er sich zusehends erholte. Dennoch riethen ihm Aerzte und Freunde ab, die Reise nach Sicilien anzutreten, zu der ihm ein Bekannter Geld vorschießen wollte, aber wer den eisernen Willen kannte, mit dem er alles durchführte, was er sich einmal vorgenommen hatte, der allein begreift es, daß er trotz seiner immer noch geschwächten Gesundheit seinen Plan nicht aufgab. Nur hielten ihn einige Arbeiten noch zurück. Die junge Gräfin Voß hatte ihm einen Band von Raumers Hohenstaufen zugeschickt, und mit der alten Begeisterung, mit der er die frühere Idee aufgefaßt hatte, begann er denselben zu excerpiren.

Manfred sollte das erste Drama seyn, das er dichten wollte. Die begebenheitliche Exposition und die Eintheilung des Plans in Akte war gemacht, die Ausarbeitung selbst wollte er im Frühjahr 1830, wenn er sein drittes Taschenbuch aus Italien bearbeitet hatte, beginnen und vollenden. Leider kam er nicht dazu, und vielleicht wurde die Idee zu der Bearbeitung dieses Stoffs erst durch ihn in Raupach rege gemacht, dem er schon vorwirft, eine Arbeit von sich, die er Ykalula nennt, zu einem dramatischen Werke benutzt zu haben. Wir kennen diese Arbeit nicht, und wissen auch nicht, welchem Drama von Raupach sie unterliegen soll; doch hätte sich von Waiblinger wohl etwas Besseres erwarten lassen,

als jener fruchtbare Tragödiendichter uns vorgeführt hat, dessen dramatische Sachen uns wenigstens nie befriedigt haben.

Wie schnell und eifrig Waiblinger arbeitete, sieht man daraus, daß er, nachdem die Krankheit ihn nur etwas verlassen hatte, in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Neapel außer dem historischen Studium und der Exposition zu dem Manfred, eine Menge Gedichte und Berichte über Benevent und Avellino lieferte, die er der Abendzeitung einsandte. Unterdessen waren seine Wechsel aus Berlin angekommen, er durfte daher von dem Anerbieten seines Freundes keinen Gebrauch machen, eilte, um sich vollständig zu erholen, auf einige Tage nach Sorrent, wo er sich ganz in die Einsamkeit zurückzog, richtete sich nun förmlich zur Abreise ein, und ging endlich an Bord des Dampfschiffs, das ihn der langersehnten Insel zutragen sollte. Mit Entzücken flog er durch die Meerenge von Capri und dem Cap der Minerva, die See ging hoch und der Wind war stark, so daß das Schiff einem Pfeile gleich dahinschoß, die Seeluft vermehrte seinen Appetit, so daß er sich gesünder als je fühlte; die Flamme des feuerspeienden Berges von Stromboli strahlte ihm schon in der Nacht entgegen, die äolischen Inseln flogen wie Nebelflecke in der Morgendämmerung vorüber. Scylla und Charybdis tobten rechts und links, jetzt fuhr man in die Meerenge und jetzt stieg Messina am Fuße des Pelor über die blaue Fluth empor, das Schiff landete und Sicilien war erreicht.

Waiblinger selbst sagt, daß in diesem Augenblicke Thränen der Rührung seinen Augen entrollt seyen, und wenn wir bedenken, daß, seitdem er in Italien wohnte, es sein höchster Wunsch war, dieses Inselland zu sehen und zu bewohnen, um das alle Völker schon sich stritten, und das in geschichtlicher

Hinsicht von dem größten Interesse ist, so können wir ihm wohl glauben. Fand er doch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Schicksal der Insel und dem seinigen. Wie Sicilien nicht weiß, wem es eigentlich gehört, wie es in dem Wechsel der Regierungen vergessen hat, welches ihre eigentlichen Kinder sind, so hatte ja auch er kein Vaterland mehr, und war überall ein Fremder, dem Deutschen kein Deutscher, dem Italiener kein geliebter Landsmann. Wie Sicilien erst von den Phöniciern erobert, dann von den Griechen an sich gerissen, und von den Carthaginensern diesen streitig gemacht wurde, wie dann Römer, Vandalen, Sarazenen und Normänner sich einander verdrängten und vertrieben, und das Land selbst plünderten, so war auch in seinem Herzen ein Fremdling nach dem andern aufgestiegen, Leidenschaften und Zweifel hatten es bedrängt und zerrissen; wie Sicilien die Aloe und alle Pflanzen der heißesten Zone leicht hervorbringt und erhält, so gebar die Gluth und Fruchtbarkeit seiner Phantasie fremde üppige Blüthen, und wie der Aetna das ewige Feuer in sich birgt, und verderbenschwanger die schwarze Lava tief in seinem Innern unter dem Krater kocht, so gährte und siedete es auch ewig in seiner Brust, die nirgends Ruhe fand. Darum wohl wehete es ihn so heimathlich an, als kenne er Berge und Flüsse schon lange, darum gewöhnte er sich hier so schnell ein, als sey er schon Jahrelang dagewesen, obgleich er die Sprache noch nicht vollkommen verstand, denn der Sicilianer spricht zwar Italienisch, aber es ist ein ganz eigener Dialekt, der sich ohngefähr verhält wie die echte Schweizersprache zum Deutschen. Ein Calabrese, mit dem er die Ueberfahrt gemacht hatte, war zuerst sein einziger Bekannter, verließ ihn aber bald, um in sein Vaterland zu gehen, und lud ihn gastfreundlich ein, ihn in Ardore zu besuchen. Aber

jetzt gab er ein Empfehlungsschreiben an Zentgraff, das erste deutsche Haus in Messina ab, und ward so liebreich aufgenommen, daß er längere Zeit, als er gewollt, sich hier aufhielt. Die Freuden der Tafel, Liebesabenteuer mit einigen wunderhübschen Mädchen Messina's, der gemüthliche belehrende Umgang mit Zentgraff und einem genuesischen Schiffskapitän hielten ihn hier fast drei Wochen fest, indem er nur einen kleinen Streifzug in das unterste Calabrien, nach Reggio und Scylla machte, und dann noch dem Fest der Madonna dell' lettere beiwohnte. Doch jetzt ermannte er sich, sein Zweck, das Innere der Insel kennen zu lernen stand lebhaft vor seiner Seele, und so schied er denn aus seiner angenehmen Umgebung, und zog zuerst auf einem Maulthier von zwei Campieri's begleitet nach Taormina, wo er einige Tage blieb und von hier aus den Aetna unter tausend Gefahren bestieg. Das Schauspiel, was sich nun seinen erstaunten Blicken darbot, war zu herrlich, zu großartig, als daß er es je hätte vergessen können, als daß wir es unsern Lesern nicht vorführen sollten, und es scheint das Beste, Waiblinger hier selbst sprechen zu lassen. Wir entlehnen daher eine Stelle aus einem seiner Briefe: „Die Sprache," schreibt er, „ist zu arm, um zu schildern, was ich sah. Ich trat zwei Stunden vor Tagesanbruch von dem Häuschen aus, wo man übernachtet, mit dem Führer die beschwerliche Wanderung an, nachdem wir den Tag vorher zehn Stunden lang gestiegen waren. Ueber und über eingehüllt, denn die Kälte war in dieser Höhe schrecklich peinlich, mit einem gewaltigen Stock bewaffnet, klommen wir den rauhen Pfad über Felsblöcke und grauenvolle Lava bergan, dem Krater zu, der uns den dicksten Dampf entgegenwarf, denn es war Ostwind, aber trotz aller Hindernisse erreichten wir nach einer mühevollen Stunde noch vor der Dämmerung den

Gipfel, doch wo soll ich Worte finden, um zu beschreiben, was ich nun sah? Ich glaubte die Schöpfung mit all' ihren Schrecken und ihrer Erhabenheit, das Ordnen und Theilen der Welten, den Jammer der Gefallenen und das Frohlocken der seligen Engel zu schauen. Angeklammert in Todesangst, denn der leiseste Luftstoß ist lebensgefährlich, zu Boden auf der rauchenden Erde liegend, blickte ich hinab in die Hölle, aus der durch die schwarzen nächtlichen Wolken des Dampfes blutrothe Flammen zuckten, deren Spitzen feurigen Dolchen glichen, ein durch Mark und Bein dringendes Pfeifen und Prasseln, die Donner der erzürnten Götter, durch tausendfaches Echo in den schwarzen Höhlen verstärkt, schlugen betäubend an das Ohr, und nur die Feder eines Dante mag das Schreckliche dieser Hölle schildern. Aber nun wende ich zurückschaudernd den Blick, nun glüht die Sonne aus dem griechischen Meer hinter Calabrien hervor, und der goldne Ball schwebt wie der Geist Gottes auf den Gewässern, Nacht und Nebel mit seinen Strahlen zerreißend, nun küßt Aurora die Spitzen der Berge und Bäume, daß sie schämig erröthen, nun steigt der Sonnengott höher und höher am azurblauen Himmel empor, und plötzlich überschaut das trunkene Auge ein Paradies, worüber es alle Schrecken der Hölle vergißt, vor denen es zurückbebte. Denn hingegossen auf dunkelgrüne Matten liegen tausende von Städten, Dörfern und Flecken, dort taucht das ferne Syrakus aus dem grauen Meer empor, wie ein Greis mit schneeweißem Haupthaar, hier lehnt das blühende Catania sich an den sanften Hügel, die ganze Insel mit ihren Bergen, Flüssen und Meeren entfaltet sich vor dem erstaunten Blick, und über sie wirft der Aetna einen azurblauen pyramidenförmigen Schatten, Italien dämmert wie eine aufgerollte Landkarte aus der nebelnden Ferne

entgegen, und im Süden haftet das Auge an der Insel Malta an dem Ufer von Afrika."

So erzählt uns Waiblinger, der sich für alle Mühen und Beschwerden eine halbe Stunde lang durch dieses Götterschauspiel tausendfach belohnt fühlte, und nun zu dem lieblichen Catania hinabstieg, wo er einige Tage zu bleiben gedachte. Er mußte ja den Gefühlen seines Herzens Luft machen, denn die Größe und Herrlichkeit der Natur, die er noch nie in dieser Pracht und Erhabenheit gesehen hatte, regte ihn mächtig auf, und mancher Plan, manche Idee reifte hier in seinem Kopf, die leider nicht ausgeführt wurde, weil ihn der Tod zu früh uns raubte. Auch das Agatafest in Catania hielt ihn noch mehrere Tage auf, und er fand darin einige Aehnlichkeit mit dem römischen Carneval. Vier Nächte hindurch ziehen nämlich junge Leute in den abenteuerlichsten, fremdesten Trachten durch die erleuchteten Straßen, Scherz und Frohsinn belebt die sonst oft verödete Stadt, und obgleich das ganze nur zu Ehren der heiligen Agata ist, so mag bei der Feier wenig heiliges mit unterlaufen. Nachdem er das Museum des Biscari, das er leider in verfallenem Zustand fand, beschaut, und noch einige Tage in dem Kreise einer deutschen Familie höchst vergnügt zugebracht hatte, ging er nach Syrakus, wohin ihn schon Seume's Spaziergang in den Jahren der Kindheit gelockt hatte. Aber so trefflich auch der herrliche Wein ihm hier mundete, so liebliche Mädchen mit schwarzen glühenden Augen ihm hier winkten, so konnte es ihn doch nicht lange fesseln. Das öde, verlassene Festungsnest, wo außer den Fremden nur Eselstreiber von elenden Lumpen bedeckt, wohnen, wo die ärmere Klasse der Weiber halbnackt herumläuft, die Brüste offen trägt, und dem anders gewöhnten durch Schmutz und Unreinlichkeit nur Eckel erregen

kann, wo Schwein und Esel im Zimmer neben dem Bette grunzt und yat, mochte ihm schlecht behagen. Malta war das Ziel, das er sich zunächst gesteckt hatte. Aber wie er nun hörte, daß auf dem Boden, wo einst eine kleine für Religion begeisterte Schaar Wunder der Tapferkeit verübte, wo noch lange nach dem Verfall des Ritterthums in andern Ländern, es sich in seiner ganzen Kraft und Reinheit erhalten hatte, daß hier, wo nur für Recht und Wahrheit der gepanzerte Arm einst das Schwert zog, jetzt der listige Kaufmann sein Wesen treibt, und durch unredlichen Wucher seinen Nebenchristen zu übervortheilen sucht, so änderte er seinen Plan. Die Aetnadörfer, das Paradies von Aci hatte er gesehen, jetzt mußte er auch das Innere der Insel kennen lernen; ein Maulthiertreiber wurde mit dem Gepäck und Lebensmitteln beladen, denn Tagelang findet man hier weder Menschen, noch Nahrung, noch Obdach, und so zog er über Busemi, Castro-Giovanni und Caltanisetta durch dürre Wüsten und steile unwegsame Berge dem westlichen Ufer zu nach Girgenti, besuchte die Tempelruinen von Selinunte, wanderte über Castro Vetrano und Mazzara nach Marsala, und fast konnte er der Lockung nicht widerstehen, nach Afrika hinüberzusegeln, dessen Küste man bei hellem Wetter mit den Augen von hier aus erreichen kann, wohin ein Schiff in einem Tage fährt. Aber der Gedanke an die Arbeiten, die auf ihn warteten, und an seine Cornacchia, die in Rom seiner harrte, zog ihn zurück, und er eilte schnell über Trapani, Calatafimi und Alcamo nach Palermo, nachdem er vorher den Eryx bestiegen. Erschöpft von den Strapazen der Reise, der Entbehrung und allem Ungemach, das er ausgestanden, widmete er hier einige Wochen der Erholung, ging dann über Cefalu, Naso und Milazzo nach Messina zurück, und langte endlich

am 25. October wieder in Rom an, wo er nun so recht mit Lust und Liebe an die Dichtungen gehen wollte, die für den dritten Jahrgang seines Taschenbuchs aus Italien bestimmt waren. Bei seiner Rückkehr fand er von seinem Eser einen Brief, der ihn wieder ganz entflammte und anfeuerte, etwas Großes, etwas ganz Gediegenes zu schaffen, was alle bisherigen Leistungen weit hinter sich lassen sollte. Die ersten Tage nach seiner Ankunft in Rom aber waren natürlich seinen Freunden gewidmet, denen er das Erlebte und Geschehene mittheilen mußte, er strömte über in Lob und Entzücken, wenn er nur an das herrliche noch dachte, war munter und wohlauf, und sehnte sich nur darnach, die kleinen Unbehaglichkeiten, die eine jede so große Reise zurückläßt, vollends abzuschütteln, um dann wacker hintereinander fort zu arbeiten.

Den 7. November machte er mit mehreren Freunden noch eine Spazierfahrt nach dem Grabmale der Cäcilia Metella, und bereitete seinen Begleitern durch seinen lebhaften Geist, durch seine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe, durch Scherz und Witz einen höchst genußreichen Nachmittag, denn er wollte sich noch einmal so recht nach Herzenslust austoben und fröhlich seyn, weil mit nächster Woche die Arbeitszeit beginne, wo er sich dann wenig Zeit zu Vergnügen und Zerstreuungen gönnte. Er schied den Abend vergnügt aus dem fröhlichen Kreise, nur einige hörten ihn leichthin über einen Anfall von Schwindel klagen, was jedoch niemand auffiel. Aber schon in der Nacht ward es ärger, das Unwohlseyn warf ihn auf das Lager, was er nicht wieder verlassen sollte, und wo er unsägliche Schmerzen litt. Nicht rasch und deshalb schmerzlos trat der Tod zu ihm, sondern das Schicksal, das ihm schon so manche tiefe Wunde geschlagen, die die wohlthätige Zeit geheilt hatte, das Schicksal legte ihm auch

noch die schwere Prüfung auf, langsam unter unendlichen Qualen dahinzusterben, denn über drei Monate hielt ihn seine Krankheit auf eine Stelle festgebannt, wie die Kette den schmachvoll Gefesselten. Es stellte sich nämlich mit einem heftigen Blutspucken eine Lungenentzündung ein, die zwar durch Blutigel und unzählige Aderlässe gehoben wurde, aber ein fürchterlicher Husten, der dem geschwächten Körper oft weder Tag noch Nacht Ruhe ließ, mattete ihn nach und nach so ab, daß er kaum noch ein Glied rühren konnte. Er hatte sich ganz und gar aufgelegen, und mußte nun fortwährend auf der rechten Seite liegen, wenn er nicht von Schmerzen und Husten gepeinigt fast vergehen wollte. Aber dennoch verließ ihn sein Frohsinn noch nicht, und er konnte, wenn es sein Zustand nur halb und halb erlaubte, wie in gesunden Tagen scherzen und lachen, ja er dictirte einem seiner Freunde, einem gewissen Schluttig, der nebst seiner Cornacchia treu und unverdrossen bis zum Tode bei ihm ausharrte, hin und wieder Gedichte in die Feder, die dasselbe Feuer, dieselbe Farbenglut und Frische der Phantasie athmen, wie jene, die er in der vollen Lebenskraft und Gesundheitsfülle dichtete. Es waren dies meistens Compositionen, die er bereits dem Ideengange nach geordnet hatte, und zu ihnen gehören namentlich seine Lieder aus Sorrent. Die sorgsamste und angemessenste Pflege, die beste ärztliche Hülfe, die man in Rom erwarten konnte, ward ihm zu Theil, denn selbst der Leibarzt des damaligen Preußischen Gesandten, Herrn von Bunsen, besuchte ihn häufig, und dieser Sorgfalt und Liebe und seiner noch einmal sich emporarbeitenden Jugendkraft hatte er es zu danken, daß er sich noch einmal etwas erholte, so daß er selbst und seine Freunde glaubten, die gefährlichste Krisis sey überstanden. Der Hofrath Förster aus Berlin, der gerade zu jener

Zeit in Rom war, und mit poetisch-brüderlicher Theilnahme sich seiner annahm, fachte seinen Thatendrang wieder auf zur hellen Flamme durch Mittheilungen aus Berlin, wo man mit Liebe, Enthusiasmus und hohen Erwartungen auf unsern Dichter schaute, und das Licht seines Geistes strahlte noch einmal in aller Klarheit und Reinheit, wovon das Lied aus Capri, das letzte Gedicht, welches er auf seinem Krankenlager dictirte, ein Beweiß ist. Aber nur zu bald schwanden wieder die Kräfte, der Husten trat abermals mit seiner vernichtenden Gewalt ein, die anhaltende Schlaflosigkeit konnte nur durch Opiumgaben gehoben werden, und nun eilte er dem Tode schnell entgegen. Graf Platen, der gerade nach Rom zurückkehrte, war ihm noch eine freundliche Erscheinung am Krankenbette, denn nur wenige Künstler besuchten den Armen, und verscheuchten durch freundliche Unterhaltung den Unmuth und Trübsinn, der sich jetzt seiner bemächtigte. Zwar hatte er noch einmal Ende December einen Brief an seine Eltern dictirt, worin er die Hoffnung der Wiedergenesung ausspricht, aber bei seinem Temperament, das weder zum stillen Dulden, noch zu kalter Resignation geschaffen war, durfte man es nicht anders erwarten, als daß ihn endlich die Sehnsucht nach dem Tode mit voller Gewalt ergriff. Seine ganze Existenz bildeten nur noch Schmerzen, Trauer, ein Schimmer von Hoffnung und endlich wieder ein Verzweifeln daran. Die Langeweile plagte ihn furchtbar am langen Tage wie in der traurigen, schlaflosen Nacht, nur kurze Zeit war es ihm möglich mit seinen Gedanken jemand zu folgen, der ihm vorlas, die geringste freie Bewegung mit dem Kopfe zog ihm eine Ohnmacht zu und nur die Gewißheit des Todes machte ihn endlich ruhiger, aber auch traurig, wenn er bedachte, welche Plane er unausgeführt lassen sollte;

am schmerzlichsten war es ihm, daß er seinen Manfred nicht vollenden konnte. Einen Geistlichen, der jetzt öfters ins Haus kam, und ihm Trost zusprach, beachtete er nicht sehr, aber dagegen ließ er sich jetzt öfter aus der Bibel vorlesen, vorzüglich die Psalmen, und noch auf dem Todtenbette freute er sich der Kraft und Herrlichkeit der Lutherschen Uebersetzung. Den 27. December, an einem Sonntag, fühlte er sich nach einer Operation, die mit ihm vorgenommen worden war, so wohl wie lange nicht, sein Humor wurde des Abends toll und kühn, er sang und predigte italienisch nach Art der Jesuiten, die er trefflich nachzuahmen verstand, und reizte die sein Schmerzenslager umstehenden Freunde zu unaufhörlichem Gelächter, obgleich man ihn bat, daß er sich schonen möge, weil das Sprechen ihm schade. Die nächstfolgenden Tage ward er immer schwächer und schwächer, er bestellte sein Haus, vermachte noch in einem Anfluge von Humor seine Bibliothek, die nur aus zwei Büchern bestand, seinem Freunde Schluttig, und dictirte ihm einen Abschied an seine Freunde im Vaterlande. Er lautet wörtlich so: „Nach so vielen Leiden endlich einmal die Gewißheit des Todes vor sich zu sehen, hat wenigstens für mich etwas höchst Reizendes, Zartes, Gemüthliches. Im Anfang dieser fürchterlichen Krankheit, die mich wie ein Proteus in allen Gestalten herumwälzte, erst als Lungenentzündung, dann als schrecklicher Husten, war es das Blutspeien, welches Todesgedanken erweckte.“ —

Hier verwirrten sich seine Gedanken, er konnte nicht weiter; dann schrieb er mit zitternder Hand nur noch eine Abschiedzeile an seine Eltern nach Deutschland. Es sind die Worte: „Lebet wohl, geliebte Eltern! Ich sterbe auf römischem Boden.“

Jetzt verlangte er das Abendmahl, das ihm gereicht

wurde. Die Feierlichkeit hatte, wie er sagte, schön und erhebend auf ihn gewirkt. Am Nachmittag dachte er noch seines Freundes Walz und rief: „O! daß ich den Walz nicht noch einmal sehen soll.“ So brach der Abend heran, so verging die Nacht vom 16. zum 17. Januar 1830. Der Sonntag kam. Waiblinger war still und gefaßt. Gegen Mittag las ihm Schluttig einen theilnehmenden Brief von Hofrath Winkler aus Dresden, um drei Uhr den eben angekommenen Brief seines Vaters vor. Er erwiderte nichts darauf. Nach vier Uhr flehte er den Himmel mit erhobenen, gefaltenen Händen um ein baldiges Ende an, und erst mit Einbruch des Abends begann der eigentliche schwere Todeskampf, aber mit vollem Bewußtseyn. Gegen zehn Uhr wurde seine Sprache unarticulirt; man verstand nur noch ein öfters wiederholtes adio oder o! dio. Elf Uhr nahete; er war verschieden. Sein Grab ist bei der Pyramide des Cestius.

Es bleiben mir jetzt nur noch wenig Worte zu sagen übrig. Wenn wir auf Waiblingers vielbewegtes Leben zurückschauen, wenn wir bedenken, wie ihn der innere rege Geist von Kindheit an forttrieb von der Stelle, auf der er sich eben befand, und ein ewiges Sehnen seine Brust erfüllte, so mögen wir es ihm wohl gönnen, daß er bald das Land erreichte, wo wie wir hoffen, der Friede herrscht, wo die Leidenschaften schweigen, wo nur die Liebe noch waltet, und eben jenes schmerzliche Sehnen, das selbst der Glücklichste oft leise in seiner Brust auftauchen läßt, es gilt ja der Ewigkeit, es gilt einem andern Daseyn, wo unser Geist sich, unbeschränkt von dem jetzigen gebrechlichen Körper, freier bewegen, wo er seinem Urquell, der Gottheit, aus der er geflossen, wieder enger und enger sich anschließen kann. Aber gerade, weil wir sehen, wie unser Dichter nur darauf hinarbeitete,

für die Zukunft zu leben, wie er sich an dem Gedanken erlabte, seine Leser noch zu begeistern, wenn er längst dies Leben verlassen habe, eben deshalb schmerzt uns sein frühes Scheiden so sehr, weil er das Ziel, das er sich gesteckt, noch nicht erreicht hatte. Wohl hat er uns schon Treffliches geliefert, wohl erfreut sich der Leser an den Gebilden seiner Poesie, die wie eine Statue aus reinem cararischen Marmor ohne Makel das geistige Auge entzücken, aber wer so ganz in das Innere Wesen Waiblingers eingedrungen war, wem so sein ganzes Herz offen lag, wer ihm so tief in die Brust schaute, daß er alle die wunderbaren Gebilde, die darin noch schlummerten, wie Traumgestalten erkennen konnte, nur der fühlt mit uns, was wir an ihm verloren haben, welche herrliche Schöpfungen der Poesie wir noch von ihm zu erwarten gehabt hätten. Unser Dichter war erst 26 Jahr, als ihn der Todesengel dahinraffte, noch hatte er in dem ewigen Strudel seines Lebens, der ihn von Ort zu Ort, von Gedanken zu Gedanken riß, kaum Besinnung finden können, und die ganze Schöpfung lag noch wie ein Chaos vor seinen Blicken, aus der sich langsam und strahlend eine Welt um die andere erhob, auf der das Auge mit Freude weilen konnte, und gewiß herrlicheres hätte sich noch entwickelt, wenn nicht die rauhe Hand des Todes die Schnur zerriß, daß der Vorhang herabfiel, und wir es nicht mehr erblickten, was sein Geist schuf. Man macht Waiblinger den Vorwurf, daß er sich selbst sein frühes Ende zugezogen habe, und es mag seyn, daß er sich von früh an zu wenig schonte, daß der Enthusiasmus, man kann fast sagen, die Exaltation, mit der er alles begierig ergriff, was ihn interessirte, die Organisation seines Nervensystems in den feinsten Fäden erschütterte, aber nur der Neid und die Verläumdung hat es erfunden, daß er an den

Folgen einer Krankheit starb, die er sich durch Ausschweifungen zugezogen habe. Die giftige Lästerzunge, die selbst an dem Heiligsten rüttelt und es begeifert, daß es ein minder helles Auge nicht mehr erkenne, ließ selbst dem Todten nicht Ruhe, und wußte der Welt noch Böses von ihm zu erzählen, nachdem sie ihm im Leben so manche bittere Leidensstunde bereitet hatte, aber eben deshalb, um sein Gedächtniß zu ehren, um ihn der Welt darzustellen wie er war, haben wir diese kurze Skizze seines Lebens entworfen, daß sie ihr Unrecht wieder gut mache, daß sie das Verdammungsurtheil, daß sie ungerechter Weise ausgesprochen, zurücknehme, daß seine Werke mehr verbreitet werden mögen, und es soll uns Freude gewähren, wenn wir sehen, daß das Publikum bekannter und vertrauter mit seinem Geiste würde, der nur danach strebte, in seinen Werken fortzuleben.

Man hat gefabelt, Waiblinger sey katholisch geworden. Auch das ist nur ein Gerücht der lügenhaften Fama. Als er, nachdem Cotta seine Hand von ihm abgezogen hatte, in dem fürchterlichsten Elende darbte, als er nicht mehr wußte, wodurch er sein Leben fristen sollte, und seine Landsleute, statt ihm zu helfen, ihn noch verspotteten, als selbst Freunde, von denen er vergeblich Hülfe erwartete, statt derselben den Giftbecher des Hohns ihm reichten, da schrieb er einst in einem seiner Klagebriefe, die nicht ihm, sondern nur seinen herzlosen Feinden ewig zur Schande gereichen werden, daß er fast kein anderes Mittel sehe, sein Leben ohne Betteln zu erhalten, als katholisch zu werden. Leute, die ihm nicht wohlwollten, mögen dies gehört haben; welche schöne Gelegenheit war das für sie, etwas als geschehen zu verkünden, was nur ein Gedanke war. Es ist wahr, daß Waiblinger kein so eifriger Protestant war, als es manche von ihm verlangten,

sondern es galt ihm gleichviel, ob er mit Katholiken ob mit andern Christen umging, aber gerade er sah und kannte die Fehler und Gebrechen des Katholicismus vielleicht besser als so mancher andere, und selbst als er jenen Satz schrieb, der ihm als Sünde ausgelegt wurde, war es nicht sein Ernst, sein Glaubensbekenntniß zu ändern.

Er starb, wie wir schon gesagt haben, gefaßt und mit Ergebung, sein letzter Seufzer war ein Ruf zu Gott. Seine Pflegerin Cornacchia und sein Freund Schluttig hatten bis zuletzt treu bei ihm ausgehalten, er starb in ihren Armen. Die kleinen Schulden, die er hinterließ, denn seine Krankheit hatte alles, was er besaß, aufgezehrt, wurden durch den Buchhändler Reimer und durch den Hofrath Winkler in Dresden bezahlt, selbst Cornacchia, die alles für ihn opferte, und sich in kläglicher Lage befand, wurde von denselben unterstützt. Schluttig hatte kurz nach Waiblingers Tode schon die Idee eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, theilte diese dem intimsten Freunde des Verstorbenen, dem schon so oftgenannten Rentamtmann Eser mit, aber seltsam, auch der junge Philologe theilte das Schicksal unsers Dichters; er starb ebenfalls im Jahre 1830 noch in der vollen Kraft des angehenden Mannesalters, und so zerschlug sich das Unternehmen, das erst jetzt, aber nicht zu spät, der Welt den Namen eines Dichters wieder vorführt, der es wohl verdient mit in der Literatur für spätere Zeiten zu glänzen, und wandert ein Deutscher nach der Cäsarenstadt, der suche bei der Pyramide des Cestius das einfache Grab unseres Waiblingers auf, und weihe seinen Manen eine Thräne.

Geschrieben im Juli 1839.

H. v. Canitz.

Die Britten in Rom.

Novelle.

Erste Abtheilung.

Wir wollen heut' ein wenig scherzen
mit einer großen Nation;
drum ohne Falsch in unserm Herzen,
und ohne Arg und Hohn,
sey uns vergönnt, herauszuwählen,
was launig ist, und nicht was schlecht!
Und meint auch Mancher, daß wir fehlen,
so gibt er doch uns Recht,
wenn wir ein andermal das Land so vieler Weisen,
so vieler Helden, großen Geister preisen!
Was that mit Sokrates der kom'sche Dichter?
Daß wir so viel sind, fällt uns zwar nicht ein,
doch unter uns modernem Volksgelichter
dünkt auch ein Sokrates uns rar zu seyn.

I.

Sie bleiben lange aus! sagte eines Abends Lord M..., der Vater einer englischen Familie, die erst seit kurzer Zeit in Rom angekommen war. Er saß eben in seiner kostspieligen Miethwohnung auf dem spanischen Platze, mit der Frau Gemahlin und dem Onkel Kapitän zusammen, welche sich Beide mehr als gewöhnlich in üblem Humore befanden, und wartete auf seine beiden ältesten Kinder, einen Sohn von etwa vierundzwanzig Jahren und auf den Augapfel der Mutter, eine Tochter von achtzehn Lenzen, welche nach den merkwürdigen Monumenten des alten Roms ausgeritten und noch nicht zurückgekehrt waren. Der Lord konnte für einen wohlbeleibten, hübschen, kräftigen Mann gelten, ob er schon mehr als funfzig zählte; Lady M... hingegen, seine Gemahlin ließ in der That mehr Jahre vermuthen, als sie hatte, und war eine lange, magere Figur, ja man konnte in dem englischen Munde, so klein er auch seyn mochte, hinsichtlich der Zähne beträchtliche Verheerungen der Zeit gewahren, wiewohl sie öfters erzählte, daß ihr der Zahnarzt alle herausgerissen. Die sonderbarste Person aber war gewiß der Onkel Kapitän, ein Mann von so außerordentlicher Länge, daß man den Kopf kaum bemerkte, indem dieser so ziemlich zum übrigen Körper das Verhältniß des Knopfs zum Kirchthurm

hatte. Bei einer so auffallenden Größe fällt die Magerkeit nur desto schreiender auf, und das kleine Hütchen, das er trug, gab der ganzen Gestalt eine so lächerliche Vollendung, daß er gewiß in jeder andern Stadt als Rom, wo man der langen Britten so viele sieht, zum Gespräch für Kinder und Kindeskinder werden würde.

Die Lady konnte die Ankunft ihres geliebten Töchterchens kaum erwarten, und sagte: Ach das engelgute Kind! Wie es seinen Aufenthalt hier zu seiner Ausbildung, zur Erweiterung der unzähligen Kenntnisse benutzt, die es schon in so zartem Alter gesammelt! Wie spricht Rebecca schon das Italienische! Wahrlich so geläufig, als Henry, der doch ein Jahr länger in Rom ist! Und wie versteht sie zu zeichnen! Nein, das Bildchen, das sie vom Colosseum gemacht, ist unübertrefflich! — Nun wird auch in Kurzem der Bräutigam ankommen. —

Mylady, fiel der Vater ein; was sagen Sie denn aber von unserm Henry, ich meine vielmehr, von seiner schönen Italienerin?

Wer hat nicht schon bemerkt, wie die Spinnen ihre langen Beine einziehen, wenn man sie in ihrem Wesen stört? Eben so erging es der grämlichen Mama, als sie von der schönen Italienerin sprechen hörte. Was ist denn auch Schönes an ihr? sagte sie endlich. Mylord, ich muß Ihnen gestehen, daß ich diesem Verhältniß gänzlich entgegen bin, daß ich recht eigentlich erschrak, als ich, in Rom anlangend, unsern Henry in die Netze einer so wilden, ungebildeten italienischen Person verstrickt sah.

Aber was haben Sie denn dagegen, Mylady? fragte der Vater. Das Mädchen ist so übel nicht, und Henry ist über alle Vorstellung verliebt —

Aber was hat sie denn für Ansprüche zu machen? fiel die Lady hämisch ein. Ist sie reich? Ja doch, reich mit etlichen tausend Piastern! Und lebt dennoch wie eine Prinzessin! Hat sie Kenntnisse, Bildung, oder auch nur Anstand, Bescheidenheit, Grazie, und das Alles, was man von einem Frauenzimmer ohne Vermögen erwarten könnte? Vergleichen Sie diese Römerin mit unserem lieben Kinde, welch' ein Unterschied! Nein, Mylord, Henry soll eine Brittin heirathen.

Was sagen denn Sie dazu, Herr Schwager? versetzte der Vater phlegmatisch.

Jugendliche Tollheit, antwortete der Kapitän, Schwärmerei, Phantasterei! Er weiß nicht, was er will! Vorurtheil, Blindheit, Nachbeten, Mangel an Urtheil! Was ist denn so Seltenes an diesen Italienerinnen? Ich habe in Ost- und Westindien schönere Mädchen gesehen. Und diese Unwissenheit unter dem gesunkenen Volke! Alle sind im Grund verdorben, sind Kreaturen zum Erbarmen, ohne Erziehung, ohne Bildung.

Du hast Recht, lieber Bruder, versetzte die Mama, du hast einen ungewöhnlichen Blick in den Menschen, die natürliche Folge deiner vielen Reisen! Du bist kaum einige Wochen hier, und kennst sie Alle schon vollkommen! Das sagt auch Rebecca! Sie war schon zweimal in Gesellschaft dieser sogenannten schönen Römerin, und fand sich höchst ennuyirt; sie kennt dieses Volk schon trefflich, und seit dem Vorfall mit dem italienischen Kammermädchen will sie auch gar keinen welschen Umgang mehr. Henry ist blind, unverzeihlich blind.

Lassen wir den Jungen, versetzte der Vater, er ist nun einmal so. Er hat sich mir erklärt, und liebt diese Camilla mit Leidenschaft, er glaubt durch sie glücklich zu werden, sie selbst ist ihm geneigt; was können wir ihm entgegensetzen?

Daß sie katholisch ist, antwortete der Onkel, der unterdessen unbeweglich auf einem Sopha gesessen, ohne auch nur den Rücken anzulehnen.

Sie haben Recht, Herr Kapitän. Es soll sich kein katholisches Blut in unsere Familie mischen. Aber wissen Sie, was wir thun? Wir machen zur Bedingung, daß sie zum Glauben der Vernunft und des Verstandes übertrete, dann lassen wir sie in Gottesnamen machen, was sie wollen!

So eine Römerin meine Schwiegertochter! rief die Mama entrüstet aus. Bin ich darum nach Rom gekommen? Sie wollte fortfahren, über unsern bis jetzt noch unbekannten Liebeshelden zu schelten, als ein Geräusch auf der Treppe die Ankommenden verkündigte. Aber welch' ein Tumult! Man hörte heftig reden, ja sogar schreien.

Was zum Henker, rief der Onkel, sich in all' seiner Länge aufrichtend, poltert die Treppe herauf? Dieses verfluchte Rom, wo man nicht einmal einen Augenblick, nicht einmal in seinen vier Wänden Ruhe vor dem heillosen Schurkenvolk hat!

Die Mutter, an ihre Rebecca denkend, hatte längst die Thüre aufgerissen, und war den Kommenden entgegengeeilt. Aber wie erschrak sie, als das Engelskind bleich, oder vielmehr noch bleicher als gewöhnlich, am Arm des Bruders heraufschwankte und der tiefsten Ohnmacht nahe zu seyn schien, welche sich jemals in Rom ereignete! Dem geliebten Paare folgten zum Entsetzen der armen Lady drei Männer nach, welche ein so furchtbares Ansehen hatten, als es nur ein wüthender Campagnebauer für die Phantasie einer großbrittanischen Mutter haben mag. Was ist das? um Gotteswillen, Henry, was ist dem armen Kinde? Was wollen diese schrecklichen Menschen? — rief die Lady, ohne eine Antwort abzuwarten,

auf die Tochter zueilend und das holdselige Geschöpf, das sich nicht mehr auf den Beinen zu erhalten vermochte, mit den Armen auffangend und es auf einen Sessel niederlassend.

Der Lord erwachte einigermaßen aus seinem Gleichmuth; der Onkel stand bewegungslos und steif in der Mitte des Zimmers, und schaute mit der Lorgnette nach der leidenschaftlichen Trauerscene und den hereinstürmenden Bauern.

Reitet man so durch die Stadt, Herr Engländer? schrie einer, ein derber, bärtiger, halb nackter Mann, mit spitzem Hute. Habt Ihr keine Augen im Kopfe? Mein Weib zu Boden geritten? Daß Euch der Blitz treffe! mein Weib? Und all' ihre Waare zum Teufel? Und Ihr wolltet nur so davon galoppiren! Herr, das soll Euch übel bekommen!

Was sagt der Flegel hier? fragte der Onkel, sich auf dem Absatz herumdrehend, und ihn durch's Augenglas beschauend. — Was gibt's? rief der Vater. — Was ist dir, theures, süßes Töchterchen? die Mutter.

Ihr sollt ja Geld haben, stöhnte der keuchende Sohn, sich aus Verzweiflung den Hemdkragen bis über die Ohren emporziehend, Ihr sollt haben, was Ihr wollt. Es ist nur aus Versehen geschehen, es thut mir leid, ich will Euch bezahlen, seyd nur still; wie viel wollt Ihr denn?

Meint Ihr, antwortete der Campagnenbauer, daß man das Alles nur so bezahlen könne? Mein Weib ist ruinirt, vielleicht auf immer ruinirt!

Nun, was verlangt Ihr denn? Geschehen ist geschehen! rief Henry.

Aber was ist denn geschehen? fiel der Vater ein — was soll man wieder bezahlen? schrie der Onkel. Bezahlen, und nichts als bezahlen in diesem Lande der Spitzbuben.

Hier ist schon nichts mehr zu ändern, antwortete Henry,

wir müssen. Laßt mich! Seyd ihr zufrieden, wenn ich Euch fünf Louisd'ore gebe?

Fünf Louisd'ore, schrie der Italiener, für ein zerbrochenes Bein, für ein zeitlebens ruinirtes Weib, für einen Korb voll Waare, für eine halbjährige Kur, für eine Hölle von Schmerzen, für einen unglücklichen Mann, für drei unversorgte Kinder?

Aber zehn, wenn ich Euch zehn gebe, habt Ihr dann genug? —

Zehn Louisd'ore? rief der Onkel; sind Sie des Teufels, Henry, zehn Louisd'ore solch' einem Bettlervolk, und wofür denn?

Sie hören's ja — für ein ruinirtes Weib — wir können nicht anders mehr. Sie sollen Alles wissen, machen wir nur, daß die Banditengesichter wegkommen!

Aber so viel Geld! An die vierzig Piaster! Bei Gott! so viel zum Fenster hinauswerfen für dies Lumpengesindel — Und was gibt es denn?

Henry hörte nicht mehr, die Bauern machten einen tumultuarischen Lärmen, und fluchten das gesammte Heiligenregister durch; der Vater hörte und sah dem Allen zu, die Mutter rief: O daß wir jetzt von dem Spiritus hätten, von dem Spiritus, Bruder! Mein Kind ist des Todes. —

Was für ein Spiritus? fragte der Onkel auf demselben Platze verweilend —

Den uns der Charlatan letzthin —

Schämen Sie sich nicht, Frau Schwester? fiel der Kapitän ein, einen Spiritus von einem Charlatan? Dabei drehte er sich um, und setzte mit Pathos hinzu: Als ob es in Italien einen Arzt gäbe!

Schon war Henry fortgeeilt und wieder herbeigekommen.

Nehmt, sagte er, nehmt; hier ist Geld für Euer Weib! Laßt mich in Frieden, und geht!

Der Italiener sah seine Hand voll Dukaten, und zählte sie ruhig mit verächtlicher Miene durch. Zwanzig Zechinen! sagte er, das ist ein Bagatell, und für die verdorbene Waare gebt Ihr mir nichts?

Das ist ja ein unersättliches Volk, stieß Henry aus, griff in die Tasche, und gab ihm noch ein Paar Scudi.

Zwei Scudi, sagte der Campagnenbauer, sie in der Hand herumdrehend, und sodann gemächlich und höchst mißvergnügt einstreichend, das ist schlecht bezahlt, aber einstweilen! Wir seh'n uns wieder, Herr Engländer! Damit ging er mit den beiden Andern fort, ohne den Hut zu lüften.

Und so verschwenden Sie unser Geld, Herr Neffe? jammerte der Kapitän. Wo haben Sie diese Lebensart gelernt? Ist das die Frucht Ihres römischen Aufenthalts? Haben Sie das dem unsinnigen, schlechten Volke abgelernt?

Stille, stille, Herr Oheim, versetzte Henry. Hören Sie zuvor — doch seht, die Schwester scheint wieder zu sich zu kommen. Das war ein erschrecklicher Vorfall.

In der That erwachte Rebecca auch nach und nach in den Armen der zärtlichen Mutter, und schlug ihre schönen, feinen, naiven blauen Augen auf, indem sie aufseufzte: O Mutter, ich glaubte des Todes zu seyn — die rohen pöbelhaften Leute —

Jetzt fing der Sohn an zu erzählen. Wir hatten einen großen Ritt gemacht, über St. Giovanni nach dem Monte Celio, dem Campo vaccino, und wollten am Vestatempel vorüber nach der Pyramide des Cestius, lauter Dinge, welche Rebecca noch nicht gesehen. Kaum hatten wir uns um die Ecke am Hause des Pilatus gewandt —

Welch' ein grober Irrthum! fiel der Kapitän ein; das Haus des Pilatus, meint das dumme Volk, und ist der Palast des Cola von Rienza. — Lauter Irrthümer, lauter Prahlerei mit seinen Alterthümern!

Nun sey's, wie es wolle, wir galoppirten am Tempel der Fortuna virilis vorüber —

Soll von Servius Tullius seyn, sagte der Onkel, und ist schon nach Vasi, Fea uud Nibby ein ganz anderes Ding —

gegen den Vestatempel; wir rennen mit verhängtem Zügel, um vor Abend noch ein tüchtig Stück wegzusehen, als eine junge hübsche Bäuerin mit einem Korb auf dem Kopfe über den Weg läuft und zu einem Manne will, der auf der andern Seite ein Paar Esel forttreibt. Was geschieht? — ich vermag das Pferd nicht mehr anzuhalten, das tolle Weib läuft ihm just unter die Füße, und stürzt zu Boden. Ich erschrecke, der Eselstreiber fängt an so arg zu schreien, als das arme Weib; ich halte an, der Italiener fällt mir in die Zügel und droht. Rebecca ist in tödtlicher Bestürzung, es eilt eine Menge Volks herbei, man trägt oder führt die unglückliche Heulende weg, was weiß ich in meinem Schrecken. Der Eselstreiber thut wie rasend; einige Kapuziner kommen, ich verspreche Alles, verspreche Geld und Hülfe, nur verlang ich, daß sie mich frei lassen. Aber umsonst, sie wollen mich mit Gewalt vom Pferde reißen. Rebecca ist dem Umsinken nahe, ich willige ein und lasse mich — ich will mein Lebenszeit an den Spektakel denken — durch die ganze Stadt bis auf den spanischen Platz, bis in dieses Zimmer führen, wo Ihr selbst Augenzeuge des weitern Vorgangs war't.

Nichtswürdige Nation! brummte der Onkel, indem er sich einige wenige graue Haare von der Stirne strich —

Prellereien, nichts als Prellereien; es ist auf nichts abgesehen, als den Fremden zu betrügen; von Morgens bis Abends Ein Lied: Bezahlen, bezahlen! keine Treue und Ehrlichkeit.

Folge des Katholicismus, sagte der Lord. Aber das arme Weib schmerzt mich doch, und es ist billig, daß wir für sie sorgen.

Willst du dich auskleiden, lieb' Töchterchen? flüsterte Mylady; du fühlst dich doch wieder besser?

Ja, liebe Mutter, antwortete die zarte Rebecca, erhob sich langsam, und wandelte mit dieser hinaus.

Kaum waren sie fort, als zwei Herren hereintraten. Sir Thomas L...., ein Irländer, und ein wunderbarer Mensch, den man Ironius nannte. Jener hatte eine feiste, derbe Figur, breite Schultern, ein dickes Bäuchlein und joviale kleine, wiewohl eben nicht geistreiche Augen in einem gluthrothen Gesicht, ja die Nase ließ von ihrer Kupferfarbe und den vielerlei Tinten darin auf eine vertraute Gemeinschaft mit dem einzigen heidnischen Gott schließen, den auch gute Christen verehren, mit Bacchus. Der Andere schien ein ausgemachter Schalk zu seyn, und wir werden ihn bald näher kennen lernen.

Der Lord empfing die Bekannten freundlich, der Onkel hingegen mit Kälte, selbst mit Stolz. Das Gespräch lenkte sich natürlich gleich auf den unglücklichen Vorfall am Vestatempel, und man äußerte theilnehmendes Bedauern. Nach einiger Zeit erschien auch Mutter und Tochter, und drei Kinderchen, Söhne und Töchter des Lords. Ein blondes Mädchen, von raffinirtem Gesichtchen und blauen Augen, etwa zwölfjährig, brachte ein kleines Oelgemälde hervor, das es heute zu Stande gebracht, und man bewunderte es allgemein. Ein Knabe von sieben und ein Mädchen von vier

Jahren begrüßten den Herrn Ironius lebhaft, und die kleine Kreatur fragte ihn: Sprechen Sie auch französisch?

Ironius antwortete mit Ja, und siehe, das Mädchen wußte schon französisch, englisch und ein Bischen italienisch zu reden. Die Mutter ergriff die Gelegenheit, dieses ausgezeichnete Talent zu rühmen, und Herr Ironius sagte: In der That, das ist die beste Art, jenen Ernst hervorzubringen, den die Welt in der brittischen Nation bewundert, um das Kind schon im zartesten Alter zum reifen und gesetzten Menschen zu bilden, so daß man behaupten könnte, es sey gar nie Kind im eigentlichen Sinne gewesen! Dadurch zeichnet sich der Engländer rühmlich vor dem Italiäner aus, welcher sein Lebenlang eine Art von Kind bleibt!

Die Lady nickte Beifall, und die Wendung, die Ironius dem Gespräche gegeben, wurde festgehalten.

Italiener! sprach der Kapitän voll Verachtung, Italiener! Das lautet soviel als Hanswurst! Was ist das für ein Schlaraffenland! Ohne vernünftige Gesetze, ohne Polizei, ohne Erziehung, in den Händen des Clerus, ohne Fleiß und Arbeitsamkeit, und für den Fremden ohne alle Bequemlichkeit! Ein feiges, niederträchtiges Volk, Gaudiebe zu Wirthen, Spitzbuben zu Vetturinen, Kammerdienern, Lohnbedienten, Lastträgern! Unwissende Menschen, die sich Gelehrte nennen! Und hier in Rom gar? Despotismus, Pfaffenherrschaft! Nicht einmal ein bequemes, reinliches Haus, ein geputzter Spiegel, ein sauberes Fenster, eine unbeschmutzte Treppe! Nicht einmal eine ordentliche Uhr, eine erträgliche Tafel.

Wie sie nur kochen! versetzte die Lady. Welche Unfläterei, welcher Schmutz, welche garstige Thiere allenthalben! Und das Beafsteak! Ich muß lachen, wie bereiten sie das so unwissend zu!

Nicht war, das glauben Sie nicht? sagte Ironius zu dem Irländer hin.

Gott bewahre! antwortete dieser, und präsentirte Jenem eine Prise. Unterdessen wurde der Thee gebracht, und man schlürfte ihn langsam und stehend ein.

Wir gehen in Kurzem nach Neapel, sprach der Lord zum Irländer. Sie waren schon dort?

O ja, Mylord.

Eine schöne Stadt? —

O welche schöne Stadt, schön, ganz schön, ausgezeichnet schön!

Genua gefällt Ihnen aber gewiß auch? fragte Ironius.

O ja, Genua ist eine schöne Stadt, schön, ganz schön, ausgezeichnet schön."

Welche Paläste in der Strada Balbi! —

Ha welche Paläste, ganz schön, ausgezeichnet schön!

Der Kapitän blickte verächtlich auf ihn herab, und Ironius fuhr fort: Sie haben jetzt Zeit, um Alles mit Bequemlichkeit zu sehen! Wenn Sie nur noch acht Tage hier bleiben, so reicht das bei weitem hin, wie Sie schon in Ihrem römischen Wegweiser von Vasi und Nibby finden.

Acht Tage, meinen Sie? fragte der Lord. Das ist viel! Ich bin nicht hieher gekommen, um zu reisen, sondern um auszuruhen. Fahrt Ihr acht Tage herum, ich bleibe zu Hause.

Aber die Peterskirche werden Sie doch betrachten, Mylord, den Vatikan —

Nun ja, vielleicht; ich habe Eile, nach Neapel zu kommen und warte hier nur den Bräutigam meiner Tochter ab.

Henry benahm sich bei diesem Gespräche äußerst zerstreut und mischte kein Wort ein, denn er dachte nur an seine schöne

Camilla; der Irländer bejahte Alles, was Ironius vorbrachte, die Mutter beschäftigte sich mit den Kindern, die Tochter las in einem Buche, und der Onkel stand wie eine Hopfenstange an der Wand.

Endlich, als die Gäste aufbrechen wollten, wurden sie gebeten, morgen Abend beim Thee zu erscheinen, indem Gesellschaft gegeben und, wie die Lady hinzusetzte, die schöne Camilla Mognaschi sich zum Klavier hören lassen werde. Man verabschiedete sich, und der Irländer ging mit Ironius.

Bei'm Heraustreten auf den spanischen Platz fragte der Irländer: Aber wenn Sie meine Frage nicht ungütig aufnehmen, von welcher Nation sind Sie denn, mein verehrtester Freund?

Lassen Sie das bei Seite, antwortete Ironius! Unser einer ist überall zu Hause! Genug, daß ich der entschiedenste Freund der Eng- und Irländer bin, und Ihnen dienstfertig zu seyn suche, wo ich nur vermag. Der Zufall hat mich mit Ihnen, einem ächt römisch-katholischen Glaubensfreund bekannt gemacht. Sie disponiren über meine Zeit, und ich mache mir eine Freude daraus, Ihnen einige der ersten Merkwürdigkeiten Roms zu zeigen.

Der Irländer dankte voll Freundlichkeit und Ehrerbietung, und man trennte sich für heute. Es ist nicht anders möglich, sagte er zu sich selbst, dieser Herr Ironius ist ein verkappter Jesuit: man muß ihn verehren, er ist beleuchtet.

Damit trippelte das irländische Dickbäuchlein über den Monte Cavallo nach seinem Hause, wie er sagte, um sich mit Lesen zu unterhalten. Will doch seh'n, zwitscherte er aber vor sich hin, ob sie heut' Abend wieder kommt! Nun empfing ihn die Hauspatronin, und leuchtete ihm in's Zimmer.

Ich habe schmutzige Wäsche, fing er an, und will sie nun

herausſuchen: Ihr könnt mir in einer Viertelſtunde das Mädchen, Roſa, glaub' ich, heißt ſie, Ihr könnt ſie gleich herüberſchicken, wenn Ihr ſo gut ſeyn wollt, verſteht Ihr? Die Patronin bejahte und ging.

Jetzt richtete der alte Herr mit manchem ſchweren Athemzug die Wäſche zuſammen, dann ging er an einen Schrank und holte eine Bouteille Iſchierwein hervor, indem er vor ſich hinſprach: Soll ich Iſchier trinken, oder lieber das letzte Fiasco von dem köſtlichen Eſt, oder dies Fläſchchen Syracuſaner, oder den Calabreſer hier, oder das Reſtchen vom Cyprer? Nein, wir laſſen's bei'm Iſchier!

So ſollte denn das Studium begonnen werden, und ſchon lag das Buch der Weisheit, Vaſi's römiſcher Wegweiſer, auf dem Tiſch, als es klopfte! Favoriſca! ſchrie der Irländer, und ging nach der Thüre.

Wer kam herein? eine blutjunge hübſche Römerin in traſteveriniſcher Tracht, oder wie man's nennt, eine Minente, eine allerliebſte Plebejerin, in kurzen naiven Sammtjäckchen, vollem Buſen, und reichem Kamm in den ſchwarzen Haaren.

Die jovialen bacchiſchen Aeuglein unſers frommen römiſch-katholiſchen Irländers blinzelten kaum noch aus dem Glutofen des Geſichts heraus, und er fragte: Wollt Ihr mir die Wäſche beſorgen, ſchönes Kind?

Recht gerne, antwortete die Minente.

Könnt Ihr auch neue Hemden machen?

O ja, Herr, ſo viel Ihr wollt! —

Ihr müßt mir ein halb Dutzend machen. Ihr ſeyd ja ſo hübſch, ganz hübſch, außerordentlich hübſch!

Das Mädchen nahm die Wäſche, und der Irländer ſagte:

Ein Gläschen von diesem Wein würde Euch gewiß schmecken; meint Ihr nicht?

Ich dank' Euch, Herr, Ihr seyd gar zu gütig, antwortete das naive Kind und wollte gehen; aber der Irländer füllte schnell ein Glas und bracht' es der Minente; sie sträubte sich, aber vergebens, sie trank und der alte Herr rief schmunzelnd aus: Ist er nicht gut? Ach, er ist gut, ganz gut, vorzüglich gut!

Als sie zu Ende war, dankte sie und ging. Der Irländer leuchtete und benahm sich gar freundlich und herablassend; sodann setzt' er sich auf das Sopha, nahm sein Buch, schlürfte seinen Ischier und schlief ein.

Unsere hübsche Plebejerin war kaum außen, als sie auf eine niedere Loge ging, welche auf einen Gemüse- und Pomeranzengarten hinaussah. Sie zischte, sie flüsterte und bekam Antwort von unten. Wo bist du denn gewesen, Rosette? rief es leise.

Ach, der Herr Engländer hat mich aufgehalten, der im Hause wohnt!

Der Engländer, was hat er mit dir zu schaffen? mich lässest du warten und —

Sey nicht böse, Nino! 's ist ein alter Herr und ein rechter Hausnarr; wollt mir schön thun und gab mir honigsüßen Wein.

Und du nahmst's an?

Ei, warum nicht? Wenn dir Einer in der Lungara hundert Scudi gibt, nimmst du's nicht?

Rosetta, ich hab' dir Etwas gebracht! Hab' sechsundzwanzig Paul alle piastrelle gewonnnen, draußen vor'm Thor Portese.

Spielratze! und wenn du verlierst?

Thut nichts! diesmal hab' ich gewonnen und dir ein wunderhübsches Halsband gekauft. —

Oh, was du sagst —

Und wenn ich im Lotto gewinne, so ist Alles dein. —

Ach, lieber Nino, daß du nicht herauf kannst!

Morgen komm' ich mit der Mandoline, eine Stunde nach Mitternacht.

Ich wart' am Fenster, aber es ist Mondschein, sie sehen dich.

Was hat's zu sagen? Gute Nacht!

Aber das Halsband?

Morgen um vierzehn Uhr, an den vier Fontainen! verstehst du? Gute Nacht!

Addio, Herz! Ich komme; Addio!

So unterredete man sich geheim in der stillen Nacht gegen die vertraulichen Gärten hinaus, die am Abhang des Monte Cavallo grünen, während unser alte Herr längst neben der leeren Flasche auf dem Sopha schnarchte.

II.

Der andere Morgen brach an und die Familie des Lord M... versammelte sich zum Frühstück. Nur die schöne Rebecca verweilte noch bei ihrem Tagebuche, das sie sorgfältig, seit der Abreise von London, für den Geliebten führte, den sie nun in Rom erwartete. Es möchte unsere Leser und uns selbst nicht wenig interessiren, aus diesem psychologischen Toilettenbüchelchen etwas zu erfahren, aber es wurde blos für den Geliebten geschrieben, nur die Mutter durfte zuweilen ein treffliches Raisonnement oder überhaupt eine starke

Stelle daraus vernehmen. Genug, sie hatte auf einer Barke den Hafen von Genua durchreist, hatte den Marcusthurm in Venedig erstiegen, und — in Gottesnamen, sagen wir's denn, ein Verschen an den Bräutigam droben geschrieben; sie hatte in Verona das Grab von Romeo und Julie besucht und versicherte, daselbst geweint zu haben; sie sah die Sonne in Isola bella aufgehen, und bewahrte eine Feder von einer Perlhenne aus Isola madre auf; in Pisa betrachtete sie Lord Byron's Palast, in Florenz Dante's Sitz vor dem Dome und hundert andere denkwürdige Plätze.

Diesmal, so viel haben wir ihr über die Schulter hinweg abgelauscht, hatte sie das Unglück am Vestatempel mit größtmöglichster Sentimentalität aufgefaßt und dargestellt, und dabei eine Menge Verse aus Young, Shakspeare, Southey, Moore und Lord Byron citirt. Endlich erschien sie bei'm Frühstück, wenn auch im losen Negligee, doch immerhin so schlank, als eine Tiberbinse. Henry wetteiferte mit dem Onkel, einen gewaltigen Teller voll Butterschnitten aufzuspeisen, die dem Anschein nach für einen Tag hingereicht hätten, und dabei einige Tassen zu trinken, und man hatte bereits einen Laib vom feinsten französischen Brod, das nur auf dem spanischen Platze gebacken wird, zu Ende gebracht, als sie abermals auf's Heftigste beunruhigt werden sollten.

Wer hätte sich's auch vorgestellt! Der unverschämte Campagnenbauer, dessen hübsches Weib gestern unter Henry's Pferd gekommen, stand abermals vor der Thüre und zwar in Begleitung einiger sauber gekleideten Männer, welche der unvergleichliche Scharfblick des gereisten Capitäns sogleich für eben so viel Blut- oder Geldigel ansah. Henry erschrak und Rebecca fiel sogar die Theetasse aus der Hand, und ungeschickterweise gerade auf das feine Negligeeröckchen, so daß

sie einen Schrei des Entsetzens ausstieß und wenig gefehlt hätte, daß sie nicht in Convulsionen gekommen wäre.

Die Lady sprang nach einem Tuche, um das jammernde Kind abzutrocknen, und der Bauer trug unterdessen auf's Einfachste vor, daß seine Frau ein Bein gebrochen, daß sie in St. Spirito liege, daß er sie nicht daselbst lassen könne, daß er sie nach Grotta Ferrata hinüber transportiren lassen und, wie gegenwärtige Herren, Chirurgen und Aerzte, bezeugen, so viel an ihre langwierige, schreckliche Kur spenden müsse, daß er sich, das Schmerzengeld abgerechnet, nicht mit dem Bagatell von gestern begnügen könne. Der Onkel gerieth dermaßen in Wuth, daß er ausspukte und zum Unglück seinen weithervorstehenden Hemdstrich traf. Henry rüstete sich zu standhafter Opposition, der Lord meinte jetzt auch, daß es Spitzbuben seyen, aber die Chirurgen und Doctoren fingen an, in einem Schwall der gelehrtesten Termini zu beweisen, was an dem Beine gebrochen und wiederherzustellen sey, behaupteten, daß es eine Kur von acht Monaten werde und drohten einstimmig mit dem Campagnemann, die Sache vor Gericht zu bringen, wenn sich die Herren Engländer nicht entschlössen, für die Kur noch andere fünfundzwanzig Zechinen und fünfzig spanische Piaster als Schmerzengeld zu bezahlen.

Der Onkel Kapitän richtete sich auf die Zehen empor vor Grimm und biß sich in den hohen Hemdkragen, indem er die äußersten Verwünschungen in englischer Sprache aber das Lumpenpack von Italienern ausstieß; Henry sah den Lord an und schwieg, nicht wissend, was er beginnen solle.

Nichts mehr, nichts mehr! schrie der Kapitän, keinen Bajocce mehr, packt Euch fort! Wollt Ihr uns ausziehn? Wollt Ihr bei hellem Tag den Banditen spielen?

Herr Engländer, versetzte ein Doktor, vortretend, wir sind nicht gekommen, Grobheiten von Ihnen anzuhören; wollen Sie bezahlen oder nicht?

Keinen Bajocce mehr, sag' ich.

Kommt, meine Herren, sprach der Doktor ganz ruhig, wir gehen augenblicklich vor's Governo und dann sollen diese Herren Engländer zusehen, was es kostet, wenn man in Rom ein Weib zu Boden reitet.

Damit gingen sie murrend fort. Henry in Verzweiflung sah den Vater an, dieser nickte, die Lady stotterte: Laßt Euch mit diesen Schurken in keinen Prozeß ein! und der Sohn schrie zur Thüre hinaus und rief sie zurück.

Wozu schildern wir diese Trauerscene, die dem Onkel Kapitän ein halb Dutzend Runzeln mehr in's Gesicht zog, die Desperation, mit der Henry zwischen Bezahlen und Nichtbezahlen, zwischen Furcht vor einem Prozeß und dem Unwillen über eine Ueberforderung schwebte; genug die Geldchatulle wurde abermals geöffnet, die verzweifelte Summe bezahlt und der Schein von den Aerzten unterschrieben.

Das ist mir genug, um ganz Rom zu verfluchen, rief der Kapitän; nein, ich will auch keine Stunde mehr hier seyn, ich gehe heut' noch nach Neapel. Zwanzig Zechinen und zwei Piaster, fünfundzwanzig Zechinen und fünfzig Piaster! nein, das ist unerhört, das ist das größte Banditenstück auf der Welt!

Henry war nicht geizig, und diese Geschichte wurde ihm bloß so übermäßig ärgerlich, weil er gewiß seyn konnte, daß der Onkel sie ihm zeitlebens vorwerfen werde. Er hatte ganz andern Kummer, andere Gedanken im Kopf, und begab sich voll Unruhe und Zerstreuung auf sein Zimmer.

Kaum befand er sich daselbst, als ihn die Schwester in seiner Einsamkeit störte. O! rief er aus, Rebecca, ich duld' es nicht länger so! Diese Camilla macht mich verzweifeln.

Und warum denn? fragte die Schwester.

Ich meine, ich könne nicht leben ohne sie, ich bete sie an, ihr Bild schwebt mir Tag und Nacht vor den Sinnen, ihr großes Römerauge, ihr feurig Angesicht, ihre herrliche Gestalt, ihre zauberische Stimme, ihr Gesang, und —

Das macht dich verzweifeln? Mich dünkt, ein Frauenzimmer von solchem Werthe sollte nur beglücken können.

Freilich, ach freilich sollte man das meinen! Aber ich bemerke mit Schaudern, es ist eine tiefe Kluft zwischen uns! Sie sagt, sie sey mir gut, aber diese Zärtlichkeit, die ich gegen sie fühle, wird nicht erwidert; statt daß ich sie in Thränen einer schwärmerischen Liebe, in Empfindung, in Wehmuth, in Melancholie sehe, plagt sie mich mit einer ausgelassenen Lustigkeit, beantwortet meine Liebesscrupel mit Scherzen, erlaubt sich gar, ihrer zu spotten, sagt mir Dinge, die ich unmöglich ohne Beeinträchtigung meines Selbstgefühls für Wahrheiten anerkennen kann, und ist so reizbar, so empfindlich, so streitsüchtig, daß ich's schon mit einer Vertheidigung bei ihr verderbe, ja, und daß ich's dir gestehe, liebe Schwester, was mich am meisten beunruhigt, sie spricht von Heirathen —

Ist es möglich? rief Rebecca, sie selbst, ohne Schaamröthe —

O an Schaamröthe ist nicht zu denken, sie sagt es lachend, und erlaubt mir keinen — keinen Kuß, wie sie sich ausdrückt, vor der Trauung!

Die Schwester lächelte, und ein halb vornehmer, halb sentimentaler Spott verbreitete sich von den blauen Augen bis

zu dem kleinen Munde, der gerade für die zwitschernde Sprache für yes und very well gemacht war.

O du bist glücklich, fuhr Henry fort, deine Liebe wird auf eben die ideale, geistige, zärtliche Weise von deinem Bräutigam erwidert — mit keinem Worte beleidigt er dein Zartgefühl, Ihr versteht Euch so schön, als Yorik und Elisa, während diese Römerin auch nicht einen Begriff von jenen süßen Schwärmereien der Seelenliebe hat, gleich als ob sie ohne alle Erziehung, als ob sie ein gemeines Alltagsgeschöpf wäre, während sie mich mit tausend Verstößen gegen meine Delikatesse, meine Liebe martert. Es ist unbegreiflich, Rebecca, wie ein so schönes, so junges, so talentvolles, geistreiches Mädchen so entsetzlich unsentimental, so unpoetisch seyn kann.

Diese gerechten Klagen unsers jungen, empfindsamen Britten über die Kälte seiner Angebeteten dauerten noch eine Zeitlang fort, bis er sich endlich anschickte, auszugehen. Nicht sobald war er auf den spanischen Platz gekommen, als er einen reichen, ihm wohlbekannten Landsmann, Sir William A...., ein kleines, unbedeutendes Figürchen, antraf.

Sie gingen eine Weile auf dem spanischen, oder vielmehr britannischen Platz auf und ab, und unterhielten sich über die köstliche Vögelsammlung, welche Sir William mit ungeheuern Kosten in Italien zusammengebracht, und Henry lud ihn zuletzt zur heutigen Abendgesellschaft. William entschuldigte sich, und sagte: Auf Ehre, mein Freund, es ist mir diesen Abend nicht möglich, ich hab' ein Rendez-vous.

Sie sind glücklich, Sir William, versetzte Henry, ich für meinen Theil muß bekennen, daß ich Mühe habe, mich mit einer Römerin zu verwickeln.

Mühe? antwortete Jener. Hier in Rom Mühe? Und für Sie, einen jungen reichen Fremden? Ist's Ihnen Ernst?

Und sind schon ein Jahr hier? Nein, fürwahr, haben Sie denn je eine Stadt in der Welt gesehen, wo die Liebeshändel so sehr Mode sind?

Ich wiederhole, daß ich das Gegentheil finde, daß die Römerinnen kalt und lieblos gegen den Fremden sind, und daß es überhaupt nicht wahr ist, wenn man behauptet, die Italienerinnen seyen die ersten Liebesheldinnen.

Ei so will ich Ihnen doch gleich das Gegentheil beweisen! Ich bin kaum eine Woche in Rom, so mache ich die Bekanntschaft einer jungen bildschönen Frau, einer wahren Grazie, einer anbetungswürdigen Blondine, die Sie für ein achtzehnjähriges Mädchen halten würden!

Sie machen mich begierig, Sir William!

Mit einem Wort, es vergeht seither kein Tag, daß ich ihre Gesellschaft nicht genieße, ja ich bin so viel als ihr unumschränkter Ehemann.

Und sie ist eine Frau, sagen Sie, eine Wittwe?

Gott bewahre! Haben Sie denn noch gar keine Kenntniß vom hiesigen Ton? Sie hat einen Mann, und dieser Mann selbst drückt ein Auge zu und öffnet den Beutel. Dieser Mann hat mir die Grazie völlig abgetreten. Die liebenswürdige Scaccietta will mir übermäßig wohl, opfert mir Alles auf, ich bin ihr einziger Gebieter, und sie reiste mit mir auf zwei Monate nach Neapel.

Ist es möglich?

Es ist gewiß! Ich führe sie in Gesellschaft, gehe mit Ihr auf's Land, nach Tivoli, Frascati, Albano; ich schwärmte mit ihr den ganzen Carneval durch, zu Fuß und zu Wagen, mit und ohne Maske, in Theatern, Festini, auf dem Corso; ich hab' ihr himmlisches Bildniß, ich habe mich für Sie malen, in Alabaster schneiden, selbst meine Büste für sie machen

lassen, und sie liebt mich so treu, so beständig, daß sie mir nach England folgt, wenn ich abreise.

Aber der Mann? —

Ei der Mann wird bezahlt! Dem Italiener ist Alles feil. Sie treffen nirgends mehr Hörner, als hier, und man trägt sie in Rom eigentlich zur Schau. Mit den Mädchen ist nichts zu beginnen, diese sind spröde wie Eis, aber haben sie erst die Trauung, so sind sie des Teufels.

Das wäre schlimm, versetzte Henry betrübt. Aber sind Sie denn gewiß, daß Sie der einzig Begünstigte sind!

So gewiß als die Sonne am Himmel steht!

Henry wollte weiter sprechen, als sein Begleiter plötzlich wie vom Donner gerührt stehen blieb und eine Schaar Gallinaci oder welscher Hühner anschaute, welche vorübergetrieben wurden. Was zum Henker ist das? rief er aus.

Nun, haben Sie noch nie einen Gallinaccio gesehen?

O verflucht, rief William, sich vor die Stirne schlagend, was hab' ich gethan?

Henry begriff ihn nicht, und zweifelte wirklich an seinem Verstand, als er den Hühnerhändler herbeirief, und fragte, was ein Stück koste. Der Mann forderte einige Paoli, und William brach in einen Strom von Verwünschungen über das vermaledeite italienische Volk aus.

Hören Sie, sagte er endlich, was mir widerfahren. Sie kennen meine Liebe zu den Vögeln, und wissen, wie ich die verschiedensten Arten zu sammeln suche. Nun kommt ein zerlumpter Lazarone in Neapel zu mir her, und zeigt mir einen höchst seltenen, kleinen afrikanischen Vogel. Ich bin außer mir vor Freude, und erhalte ihn, wiewohl für einen unmäßigen Preis. Des andern Tages kehrte der Lazzarone zurück, und bringt mir einen großen, wundersam gebildeten

Vogel, wie ich noch keinen gesehen, indem er ihn ebenfalls für eine afrikanische Gattung ausgibt. Das Thier scheint mir äußerst dumm zu seyn, und ich weigere mich, es zu kaufen. Der Lazzarone schreit und sagt: Ei jenes Vögelchen singt und lärmt, und dieser große Vogel denkt im Stillen. Neapolitanische Fratze, denk' ich, aber ich kauf' ihn doch um vier Louisd'ore, und bewahr' ihn als eine Seltenheit auf. Jetzt in diesem Augenblick seh' ich eine ganze Schaar solcher Bestien vorübertreiben, und der Hühnerhändler verlangt einige Paoli für's Stück!

Henry lachte über den geprellten Landsmann, und tröstete ihn mit der Erzählung seines kostspieligen Unglücks am Vestatempel. Als sie von einander gingen, sagte Henry: Nun, also heute Abend?

Warum nicht? aber reinen Mund!

Versteht sich; aber Sir William, hüten Sie sich, daß Sie keinen Gallinaccio mehr für etwas anders halten, als man's auf der Straße trifft!

Sie schieden, Henry nicht ohne Neid über das Liebesglück seines Freundes, und Sir William voll Wuth über die empfindliche Enttäuschung und die Bosheit des abgefeimten Neapolitaners.

III.

Der Abend kam, es waren einige Stunden vor Mitternacht, als ein Wagen nach dem andern vor dem Hause des Lord M... anrasselte, und sich nach und nach der halbe spanische Platz mit Karossen anfüllte. Der Vater selbst mit dem Sohne empfing die Gäste, meist vornehme Britten

und Brittinnen, unter denen wir bald unsern trefflichen Irländer an der Seite des Herrn Ironius erkennen, und sofort wurde man der Lady vorgestellt, welche an der Seite ihres jungfräulichen Augapfels saß, und diesmal durch eine ungeheure Masse falscher Locken und den allerbarocksten abenteuerlichsten Putz ihrem Gesicht etwas besonders Ledernes gegeben hatte, so daß Ironius zu dem Irländer hinflüsterte: Ich weiß nicht, Sir Thomas, warum, aber es ist gewiß, so oft ich das zähe, widrige, fade Gesicht dieser Lady sehe, so denk' ich immer unwillkürlich an das, was die Italiener Baccala, und die Deutschen Stockfisch nennen. Der Irländer gerieth in Verlegenheit, und half sich durch eine dumme Geberde.

Die Damen, welche erschienen, hatten auch nur einen Gesichtscharakter; ob sie hübsch oder häßlich waren, so trugen sie doch den Nationalstempel unverkennbar auf den Mund gedrückt, weßwegen Ironius oft sagte: Die Engländer haben alle einen Mund, Mann und Weib; daran sind sie sogleich zu erkennen! Er scheint von der Natur für die Sprache organisirt zu seyn, und kontrastirt schreiend gegen den Mund des Italieners, der für den Klang der reinsten Vokale geschaffen ist! Auch die hölzerne Form des Kopfes, die oft harte und vordrückende, ziegenartige Stirne, unter der ein Auge voll geistreichem modernem Wesen, oft raffinirt, oft naiv, oft hämisch liegt, sind charakteristische Zeichen für den Insulaner.

Jetzt aber trat eine Gesellschaft Italiener herein, und unter ihnen Camilla Mognaschi. Ihr Vater, ein robuster, schwarzbärtiger, großäugiger Römer, führte sie, und einige Paini oder Corsostutzer folgten, junge Herrchen voll Eleganz, blaß und schwächlich; eine schwarze Locke gegen's Auge hingekräuselt, gab ihnen ein gar schmächtiges Aussehen, und

ihre bewegliche Figur überhaupt bildete einen interessanten Gegensatz zu den englischen oder ägyptischen Osirisstatuen, von denen der Saal erfüllt war.

Unser Henry suchte sich so artig zu bücken, als er nur vermochte, und brachte Camillen zu seiner Mutter und Schwester, welche ihr eine höchst gnädige Verbeugung machten und sie baten, sich niederzulassen. Die Römerin, nach einigen höflichen Redensarten, worauf jene blos mit yes antworteten, nahm neben Miß Rebecca Platz, und Henry stellte sich in nicht unbedeutender Verlegenheit neben sie, nicht wissend, was er sprechen, wie er den Cavaliere servente, oder gar den Amante spielen solle.

Bemerken Sie auch einen Unterschied, flüsterte Ironius zu seinem Irländer, zwischen jenen beiden an Jahren ziemlich gleichen Damen? Miß Rebecca ist schön, ihre Farbe ist schneeweiß, und ihr Gesicht wahrhaft elfenbeinern, so fein und modern polirt, als nur möglich ist; zwischen dem Mäulchen und den studirten blauen Augen sitzt ein kleines, geistreiches schnippisches Näschen, ihr Haar ist röthlich und steht ihr gut, ihr Anzug einfach, und geeignet, den schlanken, langen, schwachen Bienenwuchs ihres Leibes zu zeigen; wie Alles geistig an ihr ist, so fehlt auch Busen und Hüfte, Nacken und Alles; ja man könnte sie mit einer Hand bequem umspannen. Sehen Sie dagegen die Römerin neben ihr! Wollte nicht die Natur eben das Gegentheil von jener zu Stande bringen, oder besser gesagt, scheint jene nicht die Arbeit einer trefflichen Kunstfabrik, einer neuen Erfindung, ein Sujet für ein Modejournal zu seyn, und diese das reine Geschöpf der Natur? Sehen Sie das Oval dieses Kopfes, diese kräftig und keck gezeichneten Züge, diese ausdrucksvollen, plastischen Formen, dieses warme gesättigte Colorit, dies üppige glänzende Haar,

dies unwiderstehliche, schwarze Auge! Welch' eine gedrängte, kräftige Fülle! Welch' eine entzückende Wellenlinie über die Schultern zu der Wölbung des Nackens hinunter, welch' ein Busen, welch' eine ausgebildete üppige Gestalt! Sehen Sie, dort bei der Brittin wollte die Kunst die Natur erreichen, polirte, schnitzelte, modellirte, aber umsonst! Sieht sie nicht gegen die Römerin aus wie eine brittannische Sandfläche gegen einen vollblühenden frascatanischen Lorbeerhain? Die Fabrik sucht die Natur sogar noch zu überbieten, daher das Geistreiche, Sentimentale, Gelehrte, Steife, Schnippische in jenem Gesicht, während hier nichts als die einfachsten Leidenschaften eines feurigen, gesunden Temperaments hervortreten. Jene Brittin, welche selbst nur, wie eine Dampfmaschine, das Werk einer genialen Erfindung zu seyn scheint, ist darum auch nur für die erfundene künstliche, nicht für die natürliche Liebe geeignet, während diese schlicht und einfach ihrem Instinkt folgt, und mit Leib und Seele zu dem hinreißt, wozu ein Weib geboren ist. Das ist ein Busen, um ein frisches kräftiges Kind zu nähren, das ist ein Mund zum Kusse, das ist ein Nacken zum Umschlingen! Erlauben Sie mir ein anderes Bild, so ist Miß Rebecca eine Modellfigur zum Studium der Anatomie, oder lieber eine bloße Drathpuppe zum Studium der Drapperie, und die Italienerin ist eine vollkommene Antike, oder lieber eine glühend lebendige Venus.

Das war freilich kein Gespräch für den Irländer, und Ironius sagte im Ernst das Alles auch nur für den Leser.

Unterdessen hatte sich eine Schaar Engländer um den Onkel gesammelt, über die er alle gleich einem Obeliskus emporragte. Man beklagte sich, wie gewöhnlich, über das Ungemach einer Reise durch Italien, und Einer erzählte, daß er sich lange in Tivoli aufgehalten. Weil ihm nun der

Tempel der Sibylle, der so malerisch auf dem Felsen am Abgrund der niederdonnernden Fluthen steht, besonders gefallen, so hab' er getrachtet, ihn in seine Gewalt zu bringen, ihn zu kaufen, abtragen und nach England schiffen zu lassen. Mit einer horrenden Summe hab' er endlich den Tempel überkommen, allein denke man sich die italienische Spitzbüberei, der tiburtinische Senat erklärte, daß er allerdings sein sey, aber daß er auf dem Platze stehen bleiben müsse, wo er seit alten Römerzeiten gestanden.

Ironius mischte sich ebenfalls unter sie, und Einer sprach: Man muß nur verstehen, in Italien zu reisen, dann ist's leicht, und man kommt billig durch. Ich zahle jedesmal nur die Hälfte dessen, was gefordert wird, und dieser Rath eines erfahrnen Freundes hat mir schon viel genützt. So will ich unlängst von der Peterskirche nach Hause fahren, und der Kutscher verlangt unverschämter Weise zwei Zechinen!

Ein allgemeines Murren entstand, man verwunderte sich über die Maßen, und der Erzählende fuhr fort: Aber bekannt mit der Art, wie man solche Schelmen behandeln muß, biet' ich die Hälfte, und komme so um zwei Piaster nach Hause. Es will Ortskenntniß, es will Erfahrung und Gewandtheit, dann ist man außer Sorgen.

Nun gut, dachte Ironius, du hast noch tüchtig als Engländer bezahlt, du bist der Mann, um einen Italiener zu behandeln! Trotz dem, daß du die Hälfte bezahltest, hast du noch zehnmal mehr geben müssen, als der Brauch unter andern Christen ist!

Inzwischen standen die römischen Stutzer beisammen, im Gespräch mit einigen Franzosen. Da hörte man denn: Wie gefällt Ihnen die neue rossinische Oper? Ah die Mathilde von Shabran ist eine Musik von solcher Herrlichkeit, von solcher

hinreißenden Schönheit, daß ich sie dem Moses, der Semiramis, dem Barbier von Sevilla gleichstelle! Und welche Partieen für die Prima Donna, den Engel, unsere unsterbliche, göttliche Boccabadati! Ah, welche Gänge, welche Triller, wahrlich zum Verschmachten süß und herrlich! Wie einzig ist das bekannte so sehr applaudirte — — Dabei wurde eine Melodie ganz leise angegeben. — Bei'm Himmel, Rossini ist der erste Compositeur der Welt! — Ein Anderer brachte den unsterblichen Sgricci auf. Haben Sie ihn gehört? Er hat in Arezzo eine Akademie gegeben, und eine Tragödie improvisirt. Sie glückte unsäglich, das Florentinerblatt ist voll von ihm, und Italien nennt ihn sein erhabenstes Dichtergenie! Welche Begeisterung, welch' ein Schwung! welche Darstellung der Leidenschaften, welche unschätzbare Reden und Sentenzen! Er hält den klassischen Styl von Alfieri fest! — Ein Dritter: Haben Sie Rosa Taddei schon gehört? Sie hat im Carneval mehrere Akademien gegeben, und zu Harfenbegleitung improvisirt, zwar keine Tragödien, aber doch Ottaven und Anakreontika, zum Theil auch sehr schwierige Themen. Ich gab auf: Wer war tugendhafter, Regulus oder Cato? und sie führte das Thema, das durch's Loos getroffen wurde, wirklich vortrefflich zu Gunsten des Erstern aus. — Ein Vierter: Die letzte Musikunterhaltung in der Philharmonika war göttlich! Rossini's Zelmira konnte nicht besser von Dilettanten aufgeführt werden! Welche Stimme hat doch die Prima Donna! und der erste Baß! Dann sprach man weiter vom Caffee Ruspoli, vom Corsofahren, von den bald zu erwartenden Feuerwerken und Nachtbeleuchtungen im Mausoleum des Augustus; von den Dichtern Monti, Parini, Ugo Foscolo, Pindemonti, Passaroni, Manzoni, Nicolini und von den Schauspielern im Valle.

Die Britten, unter denen Ironius stand, unterhielten sich jetzt über den Carneval. Wie gefällt es Ihnen? fragte einer den Irländer. — Ich hab' ihn noch nicht gesehen, antwortete er, aber er wird schön seyn, sehr schön, außerordentlich schön! Einer erzählte, daß er jeden Tag wenigstens drei, vier Scudi für Confetti ausgegeben, und Ironius ergriff das Wort und sagte: Der römische Carneval wäre ein armseliges Vergnügen ohne die Fremden, und besonders ohne Ihre vortreffliche Nation. Die Römer sind arm, und werfen höchstens einige Paule für Confetti hinaus, der Engländer schüttet Körbe über die Menge her, läßt hageln und stürmen, sitzt wie ein Gott in seiner Karosse, die eine Hand in einer Wanne voll Zucker, und die andere mit der Lorgnette am Auge! Ja sie sind eigentlich die Herren des Carnevals! Ihre Damen sind die Ersten! Sie sind's, die einen Scudo für Blumensträuße ausgeben und ihren Landsmänninnen zuwerfen! Sie verstehen dieses Fest so gut, betragen sich so carnevalsmäßig, sind so geistreich, so witzig, ohne den Ernst und die Würde ihrer Nation zu verlieren, daß man sie auch trotz der Maske kennt, daß es gleichsam unmöglich für sie ist, sich zu verstecken. So erinnere ich mich z. B. diesen Herrn im Festino gesehen zu haben; er ging als Türke kostümirt, und wiewohl er über und über in den kostspielichsten Putz gehüllt war, wiewohl ihn hundert italienische Arlecchine, Bajacci, Pulcinelle, Doctoren und Grafen anredeten, ohne daß er auch nur eine Antwort gab, wette ich doch, daß er es gewesen.

Aber suchen wir die Hauptpersonen auf, unsern guten Henry und seine Römerin. Sie saßen neben einander, und der verliebte Britte konnte sich nicht satt an dem glutathmenden Geschöpf sehen, mit dem er doch eben nicht recht

sprechen konnte. Sie sind wieder sehr melancholisch, Sir Henry, sagte Camilla! In der That man sollte glauben, Sie wären so alt und ehrwürdig als das Colosseum!

Wer auch nur immer heitern Humors seyn kann! entgegnete der Engländer. Camilla —

Ei die Jugend! Ich für meine Person, warum sollt' ich's nicht sagen, habe wenig trübe Stunden, und wenn mich dies oder jenes auch ein wenig in Wuth bringt, so kühl' ich mir das Müthchen, und singe mich aus, und bin wieder wie zuvor.

Camilla — hören Sie —

Oefters kommt Herr Luigi, der so einzig Klavier spielt, und wir machen einige Sonaten zusammen, oder er begleitet mich auch wohl zum Gesang.

Camilla, Sie hören nicht —

Und welch' ein himmlisch Vergnügen, einen Gesang aus Tasso oder Ariost zu rezitiren —

Aber, Camilla, aber, liebe Camilla, Sie bringen mich zur Verzweiflung. Versprechen Sie mir eines, nur eines —

Und was soll ich Ihnen denn versprechen? Wissen Sie, was ich Ihnen versprechen will? Ich schwöre Ihnen, nichts von alle dem auszusagen, was die vielen Herren hier englisch reden.

Die Schwermuth drückt mich nieder —

Reiten Sie spazieren!

Ich bin so allein! —

Suchen Sie Gesellschaft!

Ich ennuyre mich! —

So gehen Sie auf's Land!

Dann bin ich Ihnen fern, schöne Camilla!

Was liegt daran? Wenn Sie sich doch immer mit Grillen plagen!

Sie sind so kalt, so unzärtlich, so fühllos —

Im Gegentheil, Sir Henry, der Vater schilt mich täglich, daß ich zu sensibel sey, und nennt mich einen unerträglichen Hitzkopf! —

Ein liebend Herz könnte mich selig machen.

So heirathen Sie!

Aber wen? —

Ein Frauenzimmer!

Camilla, Sie sind grausam! Und wenn ich nicht überzeugt bin, daß ich geliebt werde; wie dann?

So heirathen Sie ohne Liebe!

Und das sagen Sie mir? —

Nun, so heirathen Sie gar nicht —

Camilla, ist's Ihr Ernst? —

Signor Enrico, Sie machen mich lachen, indem Sie mich zwingen, zu sagen, so heirathen Sie eine Andere! Es gibt so viele schöne, geistreiche junge Mädchen in der Welt, so viele hübsche, liebenswürdige Männer —

Das letztere hörte Miß Rebecca und sah die Mutter kopfschüttelnd an. In diesem Augenblicke kam der Lord und bat Camillen, an's Klavier zu treten. Sie erhob sich, Henry folgte, und Rebecca konnte sich Luft machen! Guter Himmel, sagte sie, welche Lebensart! welche feine Weltsitte! Spricht von — nein, Mutter, es ist zu schrecklich! — spricht von Heirathen, ohne nur ein Bischen roth zu werden! O wie ist Henry doch so blind! Es ist ja eine Qual, neben ihr zu sitzen! Jeden Augenblick ein Wort, worüber man sich für sie zu schämen hat.

Henry war der Verzweiflung nahe, und wer dächte auch

warum? Er wollte, daß sich Camilla durchaus nicht hören lasse, es war ihm im Innersten zuwider, es schien ihm unweiblich, unwürdig zu seyn, oder lieber, er hatte nun einmal die Grille!

Aber wie es verhindern? Wie nur mit Camilla sprechen? Schon hatte sich Einer der Römer an's Klavier gesetzt, und blätterte in den Noten; Henry trat außer sich zu Camillen hin, und sagte so leise, als nur möglich, aber mit dem Ausdruck eines Verzweifelten: Camilla, ich beschwöre Sie, wenn Ihnen meine Liebe etwas gilt, singen Sie nicht, singen Sie nicht! Stellen Sie sich unwohl!

Die Römerin sah ihn an, wie man Einen betrachtet, den man für verrückt halten möchte. Sie griff in aller Ruhe nach dem Notenblatte, und setzte sich in Bereitschaft zu singen. Alles hatte sich jetzt um sie her versammelt, und sah die schöne Gestalt, den edlen Kopf an, dessen großen Charakterzügen, dessen lebensfrohem, muthigen Geiste die Nachtbeleuchtung einen höchst reizenden Ausdruck gab! Henry konnte nicht weiter in sie dringen, er mußte es zulassen; er stampfte im Grimm auf den Boden, er verfluchte diesen Augenblick, und war entrüstet auf Camillen.

Aber die präludirenden Töne klangen, und sie hub an mit einem Affekt, mit einer Empfindung, mit einer Wahrheit und Kraft zu singen, daß ihr ganzes Wesen verändert wurde, daß ihr großes Strahlenauge bald in Zärtlichkeit verschmachten, bald in Flammen einer Begeisterten ausbrechen wollte, daß ihr Busen wild aufathmete und jede Bewegung nur Leidenschaft zu verrathen schien.

Es saß neben der Lady M... eine ältliche Brittin, bei deren Gesicht man gar nichts denken konnte, war sie dumm oder geistreich, gut oder bös, stolz oder demüthig, roh oder

gebildet, das konnte man nicht in der ganz und gar ausdruckslosen Physiognomie lesen; worüber man allein Gewißheit hatte, das war ihre Häßlichkeit und ihr rothes Haar. Zu dieser sprach die Lady: diese Italienerin wäre schön? Welch' ein grobes, derbes Gesicht! welche große, breite Nase! welche stiere, freche Augen!

Sie haben Recht, Mylady, erwiederte die Rothbehaarte, Alles nach grobem Schnitt, Gesicht, Haar, Figur und Kleidung. Sehen Sie Ihre liebenswürdige Rebecca an, scheint sie nicht fast ein übersinnliches Wesen gegen jene zu seyn? Und die Römerin wäre gut gewachsen? Aber stille, man hört uns!

Welch' ein plumper Wuchs! fuhr die Lady fort. Rebecca ist eine Lilie dagegen. Welch' ein dicker Oberleib! Wie ist sie weit um die Hüften! Welches struppige, unfeine Haar!

Und ihre Geberden, Mylady, wie affektirt, wie ausgelassen!

Und ihre Kleidung; recht wie eine Türkin! Ein rothes Barret in den Haaren!

Wie sie mit ihrem Nacken prahlt, der doch gar nichts zartes und schönes hat! Und dieser Gesang!

Affektirt, affektirt! — aber stille!

Der Eindruck bei den übrigen Gästen war höchst verschieden. So gewiß ist es, daß man nicht vernünftig thut, nach Anderer Urtheil zu fragen, indem uns nur höchst selten die Sache selbst, meist nur die Eigenthümlichkeit der Person daraus klar wird, welche urtheilt. Der Onkel flüsterte, sich von seiner Höhe zu einem Landsmann neben ihm herabbükkend: Italienische Schnörkel, Uebertreibung, Karikatur! — Die römischen Stutzer stießen ein schmachtendes Bene! und

Bravo! nach dem andern aus, und meinten, daß Boccabadati im Balle nicht mit mehr Empfindung singe, und der Irländer sagte, indem er eine Prise in seine große Kupfernase schob: Schön, ganz schön, außerordentlich schön! Henry stand auf glühenden Kohlen, und verging fast vor Wuth.

Camilla endete, und ein gewaltiger Applaus erfolgte von großbrittanischen und römischen Händen. Der Lord sagte ihr höchst schmeichelhafte Dinge, wie er ihr denn überhaupt wohlwollte und sie gern als seine Schwiegertochter gesehen hätte, wenn die grämliche Lady, welche ihn stark unter dem Pantoffel hielt, ihr nicht so abgeneigt gewesen wäre.

Henry wollte der Sängerin etwas sagen, der Unmuth wollt' ihm den Busen sprengen, aber er fand sich so umgeben von Italienern, Franzosen und Engländern, welche ihr huldigten, daß nicht daran zu denken war, so daß nur seine Eifersucht noch erregt wurde.

Man schlürfte Thee, man theilte sich wieder in kleinere Kreise, und in der Gruppe, die sich um die Lady und ihr Engelskind versammelte, beschloß man, morgen die Peterskuppel zu ersteigen.

Henry sah Camillen im ununterbrochenen Gespräche mit ihren Römern, und war umsonst bemüht, ein heimliches Wort an sie zu richten, und weil er lieber gar nichts sagen wollte, als etwas alltägliches, so schwieg er, stellte sich neben sie, glaubte angeredet zu werden, aber umsonst; die Römerin plauderte und lachte, scherzte und ließ sich huldigen, und verließ den Saal mit einer vornehmen Verbeugung gegen Henry.

Ich hätt' es nicht länger ausgehalten, sagte sie im Wagen zu ihrem Vater; noch sausen mir die Ohren von dem ewigen eintönigen Zwitschern, und dem entsetzlichen "what, what, what!"

Schleichen wir uns nun auch mit unser'm Irländer und Ironius aus dieser Gesellschaft, in der wir uns ohne das Bild der jungen Mognaschi sicher gelangweilt hätten, und gehen wir mit Jenem um Mitternacht nach Hause, wo ihn die hübsche Plebejerin mit einem Licht erwartete.

Dem alten Herrn schien es aber gar nicht von Natur gegeben zu seyn, mit Mädchen umgehen zu können; er wußte nicht, was er sprechen sollte, besonders da er im Italienischen noch keine große Fortschritte gemacht hatte. Er wußte nichts anders zu thun, als mit den kleinen Aeuglein zu blinzeln, und zu sagen: Ihr seyd doch gar hüsch, recht hübsch, außerordentlich hübsch!

Die Minente machte sich nicht wenig lustig über ihn und ließ ihn sodann allein. Sir Thomas holte ein Fläschchen Est Est aus dem Schranke, setzte sich auf das Sopha, und sagte zu sich selbst: Morgen will ich weiter gehen, morgen will ich's probiren, ich will seh'n, daß ich sie morgen ein wenig um's Kinn streicheln kann.

Schon wankte sein Haupt in Schlaftrunkenheit, als er einen Mandolinenklang auf der Straße hörte. Er öffnete das Fenster und schaute hinaus. Es war ein junger Bursche in trasteverinischer Tracht, der ein Liedchen abklimperte; aber zugleich bemerkte er, daß Rosa zum Fenster hinaussah.

Wäre das vielleicht ihr Liebhaber? dachte der Inländer. Indem schlug Rosa das Fenster zu, und in Kurzem hört' er an seine Thüre klopfen. Es war die Plebejerin. Ist das Euer Liebster, rief der Irländer schmunzelnd, der Mandolinspieler drunten? — Ei behüte Gott! antwortete sie, das ist ein junger Mensch, der den Fremden in Rom zuweilen ein Ständchen bringt! Es ist so Sitte hier, und die Herren Engländer geben ihm immer einen Scudo.

Einen Scudo? rief Sir Thomas; und mir das Ständchen?

Ei, gewiß! fragt ihn nur selbst. Er ist der beste Spieler in Rom.

Nun, weil Ihr so wollt, so soll er einen haben; aber nur Euch zu Liebe, versteht Ihr? Bringt ihm die Piaster und sagt, daß ich nicht musikalisch sey und daß ich ihn nicht mehr hören wolle.

Die Minente nahm den Scudo und lief davon. Thomas war aber doch neugierig, schaute zum Fenster hinaus und bemerkte, daß die Beiden etwas lange zusammen sprachen.

Er schöpfte Verdacht, und nicht mit Unrecht. Was zum Teufel, rief er hinab, flüstert Ihr Euch in's Ohr?

O lieber Herr Engländer, antwortete das Mädchen, er sagt, daß Ihr ihm zu wenig gegeben und daß er immer funfzehn Paul bekommen. Ihr werdet doch nicht schmutzig seyn —

Thomas griff abermals nach dem Beutel, nahm einen andern halben Scudo, wickelte ihn ein und warf ihn hinab. Aber jetzt ist's richtig, rief er, gute Nacht! und schlug das Fenster zu.

Der Mandolinspieler aber nahm vom Liebchen lachend Abschied, sah zu Thomas Fenster hinauf, drückte sich den Finger an's Auge und rief: Gute Nacht, Engländer! du mußt mit meinem Mädchen nicht scherzen wollen!

IV.

Früh morgens finden wir unsere reizende Mognaschi allein auf der Straße, die nach der Kirche Trinita di Monti

führt. Zur Messe; nun doch, so sagte sie zu Hause, und man sieht es gerne, wenn die Kinder fromm sind. Aber wer traut einer sechszehnjährigen Römerin?

Genug, sie trat in die schöne Kirche, deren weiße Thürmchen auf dem sonnigen Hügel des Pincio über die ganze Stadt wegschauen, und kniete in der Dämmerung des Hauses nieder. Aber sie schielte doch ein wenig auf die Seite; vielleicht weil sie Volterra's berühmtes Fresco oder irgend eine andere Malerei suchte? Doch nein! sie sieht einen Jüngling von schönem Wuchs und ächt italienischem Kopf, schwarzen Augen und schwarzen Haaren, der in einer Seitenkapelle steht und nur auf sie zu warten scheint.

Er verwendet keinen Blick von ihr, so lange die Messe währt. Camilla erhebt sich jetzt und tritt aus der Kirche, der schöne Jüngling folgt und erreicht sie auf der Treppe, von der herab ganz Rom zu übersehen ist; sie hebt einen Finger in die Höhe, indem sie ihn anblickt. Er versteht; ein Uhr. Sie hält die flache Hand an die Schläfe; ein Uhr in der Nacht oder eine Stunde nach Sonnenuntergang. Sie geht die spanische Treppe hinunter und das Rendezvous ist gegeben. Glück zu, Sir Henry!

Begeben wir uns jetzt denn in's Haus des Lord M..., wo man gegen Mittag große Vorbereitungen macht, um die Peterskuppel heute noch zu ersteigen. Die ganze Familie des Lords, bis auf die kleinen Kinderchen, sollten hinauf geschafft werden, ja, er selbst mußte der Lady gehorchen und die merkwürdige Tour zu unternehmen versprechen. Ironius ging voraus, um, wie er sagte, die Custodi und Ciceroni zu rufen, damit Alles schnell vor sich gehe. Der Onkel Kapitän sagte zwar: Dieser St. Peter, was ist er? schlechte, effectlose Architektur, die Stümperei ganzer Jahrhunderte; die Pyra-

miden Aegyptens gewähren andere Höhen und Größen! Aber weder diese Geringschätzung, noch die steifen Knie konnten ihn retten, auch er mußte zusagen. Der Irländer that's, um den Schutzheiligen Roms einen Devotionsbeweis zu geben, und die rothbehaarte Brittin von gestern, so wie einige Andere, worunter sich eine mit himmelblauen Aeuglein, scharlachrother Nase und blauer Brille befand, gingen hinauf, damit sie ungelogen sagen könnten, sie seyen oben gewesen. Freilich wäre jene Lüge vielleicht keine so große Sünde gewesen, als eine solche Luftreise, denn es ist ja doch gar zu arg für unsereinen! Höre man nur, was ihnen einfiel.

Alles hatte sich im Hause des Lords versammelt, wohl an die zwanzig Personen. Da kam der Lady in den Sinn, ob es nicht etwa ein ganz erhabener, origineller Gedanke, ein wahrhaft überschwänglicher Genuß wäre, wenn man in dem Knopf der Peterskuppel, der bekanntlich sechszehn Menschen faßt, einen Thee tränke. Diese Idee fand ungemessenen Beifall in der Versammlung, besonders bei den Damen, vorzüglich bei unserer Miß Rebecca. Das muß ein Vergnügen seyn! rief's hier; daran hat gewiß noch keine Menschenseele gedacht! ertönt es dort; Henry schrie: Vergessen Sie nicht, über ganz Rom, in den Lüften, in einem Knopf, an einem Plätzchen, das man Tagereisen weit sieht, das nach den ägyptischen Pyramiden das höchste ist, was Menschenhände gebaut, wo von allen Nationen des Erdballs nur wenige Glückliche hinkommen, einen Thee zu schlürfen! Und Sir Thomas fand den Gedanken hübsch, sehr hübsch, außerordentlich hübsch.

Man nahm also das Theegeräthe zusammen, setzte sich zu Wagen und rollte die Via Condotti hinab. Natürlich steckte im Sacke jedes Engländers Fea's oder Vasi's, oder

Nibby's römischer Wegweiser, und Fräulein Rebecca, so wie die rothnasigte und rothhaarige Landsmännin hatten ebenfalls ein Buch in der Hand und studirten unterwegs. Der Lord wollte bei der großen Hitze einschlafen; der Onkel schmähte über die engen Gassen und der Irländer nahm den Hut vor jedem Madonnenbilde, jedem Kreuze ab und schielte nach jeder Tafel, wo ein trefflicher Orvieto- oder Gravatinowein angezeigt war.

So erreichte man den Petersplatz und stieg an der Treppe aus. Dieser Peter! brummte der Kapitän vor sich hin, und dennoch war die ganze britannische Gesellschaft zusammt den Karossen, und trotz der oft gerühmten Länge des mißlaunigen Onkels, nur ein schwarzer Punkt auf dem ungeheuern Raum des Platzes, vor den Säulen dieses Tempels der Christenheit! Als sie in das Innere der Kirche eintraten, wurden sie von Herrn Ironius mit der Nachricht empfangen, daß Alles für ihre Reise bereit sey, und man machte sich unverzüglich auf den Weg, nachdem Sir Thomas voll Demuth dem Bilde des heiligen Petrus den Fuß geküßt.

An der Thür wurden sie sogleich von dem Pförtner angesprochen, welcher — Ironius konnte sich kaum ernsthaft erhalten — einen Scudo verlangte. Der Onkel war entrüstet; man gab jedoch blos die Hälfte, oder zehnmal so viel, als Andere geben. Sofort stand der erste Custode vor ihnen. Ironius blieb hinter Allen zurück. So ging's denn allmälig empor. Henry führte Mutter und Schwester, ein Anderer den Lord, Ironius den armen Sir Thomas, der jeden Augenblick stille stand, um sich den Schweiß von der Rubinstirne abzutrocknen. Ironius fand aber kein Ende, den St. Peter zu loben, und der Irländer keuchte: Schön, ja, sehr schön — außer — ordentlich — schön!

Endlich, nach vielen Stoßseufzern des Lords, des Onkels und des frommen Thomas, und unter manchem geheimen Gebet der Lady gelangte man auf die Plattform, wo sich unter den kleinen Kuppeln und Häusern umher, auf dem Platze die furchtbare große Kuppel des Michel Angelo erhebt. Wenig hätte gefehlt, daß auch der Kapitän diese erschreckliche Höhe bewundert hätte, wenn er an die gränzenlose Mühseligkeit der weitern Luftreise dachte; aber er überwand, trotz alles Widerstrebens der steifen Kniee. Der Lord und Thomas, seine materiellen Gegensätze, schwammen in Schweiß, die Lady keuchte, sich auf die Schulter Henry's lehnend, von der rothen Nase der Blauäugigen träuft' es ebenfalls und Ironius sorgte für Sessel und Sonnenschirme. Als man nach und nach wieder zu Athem gekommen war, setzte freilich der erste hervortretende Custode die Gesellschaft abermals außer Athem, indem er zwei Scudi für's Heraufführen verlangte. Dem System getreu, gab man ihm abermals nach langem Streitreden nur die Hälfte, und der Kapitän, an den unglücklicherweise das Zahlen kam, zog sogar von dem Scudo noch einige Bajocci ab. Hierauf erklärte Ironius die architektonischen Merkwürdigkeiten dieses erhabenen Orts und bemerkte, daß man hier unter diesen Kuppeln, Häusern und Riesenstatuen, gleichsam in einer Stadt sey. Die Gesellschaft las in den Büchern nach, ohne das Geringste anzusehen, ohne nur auf den tiefen Platz hinabzublicken, und man machte sich abermals auf den Weg, nachdem man für jeden Sessel einen Paul gezahlt. Nun erschien ein zweiter Custode und führte weiter. Der Lord protestirte mitzugehen, und bat, man solle ihn doch unten lassen, aber ein grimmiger Blick, einige „what, what, what!" (wie Camilla sagte,) und die gefährlichsten, hölzernsten Runzeln im Gesicht der Lady, brachten ihn

bald auf andere Gedanken. Zwei junge Britten hatten übrigens an ihm zu schleppen. Dürften wir uns die kräftige Sprache Ariost's erlauben, so sagten wir: Ströme von irischem, britannischem, schottischem, weiblichem, männlichem Schweiß, flossen gleich Waldströmen die Treppen St. Peters hinab, und die haushohen Fontänen auf dem Platze schienen ihre prasselnden Wasser nur von ihm zu beziehen; aber es könnte übertrieben aussehen und wir sprechen nur von den Seufzern des armen Lords, der dem Irländer oft zurief: „How do you do, Sir Thomas?" worauf dieser schnaufend und sich abtrocknend antwortete: „Very well, thank God!"

So erreichte man die erste Gallerie, wo der Custode Abschied nahm, einen Scudo forderte, die Hälfte erhielt, und ein Dritter die Thüre aufschloß, welche auf den Kreis in der Kuppel hinausführt und den Blick über das riesenhafte Gewölbe und die Tiefe der Kirche erlaubt. Man schritt auf der Gallerie umher, man lief einmal herum, und Keiner wurde auf den Onkel Kapitän aufmerksam, der ihnen hier zum besten Maßstab der Größe hätte dienen können. Denn wiewohl er seines Gleichen unter zwei- und vierfüßigen Geschöpfen nicht hatte, wir meinen, rücksichtlich der Länge, so sah er doch nur wie ein ganz kleiner Zahnstocher aus, wenn er jenseits der Kuppelwölbung, also in einer Entfernung von hundert und dreißig Fuß stand, und die Evangelisten und Apostel, deren gewaltige und Mosaikbilder in dieser schwindelerregenden Höhe schweben, hätten ihn in den Mund schieben können, wenigstens in den Fastenzeiten, wo ein katholischer Apostel doch magro speisen müßte. Diesen trefflichen Maaßstab hätten sie um so mehr benutzen sollen, als man nur durch Vergleichung der Verhältnisse die Größe dieses Gebäudes herausbringen kann, das eben so klein scheint, weil Alles

groß darin, ja unter den Buchstaben der Inschrift an der Kuppel das I so groß ist, als der Onkel Kapitän zusammt dem Hütchen. Aber es stand nichts vom Onkel in Vasi's Wegweiser, und so bemerkten sie's auch nicht; nur Ironius lachte darüber in die Faust, besonders da sie an der Thüre abermals einen halben Scudo entrichten mußten.

Jetzt weiter empor; ein vierter Custode führte zur zweiten und letzten Gallerie, forderte seine Bezahlung, und trat sie an einen Fünften ab, welcher die Thüre aufschloß. Wen ergriffe nicht ein heiliger Schauder, wenn er hier gegen vierhundert Fuß in die duftige Tiefe dieser Kirche wie in eine Welt hinunterschaut, wenn er von den glänzenden, heitern Kreisen dieser Kuppel, die als ein Pantheon von vierhundert und vierzehn Schuh Durchmesser in den Lüften schwebt, zu dem Baldachin des Hauptaltares hinabblickt, dessen Kreuz die Höhe des größten römischen Palastes, des farnesianischen, hat, und dessen Säulen doch nur so groß wie der Onkel Kapitän scheinen; wenn man die Menschen in der Tiefe betrachtet, welche so klein sind, daß sie die Rothnasigte und die Rothhaarigte, ja sogar das Engelskind Miß Rebecca nicht ohne Brille sehen konnte; wo aller Unterschied zwischen der Körpermasse des Irländers und der Magerkeit des Onkels aufgehört hätten, und die menschlichen Wesen in der That so unbedeutend erschienen, als dieser stolze Beobachter der Welt sie nur ansehen konnte. Aber von all' diesen Vergleichungen stand ebenfalls nichts in den Büchern, und so ging man denn fort, zahlte dem fünften Custode, nahm den sechsten, während Ironius vor Lachen zerplatzen wollte und dem Onkel, der über die Geldverschwendung in diesem Gebäude schimpfte, die Bemerkung machte, daß das Geld dahin gesteckt worden sey, welches man den Fremden abgenommen habe. Aber

jener wurde nach und nach untröstlich, wenn er die Summe überrechnete, die man schon gespendet, die man noch spenden müsse, wenn er an den Lohn für die Männer dachte, welche die Kinder, welche das Theegeräthe herauftrugen, wenn ihm das Knie versagte, wenn er in den engen und niedern Gängen mit dem Kopf an die Decke stieß!

Endlich, „thank God!" riefen Alle, endlich kam man zum Kranze auf der Kuppel, von wo aus man im Freien den ganzen Umfang des gigantischen Baues, seine Kuppelchen, sein Dach, seine Statuen, und den weiten Platz und die ungeheuern Halbkreise des Säulenganges, wo man das nachbarliche Labyrinth des Vatikanes, dieses Wunderbaues von mehr als zwanzig Höfen und dreizehntausend Zimmern und und Sälen, wo man ganz Rom, die Campagna, die Berge der Sabiner, Aequer, Volsker und Latiner, und einen sonnenbeglänzten Streifen vom Meere zugleich überblickt.

Diese in der Welt so einzige Aussicht hätte man nicht genießen können, weil sie nicht im römischen Wegweiser beschrieben ist, wenn Ironius nicht den Cicerone gespielt hätte. Er nannte die besonders hervorragenden Hügel, Paläste, Ruinen, Säulen und Obelisken, sogar die Dörfer und Städte im Gebirge der Albaner und Sabiner, und einige fleißige Reisende schrieben's auf, versteht sich, ohne etwas anzusehen. Sessel für die Damen hatte man nachgeschleppt. Der sechste Custode mußte jetzt bezahlt werden, und der siebente kam.

Schon zog ein Gewitter vom Monte Cavo herüber, aber man achtete wenig darauf, die Hälfte der Gesellschaft hatte auszuruhen, die andere war in Gedanken mit dem Thee beschäftigt. Nur unser sentimentales Geschwisterpaar stand in schwärmerischen Gedanken am Geländer, und sah hinab auf das große, schon von Wolken beschattete Rom; Miß Rebecca

dachte an den fernen, so bald, so sehnsüchtig erwarteten Geliebten, und Henry blickte gegen die weißen Thürme von Trinita di Monti hinüber, in deren Nähe seine spröde, grausame, launige, wilde Angebetete wohnte, und stellte sich die Glückseligkeit vor, die ihm blühe, wenn er den Starrsinn des muthwilligen Kindes besiegt, wenn er es zu seinem Weibe gemacht habe und mit ihm nach England zurückgehen könne! Ein heftiger Gewitterwind blies um ihn, so daß man recht eigentlich sagen konnte, er sprach in den Wind!

Da schrie die Lady auf: Um Gotteswillen, was — was — Alles lief hinzu, in der Besorgniß, daß Jemand hinabgestürzt wäre. Aber man erfuhr bald, daß zwar alles Theegeräthe, Zucker und Gewürz da sey, aber leider die Theebüchse fehle. Das war ein Donnerschlag für die Gesellschaft, und man sah einander betroffen an.

Einige riethen, dem Gedanken zu entsagen, besonders da sich die Berge schon umhüllten, und das Gewitter allmählig über die Campagna heranzog. Aber die Lady beharrte darauf, die Tochter unterstützte, und es wurde der arme Henry kommandirt, Thee anzuschaffen. Wie das anzufangen? Römischen wollte man nicht trinken, einen Bedienten konnte man nicht nach Hause schicken, weil die Theebüchse in einer Commode unter vielen Kostbarkeiten lag, und so mußte der gute Sohn denn sich aufmachen, sich die Treppen hinab zu Tod ärgern, abermals ein halb Dutzend Custodi bezahlen, sich in den Wagen setzen, und den Weg von drei Miglien nach dem spanischen Platz hinrollen.

Als die Kuppel vor seinen Augen über die Facade hervorstieg, sah er zum Kranz hinauf, bemerkte aber niemand oben; es war zu hoch, zu fern; die Britten schienen sammt dem Theegeräthe gen Himmel gefahren zu seyn. Wir lassen

ihn mißmuthig, wie er war, forteilen, und fliegen auf die Peterskuppel hinauf, ohne daß es uns auch mehr, als einige Federzüge kostet, und zwar nicht mit Flügeln, sondern mit Gänsekielen. Das hat auch der ärmste Poet vor dem reichsten reisenden Lord voraus.

Wir treffen unsere Gesellschaft in nicht geringer Furcht vor dem Donnerwetter, das sich schon mit drohenden Schlägen vernehmbar machte. Obenerwähnter Dichter des Orlando würde vielleicht in ihm nichts als die aufgestiegenen brittischen Dünste und Flüssigkeiten entdecken, aber wir begnügen uns, zu erzählen, daß es kam, ja daß es unserer Gesellschaft theuer zu stehen kam.

Während unsere Engländer so in ihrer Vögelsprache in den Lüften zwitscherten, nahm die schöne Rebecca ein rothsammtnes Büchelchen heraus, ein Schreibzeug, und schickte sich an, im Angesicht des heranziehenden Gewitters, im Angesicht von ganz Rom zu schreiben. Nun was das wäre, darauf wären wir doch neugierig. Empfindungen des erhabenen Orts, oder etwas an den Liebsten, oder gar ein Gedanke? Dichter sind kurios, wollen sie ja wissen, was in Himmel und Hölle vorgeht, schildern sie ja Dinge, die in tiefster Stille der Nacht geschehen, warum söllte man denn so etwas Unschuldiges, Artiges, Originelles nicht wissen dürfen, wie's die spirituöse Brittin in's Tagebuch schreibt? Genug, wir wissen schon, wie wir's machen, nur Geduld bis auf den Abend!

Sie war tief in sich versenkt, als Einer in der Gesellschaft einen Schreckensruf ausstieß, der Alles abermals in Angst versetzte. Denke man sich, Ironius wollte sterben vor Lachen, denn dem Onkel Kapitän hatte der Wind das Hütchen vom Kopf genommen, und wehte den federleichten Filz

trotz allem Geschrei des Onkels weit hinab und hinüber, und sehe man, wie doch das Geschick so abenteuerlich und romantisch gegen die Engländer ist, es scheint fast unglaublich, aber das Kuppelkreuz der gregorianischen Kapelle fing ihn auf.

Der Onkel war untröstlich, er fluchte alle Blitze, die im Himmel leuchteten, auf diese vermaledeite Peterstour herab. Aber umsonst. Das Hütlein steckte auf der Kreuzspitze, und Ironius sagte: Beruhigen Sie sich, liebster Herr! Dem Wind, was des Windes ist! Ihr Hut befindet sich auf der ersten Kirche der Christenheit, und bedenken Sie, daß alle Messen, die in der Kapelle unter ihm gelesen, alle Gebete, die in die Kuppel hinaufgerichtet werden, gleichsam nur ihm gelten, der wie das Factotum zu betrachten ist.

Aber jetzt konnte man's außen gar nicht mehr aushalten, denn der wüthende Wind wehte in den Kleidern der Damen allzu unsittlich, als daß man's ertragen konnte, schon wölkte sich's in grauen Wallungen über die quirinalischen Paläste her, und in Kurzem umhüllte sich Rom von der goldnen Basilike des Konstantin bis über's melancholische Mausoleum des Adrian, bis zu den Säulenkolonnaden St. Peters. Alles drängte sich in's Innere zurück; die junge Lady schrieb, bis ihr die Tropfen auf's Papier fielen, und jetzt dachte man erst daran, daß man keine Regenschirme, nicht einmal bedeckte Wägen habe. An Henry, an den Thee dachten die Undankbaren nicht mehr.

Zwei Stunden mußten sie warten, in Güssen strömte der Regen herab. Er war schon spät, und der Custode sagte, daß man ihm wenigstens das Zehnfache zahlen müsse, wenn die Herrschaften bei diesem Hundewetter, wie er sich ausdrückte, oben bleiben wollten. Der Onkel Kapitän stieß auf

diesem heiligen Gebäude mehr Flüche aus, als Menschenhände daran gearbeitet hatten. Regen, Wind, der verlorene, auf der gregorianischen Kuppel sitzende Hut, die aufgedeckte Glatze, und das gespendete Geld, das reichte zu, um diesen Nachmittag zu dem unseligsten seines Lebens zu machen.

Endlich erschien der heißersehnte Henry mit dem Thee, und Mutter und Schwester umarmten ihn vor Freude. Auf's Schnellste wurde ausgepackt, man verlangte nun Wasser, da schüttelte der Custode den Kopf, und sagte, daß das nicht erlaubt sey, und daß es ihm den Dienst kosten würde. Man stürmte englisch und italienisch auf ihn ein, aber umsonst; man gab ihm einen Scudo, er weigerte sich, man bot einen zweiten, und er versprach endlich, Wasser kommen zu lassen, wenn man den Buben bezahle, der es von der Plattform heraufbringe.

Eine andere halbe Stunde verging, bis er kam. Auch dem Buben mußten fünf Paule gespendet werden. Die Theemaschine wurde hervorgebracht, man füllte sie mit Wasser, man zündete den Spiritus an, man nahm die Schaalen aus einem Korbe hervor, und hatte schon zwei mit Zucker gefüllt, als Miß Rebecca, welche den Korb in der Hand hielt, von einem so derben Windstoß gefaßt wurde, daß sie vor Schrecken Alles zu Boden fallen ließ. Stelle man sich die Bestürzung der Gesellschaft vor; Alles glaubte, daß keine Schaale mehr gerettet worden, aber Ironius rief aus: Sehen Sie, meine Verehrten, der Jammer ist noch nicht so groß! Noch sind zwei übrig, und diese reichen hin, wenn eine Hebe servirt!

Rebecca dankte in der Verwirrung nicht für das Kompliment, das Wasser fing an zu sieden, man goß es auf den Thee, und jubelte dem nahen Genuß entgegen.

Jetzt aber sollt' es die enge fürchterliche Hühnertreppe in den Knopf hinaufgehen. Henry und einige beherzte Britten stiegen empor, das war die letzte, aber freilich die beschwerlichste Reise! Die Tochter, im Begriff, hinaufzuklettern, schrie auf, und sprang zurück. Oben aus dem Knopfe heraus rief der Bruder und wollt' ihr den Arm reichen! Aber sie wollte vor Schaam vergehen, und schlechterdings nicht vorwärts. Wie konnte das arme, schon vom Wind so unartig zerzauste Wesen auf die senkrechte Leiter emporklimmen, während die Männer nachkletterten?

Man ließ die Männer voransteigen. Sechzehn Personen haben Platz, rief die Lady, nach Nibby und Vasi; wie viele sind schon oben? Sechs, war die Antwort. Also ging's an den Irländer. Dieser, seinen Dickbauch anblickend, glaubte in die Hölle steigen zu müssen. Er bat, er flehte, er beschwor, aber umsonst; die dicke, römischkatholische Maschine mußte sich an der Leiter emporwinden. Er rief nach Ironius, dieser schrie: Voran! Sir Thomas stöhnte, rief die Heiligen an, und blieb in der Mitte der Leiter in Todesangst angeklammert stehen. Alles ermunterte, Alles trieb ihn vorwärts, da unternahm er's. Doch er blieb vor Entsetzen wie erstarrt, als er das enge Loch erblickte, wodurch er in den Knopf emporkriechen sollte. Nein, es ist unmöglich, rief er, ich kann nicht durchkommen; helft mir, um Gotteswillen, helft mir hinab. Henry ergriff ihn bei'm Arme, und zog, Thomas keuchte, er schlüpfte mit dem Kopf hinein, und siehe, er stekte mit dem Leibe halb innen, halb außen, auf der Kirche St. Petri, fünfthalbhundert Fuß über der Tiber, und glaubte weder vorwärts, noch rückwärts zu können.

Es erscholl ein wildes Gelächter, unten und oben, aber unser dicker Herr fing an, ganz jämmerlich zu schreien, so

daß die Sache bald ernster wurde. Freilich konnte man's weder denen, die im Knopfe saßen, und Kopf, Arme und den halben irischen Rumpf sahen, noch denen verargen, die an der Leiter unten standen, und die Füße betrachteten, wenn sie glaubten, in ihrem Leben noch nichts Komischeres erfahren zu haben. Aber die Bitten, Beschwörungen, endlich die Stoßgebete des frommen Christen zeigten nur zu deutlich, in welcher verzweifelten Lage er sich befand, und so machte man sich denn mit Eifer an's Werk, der Fleischmasse vorwärts oder rückwärts zu helfen. Man zog, man schob, man drückte, aber umsonst. Ironius glaubte, daß eine plötzliche, hastige Bewegung Alles thun könne, und kneipte den alten Herrn darum so derb in die Posteriora, daß er schrie. Aber er blieb unbeweglich stecken.

Man berieth sich, denn der Arme fühlte sich immer übler in diesem Engpaß. Einen Beichtvater, bringt mir einen Beichtvater, ich bin des Todes! erscholl's in die Kupferhöhle hinein: O Maria sanctissima — Athem — Athem! —

Ironius sagte unten: Es ist wirklich ein bedenklicher Fall! Wenn er wenigstens nur einen Arm herausbrächte. Sir Thomas, versuchen Sie's doch, den rechten Arm heraus! rief er hinauf.

O Maria sanktissima, es ist ja nicht möglich, ich kann mich ja nicht bewegen. —

So bleibt uns nichts übrig, begann Ironius, als einen Chirurgen zu holen.

Ach Maria, heilige Maria, Mutter Gottes, lieber einen Beichtvater, ich erſticke —

Die Damen jammerten, der Lord sah seinen eignen Bauch an, und seufzte: Der arme Sir Thomas — ich kann mir's vorstellen, wie's ihm ist!

Indem wurde Sir Thomas mit äußerster Gewalt von oben ergriffen, er that einen Schrei, und lag athemlos im Knopfe.

Gott sey gedankt! ertönte es von allen Seiten; aber wie bringt man ihn wieder heraus?

Der Lord war freilich um keinen Preis der Erde mehr zu dem entsetzlichen Klettern zu bewegen. Ironius stieg hinauf. Also acht! rief die Lady. Nein, antwortete Ironius, Vasi hat nicht auf so beleibte Herren, wie Sir Thomas gerechnet, wenn er sagte, daß hier sechzehn Platz haben; in der That, wir sind zu neun oder zehn. Nun traf die Reihe also die verschämten Damen, uud die ganze Rundung des Knopfes war voll, Alle saßen oben, bis auf den Lord und die Kinderchen.

Da wurde denn — großartigster und sonderbarster Moment meines Lebens! rief die Lady aus — da wurde denn der Thee emporgereicht, und die Schöpferin dieses köstlichen Augenblicks pries man allgemein. Man reichte die Tassen herum, es wechselte von Einem zum Andern, Miß Rebecca nahm das vertrackte Büchelchen heraus, das uns so neugierig macht. — Gott! brach Henry aus, über allen Thürmen und Kuppeln, Obelisken und Säulen, über allen Bergen und Hügeln des dritthalbtausendjährigen Roms, und sie — dachte er hinzu — und sie sieht in dieser Minute nicht mit namenloser Empfindung nach dem Punkte, worin ihr Anbeter, ihr Geliebter verborgen ist! Das heißt, sagte Ironius, Nektar und Ambrosia recht eigentlich im Himmel genießen! Und sind wir nicht gleich Göttern? Sir Thomas gäbe einen Jupiter ab, Mylady eine Juno, Miß Rebecca eine Minerva, der Herr Kapitän einen Mars, und so fort. Ist es nicht ein Vergnügen, hier zu seyn, Sir Thomas? O sehr schön, rief er, ganz schön, ausnehmend schön. Aber innerlich schauderte

er noch vor der Qual des höllischen Zustandes in dem Loch, dabei hatte er die höchste Angst vor dem niederplatzenden Regen, er glaubte, der Wind könnte, wie dem Herrn Onkel den Hut, so auch der Kuppel ihren Knopf wegführen, und zudem war in diesem vollgedrängten Raume, wo unsere Gesellschaft, gleich den Negern im Schiffe, zusammengepackt lag, eine so unausstehliche Hitze, daß der Irländer endlich ausrief: Ich kann nicht mehr! ich kann nicht mehr!

Man kann nicht behaupten, daß er in Ohnmacht fiel, denn fallen konnte er nicht, aber er rutschte doch in Ohnmacht, das heißt, mit dem Rücken an der Kupferwölbung des Knopfs hinab! Unsere Brittinnen schrieen Hülfe, man gerieth in Verzweiflung! Wie sollte man den armen dickleibigen Thomas durch's Knopfloch und wie die Treppe hinabbringen?

Hinaus! hinaus! rief Ironius, Alles hinaus, er muß wieder zu sich selbst kommen! Gott sey gelobt, fiel die Lady ein, ich habe Rebecca's Tropfen bei mir! Sie ließ sie zurück, sie stieg hinab, die Andern folgten, und unser Ironius verweilte bei seinem Freunde, indem er ihn aufknöpfte, mit dem über die Leiter heraufgereichten Wasser bestrich, und den Spiritus vor seine rothe Weinnase hielt!

Man lamentirte unten, aber Henry meinte, es sey doch nichts gefährliches, und Mancher würd' ihn darum beneiden, im Knopf der St. Peterskirche zu Rom ohnmächtig zu werden. Wenn er nur erst wieder heraus wäre!

Unterdessen war die Dämmerung gekommen, und der Custode drängte. Noch hörte der Regen nicht auf, von ganz Rom sah man nichts als die Säulenkreise des Porticus.

Endlich rief Ironius herab: Er ist bei sich! es geht besser. Der Onkel fluchte, und kam auf den Gedanken, daß

es eine Narrheit sey, in diesem Knopf zu Fünfzehn einen Thee zu trinken; er zählte an den Fingern, er rechnete, stampfte vor Wuth an den Boden, und antwortete auf alle Fragen: Morgen geh' ich nach Neapel.

Jetzt wurde der unglückliche Sir Thomas herabspedirt. Es ging wider Vermuthen gut, weil er mit dem Arme sogleich in's Loch kam, und die Masse überhaupt etwas zusammengesunken zu seyn schien. Er langte glücklich, wiewohl schwerathmend unten an. Der Tag war zu Ende, und die Glocken Roms läuteten in hundertstimmiger Melodie Ave Maria.

Schnell nahm man das Geräthe zusammen und trat die Rückreise an. Es währte wohl eine Viertelstunde, es kostete mehr als einen Piaster, bis die mißvergnügte Karavane hinabkam. Endlich der letzte Taugenichts, der letzte Bandit, rief der Onkel, als man sie durch die Thüre in die Peterskirche hineinließ. Aber er hatte sich geirrt. Das Thor St. Peter war geschlossen..

Man starrte sich an, ob es gleich Nacht war. In diesem Augenblick konnte man wirklich glauben, daß sich das finstere Gewölbe über den gigantischen Pilastern, daß sich der furchtbare Kreis der Kuppel, worin die tiefste Nacht hauste, über eine Welt ausbreite; der heitere Eindruck, den der wunderbare Bau bei Tag auf das Gemüth macht, so daß es einem in diesen glänzenden, goldenen Weiten, in diesen gemilderten Nähen und zauberischen Fernen recht im Innern wohl wird, und der Zweck der Künstler, welche die Riesenbasiliske aufthürmten, wenn er uns die Größe durch Harmonie der Verhältnisse wegtäuschen wollte, völlig in Erfüllung geht, dieser Eindruck hätte sich jetzt in ein wirkliches Grausen verwandeln können. Aber unsere Britten hatten nur Sinn für ihre neue

Verlegenheit — die Damen jammerten, der Onkel tobte, man dachte schon daran, hier übernachten zu müssen, als Ironius noch einen Pförtner durch Poltern und Rufen herbeizog, und die Karavane gegen ein bedeutendes Trinkgeld hinausgelassen wurde.

Jetzt aber, wie nach Hause kommen? Die Kutscher hatten sich in den Porticus geflüchtet; die Wagen hatten keine Decke. Man fand keinen Ausweg, als nach einigen Karossen für die Damen zu schicken. Das gab freilich wieder einen Aufschub von einer Stunde, weil hier um diese Zeit und bei solchem Wetter kein Wagen zu treffen ist; das veranlaßte freilich wieder bedeutende Kosten, die Kutscher forderten unverschämt, und wollten davon fahren, als man ihnen nicht drei Piaster für den Mann geben wollte. Aber man hatte der Unglücksfälle nun zu viele erlebt, das Warten machte Alle ungeduldig, man willigte ein, man fuhr fort, und gelangte endlich, die Herren tüchtig durchnäßt, der Onkel Kapitän, wie bekannt, ohne Hut, nach Hause.

V.

Ein Uhr in der Nacht! Unsere brittische Gesellschaft ist noch nicht auf dem spanischen Platz angekommen, im Gegentheil wartet sie noch im Säulengang St. Peters, während Camilla schon am Fenster liegt. Der Vater ist in die Academie der Arkadier gegangen, von der er selbst Mitglied und Schäfer ist, und darum will sich auch das Töchterchen eine Schäferstunde bereiten.

Warum entschuldigen? Genug, der Geliebte zeigt sich, sie winkt, er tritt in's Haus. So etwas ist keck für eine

unverheirathete Römerin; aber was wagt nicht die Liebe? Sie empfängt ihn, zieht ihn leise in ihr Gemach. Der Jüngling sieht sie kopfschüttelnd an, und fragt: Was macht dich endlich mir so geneigt, liebe Camilla? So unzähligemal hab' ich dich beschworen, nur um ein Viertelstündchen gebeten, und immer vergebens. Und jetzt?

Höre, Florindo, versetzte die Römerin, ihn bei der Hand ergreifend und auf einen Sessel nöthigend, indem sie sich ihm zur Seite setzt.

Und was soll ich hören? sprach der junge Mann. Endlich die Gewißheit dessen, was ich seit Monaten fürchte? Du wirst ihm deine Hand geben; ist's das, Camilla?

Höre mich an, liebes Herz, antwortete sie, den Arm auf seine Schulter legend, du weißt, wie ich dich liebe, dieser Augenblick gibt dir einen Beweis davon. Ich konnt' es nie wagen, jetzt hab' ich's gethan. Wir können uns eine Viertelstunde ungestört sprechen.

Und der Engländer?

Der gute Junge, ich muß ihn bedauern. Und dennoch, Florindo —

Und dennoch, du wirst traurig!

Und dennoch muß ich ihn heirathen!

Der gute Junge, fiel Florindo mit empfindlichem Spott ein — du mußt ihn bedauern, und heirathest ihn? Welch' ein Mitleid, Camilla!

O lieber, lieber Freund, wie kann ich's abwenden? Ich lieb' ihn nicht, ich liebe nur dich. Aber der Vater — er hält's für mein größtes Glück, daß ich diesen Engländer heirathe; der Reichthum hat ihn verblendet. Ich habe Alles, glaube mir, Alles angewendet, um ihn zum Mitleid zu bewegen. Ich habe geweint und gefleht, gezankt und gewüthet,

ich habe ihm versichert, daß er mich opfere, aber er ist unerbittlich, er droht mir mit dem Kloster, wenn ich mich widersetze. Und sage mir aufrichtig, liebes Herz, setzte sie schmeichelnd, ihm die Wange streichelnd hinzu, kannst du mich denn je heirathen? Hast du die Hoffnung, daß mein Vater einstimme? Du bist für deine Kunst nach Rom gekommen. Sie rühmen dein Talent, deine Fertigkeit, aber wenn es dir auch gelingt, im Lauf einiger Jahre dich so emporzuarbeiten, daß du ein Weib, daß du eine Familie ernähren kannst, glaubst du, daß mein Vater dir seine Tochter gäbe, nachdem sie die Hand eines reichen Engländers ausschlug? Nie, Florindo, nie! Ich muß mich opfern, dem Geiz des Vaters opfern, und Gott ist mein Zeuge, wie mir's schwer wird! Diese Signora, diese Rebecca, diese stolze verhaßte Familie, diese Brittinnen sind mir in der Seele zuwider, und ich weiß, daß sie der Heirath entgegen, daß nur unsere Väter einig sind. Aber ist das nicht mehr als genug lieber Florindo? —

Sie hielt inne, ihr Gesicht verbergend, nach einer Weile fuhr sie fort: So laß mich denn, mir ist nun einmal kein Glück bestimmt! Laß mich Henry heirathen! Du zürnst, du wüthest, liebes Herz? Aber kann ich denn anders? Gib mir deine Hand! Sieh mich nicht mit diesen gluthvoll drohenden Augen an! Ich bleibe die Deine! Gott vergebe mir's, ich bleib' es! Hörst du, Florindo, verstehst du; auch wenn ich das Weib des Engländers bin, bleibst du meine einzige Liebe! Dann will ich all' deine Liebe belohnen, will dir nichts mehr versagen; ich verlasse Rom nicht, wir können uns täglich sehen! Begeh' ich eine Schuld, so haben's die zu verantworten, die mich nöthigten dazu! Ich bin noch zu jung, um das Opfer des Geizes zu werden, und du bist so

lieb, bist so schön, und bist mir so unsäglich theuer — nein, ich lasse dich nie, Florindo —

Der junge Milaneser sah sie bitter an, und sprach: Das ist römische Treue?

Camilla ließ seine Hand, und blickte ihn fest an. — Wie sagst du, Florindo, was soll ich hören?

So hast du mich getäuscht? rief der Geliebte. O daß ich einer Römerin je vertraute! —

Bei diesen Worten sprang Camilla empor. Die Wuth einer Furie flammte dem sechszehnjährigen Mädchen aus den Augen, ihr Angesicht glühte, sie runzelte die Stirn, und die Leidenschaft schien, einem Feuerquell vergleichbar, aus dem wildathmenden Busen in Kopf und Lippe zu steigen. Und das sagst du mir? rief sie mit funkelnden Augen, Undankbarer, Wahnsinniger, mir, die ich dir mit so unendlichem Vertrauen, mit so brennender Liebe entgegenkam? mir, die ich dir mein Herz so offen, so ahnungsvoll ausschüttete, die ich Ruf, Ehre, Frieden, die Liebe meines Vaters auf's Spiel setze, um dich in meine Arme zu führen? Und du bist nur gekommen, um mich zu verhöhnen? Ach daß ich das nicht denken konnte! Du meiner spotten, anstatt mich zu beweinen, zu trösten, zu erheitern, mir zu danken? Welchen Anspruch kannst du auf mich machen, als den, welchen dir mein leichtgläubiges Herz gestattete? Was kannst du verlangen? Du könntest bereuen, einer Römerin vertraut zu haben? O Raserei, die mich verzehrt! Laß mich! komm mir nie mehr vor's Angesicht! Hoffe nie mehr ein Wort der Liebe! Hoffe nie mehr, mich bethören, mich beschwatzen, mich versöhnen zu können! Sieh, dieses Herz hier schlug für dich, in dieser Brust loderte nur Liebe und Leidenschaft für dich, und dieses Herz hast du unverzeihlich beleidigt!

Damit warf sie sich auf ein Sopha. Der Milaneser flog auf sie zu. Vergib mir, theure, liebe Camilla, vergib mir! der Schmerz der Entsagung, der Schrecken des Verlustes, das Gefühl meiner Hoffnungslosigkeit hat mir jenes Wort aus der Lippe gepreßt! Ich habe nichts gedacht, nichts gewollt damit!

Hinweg von mir, rief die Rasende, hinweg! Wir sehen uns nie wieder! Meine Geduld ist erschöpft, meine Täuschung zerronnen. Und wenn ich gefehlt, wenn ich gesündigt, daß ich deinen Bitten Gehör gab, daß ich deiner achtete, daß ich so blind seyn konnte, dich an diesen Platz zu rufen, wer gibt dir das Recht, mich dafür zu strafen? Meine Schwäche, meine Liebe, meine Güte? Hoffe von jener, hoffe von dieser nichts mehr! Verlaß mich auf der Stelle, ich will dich nie wieder sehen, deine Worte bleiben ewig meinem Herzen eingegraben!

Florindo in dem Gefühle, zu weit gegangen zu seyn, wandte alle Beredtsamkeit an, die ihm zu Gebote stand; er suchte ihre Hand zu ergreifen, sie stieß ihn von sich; er warf sich zu ihren Füßen, sie flog an's Fenster; er blieb zurück, selbst halb in Wuth, halb in Reue über seine Worte.

Sie saß in einer Ecke, den Kopf auf die Hand gestützt, von ihm abgewandt, mit hochklopfender Brust. Keines sprach eine Sylbe. Camilla schüttelte nur zuweilen den Kopf hin und her, mit dem Ausdruck zurückgepreßter Leidenschaft und verhaltenen Grimmes.

Zuletzt sagte sie vor sich hin: Der gute Henry, ja ich hab' ihm Unrecht gethan! Es war eine Sünde, ihn diesem artigen, bescheidenen Herrn hier opfern zu wollen! Ich will's auch gewiß nicht thun! „O, daß ich einer Römerin vertrauen konnte!" Welch ein stolzes Wörtchen von jenem Mailänder!

Wie allerliebst! wie fein und zärtlich! Er bildet sich vielleicht etwas darauf ein, daß ich ihn hübsch nannte! Weil mir's so gefiel, weil mir's eben so in den Mund kam! Nichts anders! Nichts anders! Er möchte, daß ich ihn etwa so lustig weg in seiner Malerstube heirathe! Er glaubt, daß man keine Pflicht gegen Vater und Verwandte habe. — O Wuth! —

Dabei stampfte das wilde Kind auf den Boden, sah den Geliebten an und rief ziemlich unzärtlich: Was thut Ihr denn noch hier? Was sucht Ihr hier, Signor Florindo? Warum geht Ihr denn nicht Eure Wege? Wer hält Euch zurück? Ihr wißt, daß Ihr hier nicht wohnt, daß bald Jemand zurückkehren wird, der Euch nicht hier treffen dürfte! Geht doch nur, geht und sucht Euch ein anderes Mädchen auf, das sich Alles von Euch gefallen läßt!

Da raffte sich Florindo auf und eilte auf sie zu; er ergriff ihre Hand mit Gewalt; zehnmal riß sie sich los, und zehnmal faßt er sie wieder. Camilla, rief er mit aller Süßigkeit seines Mundes, Camilla, du heißest mich gehen?

Laßt mich, laßt mich, Ihr habt gehört, was ich sagte!

Und du bist mir nicht mehr gut, es ist dein Ernst?

O schön, ob es mein Ernst ist! Als ob ich scherzte, als ob man seine Worte vergessen, als ob man sich nur verachten lassen könnte!

Der Milaneser versuchte jetzt in strömender Rede, in der Sprache der feurigsten Leidenschaft, die starrsinnige Schöne zu besänftigen; er schilderte seine Reue, seine Verzweiflung, er bat, er flehte, er beschwor, er warf sich ihr zu Füßen, und sie erwiderte nichts, als: Verlaßt mich!

Da ließ Florindo, dem das Blut zu wallen anhob, ihre Hand los und stieß Worte der Wuth und des Zornes aus.

Ach, seht doch, rief jetzt die Boshafte, die sich in ihrer Rache nicht sättigen konnte, seht doch, wie köstlich! Er geräth noch in Zorn! Er hat Recht! Wer hat ihm Unrecht gethan? Ja der Zorn steht ihm gut, wie kleidet er artig diesem Gesicht!

Camilla, schrie Florindo, du bringst mich zum Aeußersten! du bist eine grausame, rachsüchtige Seele. — Er wollte weiter sprechen, da stockte sein Mund, vielleicht, weil ihn der Blick auf das reizende Kind verwirrte, weil ihr unwiderstehliches Bild sein Herz in neuen Flammen aufschürte!

Lebe wohl, Camilla, sagte er leise, sich zu ihr hinabsenkend. — Du siehst mich nicht mehr an? Du hast beschlossen, mich zu verderben? O liebes Herz, sieh mir nur einmal noch in's Auge!

Sie schwieg. Camilla, lebe wohl! seufzte der Geliebte und wollte gehen. Schon war er an der Thür; noch einmal wandte er und kehrte sich um. Sie richtete den Kopf auf und sah ihn an, und wilde, heiße Feuchtigkeit brannte und strahlte in ihren schwarzen Augen.

Camilla, so — flüsterte Florindo — so ließest du mich scheiden? — Er schwieg. Sie blickten sich lange stumm an, und es quoll voller aus dem Auge, ob's die Thränen wohl erdrücken wollte.

Da raste sie auf; da flog sie mit offenen Armen auf ihn zu; da umschlang sie ihn mit wüthender Kraft und preßte ihn an sich, und faßte ihn, wie eine Rasende bei beiden Schläfen, und bedeckte ihn mit bacchantischen Küssen.

Du hast mir vergeben? rief Florindo, in der Umarmung dieser feurigen Römerin taumelnd.

Alles vergeben, mein Florindo, Alles, du Licht meiner

Augen! stöhnte das wilde Kind an seinen Lippen. Ich bin die Deine!

Aber Florindo mußte jetzt fort; der Vater kam aus der Schäferakademie und da war denn des Bleibens nicht mehr. Man trennte sich mit dem Versprechen, sich morgen zu schreiben und den Genuß der Versöhnung brieflich fortzusetzen.

So sind die Italienerinnen, und so im Grunde die Weiber überhaupt. Doch nein, die Engländerinnen nicht! Dies wird sich zeigen, wenn wir nun erfahren, was Miß Rebecca in das Stammbüchlein auf der Peterskuppel geschrieben.

Von einem Liebesgeheimniß zum andern! Also nur gewagt. Die Familie sitzt zu Tische. Stehlen wir uns in's Gemach der Miß Rebecca, in jener Commode muß es seyn; der Schlüssel steckt; wir öffnen leise; was finden wir; Spitzenkragen, Häubchen, Halstücher, Yorik's empfindsame Reise, das berühmte Oelbild vom Colosseum, ein Riechfläschchen und das heißersehnte Büchelchen!

Armes, betrogenes Kind, wüßtest du, mit welcher Wißgier wir uns über deine zarten Geheimnisse hermachen, wie wir sie verschlingen, wie wir bereit sind, etwas daraus abzuschreiben, und — in Berlin drucken zu lassen? *) Aber geschwind! was ist hier? „Gedanken auf dem Dom in Florenz.“ — Weiter! „Gedanken bei'm Anblick St. Peters.“ Weiter! Nichts als Gedanken! und hier gar „Nachtgedanken?“ Das wäre doch interessant, die Nachtgedanken eines so allerliebsten Kindes zu wissen! Aber weiter! Hier gar „Empfingen! Empfindungen auf der Peterskuppel!“

---

*) Diese Novelle erschien zuerst bei Reimer in Berlin.

Gefunden! Und nun laßt uns sehen!

„O Yorik! welchen erhab'nern Ort fände meine Seele, an dich zu denken, als die Kuppel St. Peters? Ich schaue über Rom hin; das Höchste des Erdballs, alle Größe der Vorwelt, alle Trümmer ihrer Weltherrschaft liegen mir zu Füßen! Ja, ich bin selbst dem Himmel näher, als der Statthalter Christi, dessen Paläste dort unter mir sich erheben! Kein Standpunkt, bis in's Gebirg hinüber, der sich mit dem meinigen messen könnte! Welche Gefühle beginnen in mir sich zu regen! Ein Gewitter zieht von Alba longa herüber. Das Capitol verschwindet unter mir! So klein ist die Vorzeit, von der Höhe der Mitwelt aus betrachtet! Aber was ist alle diese Herrlichkeit gegen die Schönheit einer Seele, gegen die Harmonie eines geistigen Zusammenlebens? Ich wende das Blatt um und bestreue es anstatt mit Sand — mit der Asche eines alten Römers, vielleicht eines Triumphators! — Noch weilst du ferne, wenige Tage und der schöne Zauber ist verschwunden, der die Liebe verklärt, so lange die Körper getrennt sind! Lieber Yorik, wir sollten uns eher aus der Ferne trauen lassen, wir sollten unsere Seelen vermählen, uns nie körperlich sehen, uns ewig im Geiste verehren! Was denkst du dazu? Schon ist der Tag des Festes nahe, da wir gezwungen sind, uns mit leiblichen Augen anzuschauen? Könnte jene Stunde die letzte seyn? O die Gegenwart, der tägliche Umgang ist etwas gemeines, unerträgliches! Uns mit der Seele vermählen, Yorik, das ist ein Gedanke, dieses Platzes würdig, auf dem ich zu dir rede! Laß uns, wenn wir —"

Doch still, ein Geräusch; zu mit dem Büchlein, und hinein in die Commode, wir haben genug, mehr als genug, und gucken in unserm Leben keiner Rebecca mehr in's Tagebuch!

Lieber verweilen wir noch einige Momente bei Sir Thomas, welcher diesen Abend besonders freundlich von der hübschen Plebejerin empfangen worden. Da er jedoch in seinem Englischitalienisch von der Tour auf die Peterskuppel zu erzählen anhub, wollte der anmuthige Schalk kein Ende im Lachen finden. Dafür rächte sich der schlaue Thomas auch auf eine pfiffige Weise, indem er sich in Bereitschaft setzte, den Entschluß auszuführen, den er gestern Nacht vor dem Einschlafen auf dem Sopha gefaßt hatte, nämlich, zu versuchen, ob es ihm nicht gelänge, dem Kinde ein wenig die Wange zu streicheln.

Indem kam ihm aber das Niesen so heftig, daß er an die Commode gehen und ein Schnupftuch holen mußte. Rosa sah hinein, und warf einen lüsternen Blick auf die feinen seidenen Tücher des Irländers. O rief sie, wenn ich doch solch' ein Paar Schnupftücher hätte! Gerade solche wollt' ich mir schon lange kaufen, und habe sie nirgends gefunden. Würden Sie denn nicht ein Paar verkaufen, Signor Thomas.

Liebes Kind, antwortete er lächelnd und blinzelnd, ich treibe keinen Handel mit meinen Tüchern!

Ei nun, Signor Thomas, sagte Rosa schmeichelnd und ihn bei'm Arm ergreifend, so schenkt mir's doch!

Man kann dir auch nicht widerstehen, antwortete der Irländer. Hier hast du zwei!

Aber, Sir Thomas, Ihr habt ja noch so viele, wenn Ihr mir — Dabei schlug sie ihn zutraulich auf die Schulter.

Du Schelm! nun denn, hier ist ein anderes Paar, aber jetzt —

Ach guter, lieber Herr Thomas, nun fehlen mir gerade noch zwei zu einem halben Dutzend! Wollt Ihr nicht? Ihr seyd so ein artiger, liebenswürdiger Herr —

Tausend! du bist ja nicht zu ersättigen, Mädchen! Hier ein Halbdutzend; bist du zufrieden? —

O freilich, Sir Thomas, ich dank Euch gar schön; Ihr habt ein Engelherz! —

Meinst du? schmunzelte er, in diesem Moment die Hände gegen sie ausreckend, und die sanften Wangen glücklich erreichend. —

Aber nun muß ich fort! rief Rosa; ich dank Euch, bester, süßester Herr Thomas! Gute Nacht. Damit flog sie davon, und der Abendwein wurde sofort mit Behagen eingeschlürft, indem der alte Herr in der That etwas liebes- und siegestrunken war, und in dieser köstlichen Ruhe nicht mehr an den Schweiß der Peterstour, an die Leiterpartie, an die Ohnmacht im Knopfe dachte.

VI.

Der Lord M... empfing täglich eine Visite des Herrn Mognaschi, des Vaters unserer schönen Camilla, und beide waren eins, ihre Kinder zu vermählen. Wie wir aber schon wissen, so konnten die Lady und ihre Tochter die Italienerin schlechterdings nicht ertragen, und die letzte große Abendgesellschaft hatte diesen Widerwillen auf's Höchste gesteigert, sey es, daß sie neidisch waren, oder daß sich Camilla wenig um sie bekümmerte, oder daß sie wirklich Gründe hatten, zu glauben, sie sey einer so engen Einverleibung in ihre Familie unwürdig. Genug, während die Väter beschloßen, daß die Sache vor der Abreise des Lords, welche auf den Tag nach

dem St. Peter- und Paulsfest unwiderruflich festgesetzt war, in Richtigkeit gebracht werden solle, während der Vater Henry's, den wir bereits als einen höchst gutmüthigen, nicht leicht afficirbaren Mann kennen, die Hoffnung hatte, an jenem Tage Sohn und Tochter mit einer Ehehälfte versorgt zu sehen, indem Miß Rebecca's Bräutigam alle Tage erwartet wurde, während Henry den Kopf voll phantastischer und barocker Liebesphantasien hatte, und Camillen nur zürnte, daß sie seine schwärmerische Liebe durch ihre Kaltblütigkeit, durch ihre Heirathsgespräche so tief ins Alltägliche und Wirkliche herabziehe, beschlossen unsere beiden Brittinnen, diese Verbindung des edlen Henry mit einer so unausstehlichen Person auf alle mögliche Weise zu hintertreiben.

Noch glühte Henry vor Unmuth über den öffentlichen Gesang in der Theegesellschaft, und er äußerte sich den Morgen nach der Petersreise, wo er Camillen die Aufwartung machte, sehr beleidigt darüber. So könnt' es Ihnen, sagte er, am Ende noch einfallen, auf dem Theater zu singen!

Und was hätten sie dagegen? fiel Camilla schnell ein.

Aber ihr Vater strafte sie mit harten Worten, indem er sie eine Närrin nannte, welche mit ihrem eigensinnigen Trotzkopf gegen ihr Glück anrenne, und sie ermahnte, dem Bräutigam in allen Stücken zu folgen.

Camilla hatte Mühe sich zurückzuhalten. Der Vater ließ sie allein, und sie fragte: Sie waren gestern also auf der St. Peterskuppel?

Henry erzählte die Abenteuer und Unglücksfälle dieser Luftreise, und Camilla glaubte vor Lachen ersticken zu müssen. Einen Thee auf der Peterskuppel trinken! rief sie unaufhörlich, und als Henry der ungemeinen Kosten erwähnte, welche ihm diese Tour verbittert, so sprang die Italienerin vom Sitz

auf, und drehte sich mit schallendem Gelächter im Kreise herum. Wahrlich, rief sie, das heißt auf gut englisch bezahlen!

Wie erstaunte Henry, als er hörte, daß man gewöhnlich diese ganze Reise mit einigen Paoli mache, daß nur ein einziger Custode zu bezahlen sey, während unserer brittischen Karavane weiß der Himmel wie viele erschienen!

Nur die Rücksicht für Camilla hielt ihn ab, auf die ganze Nation zu schimpfen, und da er doch nur ausgelacht wurde, so hielt er's für besser, von etwas Anderm zu reden.

Er erzählte, daß Rebecca's Bräutigam alle Tage erwartet werde, und daß die Schwester so glücklich in dieser spirituösen Liebe sey, welche auf eben so sentimentale Weise erwiedert werde. Meine Schwester, sagte er, schreibt ein Tagebuch für ihren Geliebten, sie hat keinen Gedanken, den sie nicht sogleich für ihn dem Papier anvertraute, und Sie, schöne Camilla haben mir noch nicht ein einzigmal geschrieben!

Ich versprech' Ihnen, es zu thun, versetzte Camilla grausamer Weise, wenn Sie mir recht ferne bleiben. —

Wie so, Camilla? fragte der Engländer bestürzt.

Ei nun, wie kann ich Ihnen denn schreiben, wenn ich Sie alle Tage sehe? Was sollt ich Ihnen denn sagen? — Henry seufzte. —

Aber, Camilla, wann hören Sie denn endlich auf, mich zu martern? Erklären Sie sich mir doch! In einem Brief erklären Sie sich! O ein Brief von Ihnen wäre mir Seligkeit; ein italienischer Brief —

So will ich mich ja erklären, und jetzt —

O nicht jetzt, nicht jetzt, in einem Briefe, in der Sprache der Leidenschaft, der Poesie —

O guter Himmel, wie sind Sie kurios, Signor Enrico! Ich will Sie heirathen! Hier haben Sie meine Erklärung.

Gott, es ist nicht möglich, rief Henry, ich bin der unglücklichste Mensch auf Erden.

Ei wie schön! fiel Camilla ein, ei wie schön! Sie sind der unglücklichste Mensch, weil ich Sie heirathe? So will ich Sie zum glücklichsten machen, und Sie nicht heirathen!

Damit kehrte sie ihm den Rücken und ergriff ein Notenheft, indem sie darin blätterte, als ob sie allein wäre.

Der Engländer wußte nichts mehr zu sprechen, und Camilla sagte vor sich hin: das ist eine wunderzarte Arie! O wie allerliebst! Die muß ich doch einmal im Palast Giustiniani singen. In einer Woche kommt die Philharmonica zusammen. —

Camilla, Sie plagen mich zum Entsetzen.

Die wird gewiß gefallen, allgemein gefallen! Signor Enrico, wenn Sie ein Billet wollen, der Vater wird Ihnen eines verschaffen!

Henry ergriff ihre Hand in Verzweiflung, aber sie fuhr fort: Ohnedies hab' ich schon lange nicht mehr in Giustiniani gesungen, und sie haben mich so oft darum gebeten.

Indem trat der Vater herein. Camilla legte das Notenblatt auf den Tisch, kehrte sich gegen Henry um, und fragte, die Hände in den Schoß legend: Was begehren Sie, Signor Enrico?

Der arme Britte war in peinlicher Verlegenheit; beinahe wär' er aus seiner idealen Höhe herab in die Sprache des Volks gefallen und hätte zu sich gesagt: die hat den Teufel im Leibe! Verwirrt stand er auf, und sagte: Signora ist heute bei übler Laune!

Nicht doch, rief Camilla, ebenfalls mit Lachen aufspringend, Sie sind es vielmehr, und es kommt noch von Ihrem gestrigen Unglück her! Geschwind sagen Sie, hab' ich

unterdessen, während der Vater fort war, nicht Alles aufgeboten, um Sie zu erheitern, um Sie vergnügt zu stimmen?

Nun ja, ja doch, stammelte Henry. —

Sehen Sie, Vater, er muß es selbst gestehen! Er hat einen bösen Humor! Der Engländer stockte, er nahm den Hut, er empfahl sich, und Camilla rief mit einer tiefen Verneigung: Ich habe die Ehre — Signor Enrico — empfehlen Sie mich doch der Frau Mutter und der liebenswürdigen Schwester!

Henry schied und mußte auf der Treppe ausrufen: O wie wird das noch enden!

Sir Thomas hatte einen viel vergnügtern Morgen, und er hatte auch Grund dazu, da er gestern Abend ja so glücklich in der Liebe gewesen. Nachdem er ein gutes Frühstück von etlichen Eiern, einem Beafsteak und einer Flasche Orvieto zu sich genommen, und die Messe gehört hatte, machte er mit seinem so hoch geschätzten Freund Ironius einen Spaziergang in das alte Rom, an's Collosseum, auf's Campo vaccino. Jener erklärte ihm die vielen Ueberbleibsel des Alterthums, worin der Irländer eben nicht gar bewandert schien, und erzählte ihm, daß das Collosseum ein uraltes Gebäude sey, worin einst zu Heidenzeiten, vor und nach Christi Geburt, die Märtyrer und Heiligen, wie heut zu Tage die Schweine, par force gejagt worden. Aber stellen Sie sich vor, setzte er hinzu, dieser entsetzliche heidnische Koloß hat sich nun, so groß er ist, zum rechten Glauben bekehrt und ist katholisch geworden. Lassen Sie uns hineintreten!

Damit führte er Sir Thomas in's Innere und man küßte das Kruzifix mit äußerster Andacht. Ist das nicht eine unermeßlich große Ruine der Vorwelt? fragte er. Ach, groß, war die Antwort, ganz groß, außerordentlich groß!

Bei'm Heraustreten besah man die neuen Ausgrabungen unter dem Venustempel, zur Auffindung der alten Via sacra, die entdeckten Gräber, die vielen Gebeine, und als sich Thomas sehr darüber verwunderte, bemerkte Ironius: Ach Sie werden sich noch mehr verwundern, wenn Sie mich anhören! Wissen Sie, daß man sie wirklich gefunden hat?

Was denn gefunden, was denn?

Ei, was man schon seit Jahrhunderten gesucht, worüber sich schon Millionen Gelehrte, besonders englische, den Kopf zerbrochen, was man vergebens aus lateinischen und griechischen, heidnischen und christlichen Klassikern herauszubringen strebte —

Und das wäre? fragte Sir Thomas voll Neugier.

Das sind Cicero's Gebeine —

Der tausend, das wäre! —

Sein ganzes Skelett, den ganzen Cicero „De natura deorum!"

„De natura deorum?" — Der Teufel! aber wie hat man ihn denn erkannt?

Das ist eben das Wunderbarste! Er ist es unverkennbar, und die Kenner der Anatomie haben noch die Beschaffenheit seiner Nase untersucht! Sie wissen, daß die ganze Christenheit Bedauern hatte, weil die Seele des trefflichen Mannes in die Hölle sollte! —

Very well, very well! —

Nun hat sich ein Franziskaner entschlossen, durch eine übermenschliche Buße diese Seele zu retten. Er geißelte sich zwanzig Jahre lang, dreimal des Tages —

Entsetzlich! —

Und endlich hatte der Herr Erbarmen mit seinem Verehrer, er nahm die Seele des Heiden aus dem Fegfeuer; sie

erschien dem Franziskaner und zeigte ihm den Ort, wo ihr Leib begraben liege. Man grub, man fand das Skelett, und in der darauf folgenden Nacht richtete er sich durch das anhaltende Gebet des Kapuziners auf, indem er sprach: "Quousque tandem" — doch das Latein ist Ihnen vielleicht nicht mehr geläufig — „wie weit wird endlich noch sich eure Liebe erstrecken!" Er redete noch vieles; er wurde getauft, in einer christlichen Kirche begraben, und man liest nun so viel Todtenmessen für ihn, als Sekunden seit seinem Abscheiden vergangen.

Darüber verwunderte sich Sir Thomas über die Maßen, und schätzte sich glücklich, in einer Zeit geboren zu seyn, wo ein solches unerhörtes Wunder geschehen. Man sprach noch lange davon, bis er an einem Triumphbogen anhielt und fragte, was denn das **S. P. Q. R.** zu bedeuten hätte? Das ist eine Satyre, antwortete Ironius, auf die Römerinnen und will heißen: **Sono Puttane Questo Romane!** —

Die vielen Tempel und antiken Palastruinen um den Palatin her, weckten Erinnerungen in Menge aus dem Alterthum, zwar nicht in Sir Thomas, doch in Ironius, der seinem aufmerksamen Begleiter die seltsamsten Dinge erzählte, und ihn überall bemerken ließ, wie das Christenthum an Ausbreitung gewinne, und die Heidentempel umher alle katholisch geworden seyen. Zuletzt fragte Thomas: Ich wäre doch neugierig, zu wissen, ob denn zu alten Römerzeiten auch so viele Engländer nach Rom gekommen?

Nein, antwortete Ironius, damals war's umgekehrt, damals kamen die Römer nach England.

Unter solchen interessanten Gesprächen erinnerte man sich, daß der Mittag herangekommen, und man ging in's bewohnte Rom, aß auf dem spanischen Platz und verfügte sich

zu Lord M..., mit dessen Familie man in den Vatikan zu gehen beschlossen hatte.

Es kostete Mühe, den Lord zur Theilnahme zu bewegen. Nur die Versicherung des Herrn Ironius, daß dies die Hauptmerkwürdigkeit Rom's sey, und die Beipflichtung Henry's, welcher schon zweimal seit seinem einjährigen Aufenthalt im Museum gewesen, so wie die begeisterte Wißbegier Rebecca's vermochte ihn dazu. Man griff nach Sonnenschirm, dem Wegweiser, der Brille, und der Onkel Kapitän erhob sich vor Erstaunen auf den Zehen, als er hörte, daß man diesmal unentgeldlich durchkommen werde.

So ging es denn also wieder dem St. Peter zu, und man erinnerte sich mit verschiedenen Empfindungen an die Abenteuer, die man bei seinem Ersteigen erlebte. Besonders der Irländer sah mit heimlichen Grauen zu dem kleinen Punkt hinauf, worin er ohnmächtig geworden und dachte mit Seelenangst an den schrecklichen Zustand, in dem er zwischen Himmel und Erde, mit seinem dicken Leibe im Knopfloch steckte.

Ironius führte, wie gewöhnlich. Als man an der Säulenhalle ausstieg, welche gegen die Treppe des Bernini führt, schlug Miß Rebecca den Nibby auf und rief voll Verwunderung: Ach liebe Mutter, sehen Sie doch, das ist ja erschrecklich! — Nun was denn? fragte diese besorgt. — Ei, antwortete das englische Kind, wir haben ja fürchterlich viel im Vatikan zu sehen! wie kann man denn da auf einmal fertig werden?

Ironius versetzte, daß man sich ja nirgends verweilen, sondern nur im Fluge vorüberlaufen müsse.

Zuerst kaufte man denn einige Exemplare des Verzeichnisses aller vatikanischen Kunstwerke, und Rebecca verlangte, daß man zu oberst bei der Gemäldegallerie anfangen solle,

weil sie im Verzeichniß das letzte sey. Man folgte, man stieg empor, man trat in die Säle.

Jetzt schnell mit Nibby und Vasi heraus, die Brille ruhte schon längst auf den Nasen der Damen, selbst auf Rebecca's Näschen, und diese, als die Gelehrteste, sollte die Namen der Maler aus dem Buche nennen. Also hurtig: Raffael, Perugino, Fiesole, Titian, Garofalo. Man hatte sie gehört, also auch gesehen und ging weiter. Hier, rief Rebecca, das Meisterwerk des großen Raffael, die Verklärung — die Nummern an den Gemälden fehlten, und man wußte nicht, welches von den drei hier befindlichen Tableaus das rechte sey. Man fragte einen Kopisten; dies dort, antwortete er. Dies dort, erscholl's unter den Engländern, und nun weiter. Domenichino, Titian! Damit hatte man auch den zweiten Saal gesehen. Im dritten Saal zwitschert' es bereits; ein Dutzend Britten und Brittinnen mit ihren Büchern lief herum, und Alles war voll von: what, what, what! wie Camilla gesagt hätte. In einer Viertelstunde hatte man alle fünf Säle durchwandert, und Ironius konnte nicht anders, er mußte sagen: Auf diese Weise kommen wir zum Zweck und werden bald fertig seyn.

Man ging also zurück, und als man in den ersten Saal gekommen war, fiel ihnen auf, daß ein junger Mensch in schwarzem, kurzen Rock, mit Schnurrbart und langem blonden Haar, ein ganz kleines Gemäldchen copirte. Die wißbegierige junge Lady ersah aus dem Katalog, daß es vom unschätzbaren Fra Giovanni da Fiesole war; aber sie konnte nicht begreifen, daß es der sonderbar gekleidete Mensch so fleißig copirte, indem es ihr bedünken wollte, daß es doch gar nicht hübsch, sondern recht steif und närrisch sey. Sie bat also Ironius, ihn zu fragen, und dieser that es.

Der Maler wandte sich um und sah die Umstehenden mit derselben Miene an, wie etwa ein frommer Eremit in der Wüste, den man fragte, warum er die Madonna und das Kruzifix anbete? Darf ich fragen, hub Henry an, von welcher Nation Sie sind? Der Maler antwortete, ich bin ein Deutscher.

Ironius sprach: Sie thun wohl recht gut daran, von den vielen Kunstschätzen in diesen Sälen sich eben dieses Bildchen des frommen Klosterbruders zum Studium auszuwählen. Auch ich verehr' ihn mit kindlicher Liebe und halte das kleine Ding hier, so unscheinbar es ist, für eines der schönsten Bilder von allen.

Ach, rief der Deutsche, nicht blos das, sondern geradezu für das allerschönste!

Aber Raffael's Verklärung —

Was ist sie gegen diesen Fiesole — sehen Sie — doch Sie erlauben, daß ich deutsch rede, denn im italienischen weiß ich mich noch nicht recht auszudrücken, und diese Sprache ermangelt auch der Redensarten, welche allein hinreichend sind, das Ueberschwängliche anzudeuten, welches wir Deutsche in der alten Schule, und besonders in Fiesole finden. Dies ist der wahre Seelenmaler, der Maler der Andacht der Religion. Wie er lebte, so malte er, aus allen seinen Köpfen und Kompositionen erkennt man sein englisches Herz. Die Kunst ist die Dienerin der Religion, beide haben nur einen Gegenstand, das Göttliche, das Unsichtbare, und dieses soll auch der Maler allein darstellen. Das Höchste soll er in uns wecken, ein unsägliches Ahnen und Fühlen, wir sollen uns in seinem Bilde gleichsam der Gottheit angenähert fühlen, seine Figuren müssen darum voll namenloser Demuth und Frömmigkeit, voll unaussprechlicher Hingebung aus der Seele

heraus gemalt werden. Glauben Sie, daß kann man nur ahnen, nicht sagen. Aber der Künstler strebt in heiliger Gluth diesem übersinnlichen Ziel entgegen; ich meine, der wahre Künstler!

Aber Raffaels Verklärung —

Hat vielen Werth und ist doch im Grunde ein künstlerisches Nichts; denn sie ist ohne Religion. Welch' ein moderner, üppiger, lasciver Styl! welche Koketterie! welche sinnliche Formen! Sehen Sie den Herrn an, mit welcher unwürdigen Grazie schwebt er gen Himmel! Nein, da kehr' ich mein Auge wieder voll stiller Sehnsucht Fiesole zu; diese Köpfe sind christlich.

Ja, es ist wahr! aber sagen Sie mir doch, erkennen Sie nicht an, daß die Kunst zu jener Zeit —

O stille, lieber Herr! versündigen Sie sich nicht. Damals war die Kunst in ihrem goldenen Zeitalter —

Aber etwas steif sind doch —

Steif? Gott, welche himmlische, gemüthliche Steifheit! Welche Einfalt! so waren die Menschen im Zustande der Unschuld, vor dem Sündenfalle; so bückten sie sich vor Gott! Das Knie ist dem Menschen nur zum Fußfall vor dem Heiligen gegeben. Diese Steifheit fiesolanischer Frommer ist die Körperform, in die wir uns nach dem Tode verwandeln! Raffael hat in seinen ersten Arbeiten noch ihre himmlische Zartheit, ihre rührende Gemüthlichkeit gefühlt und dargestellt, aber leider ist sein letztes Werk, die Verklärung, ein trauriger Beweis vom Verfall seiner Kunst, und der Kunst überhaupt, die er durch seine unreligiösen, weltlichen, sinnlichen Bilder zu Grunde richtete. So war der Mensch, als ihn die Schlange verführt hatte!

Aber die Madonna von Foligno —

Guter Himmel, welch' ein Frevel, diese eine Madonna zu nennen! — Eine öffentliche Person vielmehr! — O betrachten Sie Giotto's, Masaccio's, Fiesole's Madonnen! Das ist der Charakter der Reinheit, der ewigen Jungfräulichkeit! Dieser Fiesole ist so unbeschreiblich zart und gemüthlich, daß Sie z. B. die Teufel in seiner Hölle gerade zu Heiligenköpfen brauchen könnten.

Indem wandte sich Ironius zu Sir Thomas und sagte: Wenn Sie ein Gemälde wünschen, Verehrter so will ich Ihnen anrathen, diesen Herrn um eine Komposition oder wenigstens um eine Kopie von Fiesole zu bitten. Es ist nur Schade, lieber Herr, setzte er, sich zu dem Deutschen wendend hinzu, daß wir einer Zeit angehören, wo Leben, Kunst und Religion als so verschiedene Dinge erscheinen. Darin stehen wir den Griechen ein wenig nach.

O Sie irren sich, rief der Anbeter Fiesole's, wir dürfen uns mit ihnen messen. Kennen Sie das Klosterleben, kennen Sie die Mönche? O darin liegt noch unendlich mehr Schönheit —

Unsere Engländer hatten keine Geduld mehr, und rannten fort, Ironius nach. Sofort ging's im Fluge durch die Logen, und in den Stanzen Raffaels stimmte man überein, daß man nichts sehe, daß die Säle obscure Löcher seyen.

Der Lord klagte bereits über Müdigkeit, als man in's Museum trat. Der liebe Sohn nahm ihn bei'm Arme und führte ihn langsam den Corridor hinab, indem er sich über die Heirath mit ihm unterhielt, und ihn ersuchte, Partei gegen die Mutter zu nehmen. Ich bin auf ewig unglücklich, theuerster Vater, sagte er, wenn Camilla nicht mein wird. Seyn Sie standhaft und bewahren Sie mir Ihren Beistand gegen die Mutter. Eh' wir nach Neapel abreisen, müssen

wir Gewißheit haben. Die Vermählung feiern wir aber in Abwesenheit der Mutter, um ihr keinen Anstoß zu geben. O Vater, ich beschwöre Sie, bleiben Sie fest; ich will die Mutter heut' noch um ihre Einwilligung befragen.

In solchen Unterhaltungen ging man den Corridor entlang zwischen den Werken alter Sculptur, ohne nur eines zu betrachten. Eben hatte sich Miß Rebecca an die Seite der Mutter begeben und ihr mit Schaamröthe in's Ohr gesagt: O Mutter, es ist gar zu unartig, zu unanständig, sie sind ja Alle nackt! als Ironius auf einen Silen wies, und behauptete, daß das eine der vollkommensten Statuen sey. Der Miß flog Purpur durch das elfenbeinerne Gesichtchen, die Lady hingegen sah ihren Herrn Gemahl an, als wollte sie sagen: du siehst also einem Silen ähnlich!

Die Gesellschaft trat nun in's Belvedere. Henry lief mit dem Vater, sich ununterbrochen über die Angelegenheiten mit ihm besprechend, die ihm so nahe am Herzen lagen, und Rebecca nahm das Verzeichniß wieder zur Hand; man kam in ein Kabinett. Laocoon! rief die Tochter. Aber welche wundersame Irrung! Die Nummern der Statuen waren verwechselt worden, die des Laocoon war auf den Apollo gekommen, und so standen denn unsere kunstliebenden Britten in der That vor dem belvederischen Gotte, in der Meinung, daß er der Laocoon sey.

Ironius konnte freilich ein boshaftes Lachen kaum verbergen. Man lief weiter, kam zum Laocoon und hielt ihn für Apollo nach der Nummer des Katalogs. Unterdessen hatte der Lord einen Sitz gefunden. Henry ging zurück, und suchte die Andern. Da kam er in's Kabinet des Laocoon.

Er betrachtete diese so oft, so allgemein und in so hohem

Grade gepriesene Sculptur eine Zeit lang, und sprach zu sich selbst: Das ist griechische Arbeit! Von diesem Bildhauerwerke spricht man in aller Welt, und Bücher sind voll darüber. Das ist das Non plus ultra von plastischer Kunst! Wie wär' es, wenn ich — o das dünkt mir ein köstlicher origineller Gedanke! — wenn ich meinen und Camilla's Namen ihm auf den Schenkel oder den Unterleib einkritzelte! Ah einzig, so würden wir unsterblich, so würden unsere Namen ewig — dieser Marmor würd' uns gleichsam ein Denkmal unserer Liebe!

Gesagt, gethan! rief er aus, griff nach einem Taschenmesserchen, sah sich um, ob niemand komme, und wollte eben das H seines Namens auf's Knice des Laocoon eingraben, als einer der Custoden mit einem Mordlärmen auf ihn zustürzte, ihm bei'm Arm faßte und der Wache rief.

Henry wußte nicht, wie ihm geschah. Es währte kaum Momente, als zwei Schweizertrabanten hereinstürzten und ihm befahlen, ihnen zu folgen. Der gute Britte, der noch halb mit dem Gedanken beschäftigt war, sich unsterblich zu machen, starrte die Wache sprachlos an, während der Custode die wildesten Flüche ausstieß. Es half kein Widersetzen, Henry wurde vorn am Rock gepackt, als er nicht folgen wollte; der Lärm zog die Fremden von allen Seiten herbei, und Alles rief voll Erstaunen: Den Namen in den Laocoon einkritzeln! Das ist ja unglaublich!

Jetzt wurden auch unsere Britten herbeigelockt. Welch' ein panischer Schrecken, als sie den Sohn mitten unter Soldaten und Custoden, unter dem Gespötte einer Menge von Fremden sahen. Der Onkel Kapitän verlangte, daß man ihn sogleich losgebe, stellte den Hut auf den Boden und machte sich bereit, mit dem Custode zu boxen, aber die Trabanten kümmerten sich nicht um ihn, sondern schleppten das

unglückliche Opfer englischer Kuriosität den Corridor hinab und hinaus aus dem Museum.

Unsere bekümmerte Familie folgte nach. Mutter und Tochter jammerten. Henry wurde in die Wachtstube geführt. Man gab sogleich dem Maggiordomo Nachricht, und Ironius sagte jetzt zum Lord und zum Onkel: Liebe Herren! jetzt nur kein Geld gespart, sonst geht's zu schlimmen Häusern. Ueberlassen Sie Alles mir!

Um Gotteswillen! rief die Mutter. — Geld? Geld? schrie der Onkel Capitän; wem denn Geld? —

Allen, Allen, lieber Herr! dem Maggiordomo, dem Monsignor Segretario, dem Custode, dem Thürhüter — Allen, sonst bleibt unser Henry sitzen, bis er grau wird.

Der Lord griff nach dem Beutel. — Aber wie viel denn? fragte der Onkel. — Lassen Sie mich gewähren, antwortete Ironius; Gott weiß wie viel! Nun ist's Zeit, daß wir uns umthun.

Ironius suchte den Monsignor Segretario auf, und drückte ihm augenblicklich fünf spanische Doppien in die Hand, indem er ihn bat, die Sache vor dem Maggiordomo zu verbergen. Der Violettstrumpf schmunzelte das schöne Gold an, und versprach Alles.

Es wurde nun auch noch der Custode, die Wache, kurz Alles bestochen, was hinderlich seyn konnte, und unser arme Henry wurde nach zweistündiger Gefangenschaft, vermittelst einer beträchtlichen Summe, wieder frei.

VII.

Kaum war man zu Hause angekommen, und hatte sich von dem Schrecken einigermaßen erholt, in den Henry's verwegener Originalgedanke und die barschen Schweizertrabanten die ganze Familie versetzt hatten, als man sich entschloß, heut' Abend ein Theater zu besuchen, und zwar, wie die Lady wollte, das eigentliche römische Nationaltheater. Ironius erbot sich sogleich, sie in dasselbe zu führen, und man fuhr abermals ab, Rebecca nicht ohne ein Buch, um sich darin mit Lesen zu vergnügen. Der Onkel, der Lord und Henry blieben zurück, und Ironius und Sir Thomas begleiteten die Damen.

Aber was that der Schalk Ironius! Unglückliche Brittinnen, er führte euch in's Nationaltheater, auf den Platz Navona, zu den Burattini, in's Theater der Stinker, Schwarzbäuche, Obsthändler, Stiefelputzer, Eckfaullenzer und Kuppler! Man erstaunte schon über den geringen Eintrittspreis von zwei Bajocci, aber wie sahen sich die beiden Damen an, als sie in das schwarze, schmutzige Mörderloch eintraten! Noch nie hatte die junge Lady auf ihren großen Reisen einen so scheußlichen Roßstall gesehen, der Boden war gepflastert und so überfüllt von Unrath, als der Platz Navona. Eine einzige Laterne hing oben an der Gallerie. Und welch' ein Publikum! Gott, rief Rebecca, es regnet, und wir sind ohne Regenschirm? Aber Ironius machte sie auf die Täuschung aufmerksam, indem er sie überzeugte, daß dies gewöhnliche Geräusch nichts anders als das Knistern und Rauschen der Kastanien sey, welche das gesammte Publikum fraß. Auch nicht ein Mund war ohne Arbeit zu sehen; die

Obstverkäufer schrieen wie auf dem Markte, man warf sich mit Kastanienschaalen, man sang und pfiff, man lachte und balgte sich, und was für die zarten, englischen Nerven am empfindlichsten seyn mußte, man stank über alle Beschreibung. Lauter schwarze, halbnackte, bärtige Kerle; wilde, muthwillige Gassenbuben mit spitzen Hüten; wohlbeleibte Minenti, ohne Wams, mit bloßer Brust; hübsche tolle Mädchen und Weiber, Alle Kastanien kauend, das bildete insgesammt ein Publikum, wie unsere Brittinnen noch keines gesehen.

Um des Himmelswillen, rief die Lady, wohin haben Sie uns geführt, Herr Ironius? — Das ist ja entsetzlich, das riecht ja, wie in einem Affenstalle. — Das ist das römische Volkstheater, antwortete dieser, wohin Sie zu gehen verlangten. — Auch die Schuhputzer, Limonienhändler, Eselstreiber und Lastträger haben ihr Vergnügen, haben ihre Boccabadati, und Sie werden, wenn nur erst der Vorhang aufgeht, die romantischen Ritterstücke und Marionetten bewundern —

Marionetten? schrie die Lady, Marionetten? — Und der Pulcinella noch dazu, antwortete Ironius; hören Sie, wie diese nackten Kerle fressen und schreien, wie sie sich lustig machen um ihren Bajocc!

Indem flog eine Kastanienschale gerade der Lady in's Gesicht, so daß sie vor Schrecken aufschrie: Um Gotteswillen, wo sind wir! was ist das für ein Volk, für ein Theater!

O Mutter, rief Rebecca, ein Riechfläschchen hervorziehend, das riecht ja wie in der Hölle — hier ist die Pest zu Hause! Lassen Sie uns fliehen — mir wird übel. —

Der Irländer brachte die Schnupftabaksdose nicht von der Nase, und die Schwarzbäuche griffen ungescheut nach ihr, ein Dutzend rauher, schmutziger Finger verlangte eine Prise.

Jetzt begann das Musikchor, welches aus vier zerlumpten Taugenichtsen bestand, und nun sang und pfiff zumal das ganze Theaterpersonale zusammen, so daß es unseren Engländerinnen in den Ohren sauste.

Der Irländer schwitzte, daß ihm das Wasser auf der Stirne stand — und er seufzte gegen Ironius hin: Ich — ich erſticke —

Aber, antwortete dieser, das ist doch ein hübsches Theaterchen —

O hübsch, stöhnte Sir Thomas, ganz hübsch, außerordentlich hüsch! Er konnte nicht weiter; da rief die Lady — Lassen Sie uns hinaus, ich bin des Todes — o Rebecca, deinen Spiritus!

Wirklich sank sie auch zurück auf eine Bank, denn der fürchterliche Qualm dieses Theaterpöbels hatte pestilenzialisch auf ihre Nerven gewirkt.

Es entstand ein wildes Geräusch um sie her, man stieg auf die Bänke, man drängte sich ihr nahe, der Vorhang ging auf, niemand sah auf die Bühne, Alles betrachtete nur die ohnmächtige Dame.

Sir Thomas jammerte, und Ironius eilte hinaus; die Tochter hob ihr das Fläschchen an die Nase, Jener stürzte mit Wasser herein, das Volk schrie den Marionetten zu: Stille, stille! man ist ohnmächtig geworden! Andere trommelten mit den Füßen, wieder Andere klatschten und pfiffen, kurz es war ein entsetzliches Getümmel; die Marionetten mußten abtreten, und es währte eine halbe Viertelstunde, bis die arme Lady zu sich kam und in den Wagen gebracht werden konnte. Sir Thomas dachte an seine Noth in dem Knopf der Peterskirche, und Rebecca sagte, daß sie nun einen Begriff vom ächten Höllengestank habe. Von diesem Abend an hatte

Ironius freilich die Gunst der alten und jungen Lady verloren, denn die beiden Damen fanden den folgenden Morgen ihre Kleider noch so übelriechend, daß sie dieselben nicht mehr tragen konnten, sondern verschenken wollten. Der Onkel Kapitän lachte, und meinte, daß das ein Theater gerade für das italienische Volk sey, und der Lord schätzte sich glücklich, daß er unterdessen zu Hause die Times gelesen.

Sir Thomas trippelte nach Hause, zufrieden, daß er ungefährdet davon gekommen, und fand Rosa diesen Abend gar freundlich. Am andern Morgen saß er eben bei'm Frühstück, welches aus vier Eiern, einem Beafsteak, einer guten Portion Schinken und einem Fiasco Orvietowein bestand, ein Dejeuner, mit dem er schon zwei Stündchen bis zum Mittagsmahl warten konnte, als die hübsche Minente schon an die Thüre klopfte.

Das artige, gute Kind! Es bracht' ihm die schönsten Rosen von der Welt, und eine steckte ihm selbst am Busen, so recht voll und wild und wollüstig aufgeblüht, wie dieser. Sir Thomas schluckte vor Freude ein unmäßig großes Stück Beafsteak hinunter, und rief, sich heftig räuspernd: Ach schön, ganz schön, das ist außerordentlich schön!

Jetzt that er freundlich mit dem Mädchen, das ihm eine Weile den Kopf voll schwatzte, und endlich sagt' es, indem es die Haare schlichtete, und ihren langen, üppigen Wuchs zeigte: Ach ja, wenn ich ihn nur hätte!

Was seufzest du denn, liebe Rosette? fragte der liebetrunkene Irländer.

Ja daß wir auch so arm sind! In zwei Monaten kommt der October, und da muß man doch an dem Monte Testaccio hinausfahren, und Donnerstags und Sonntags den

Saltarello tanzen! Und meine Freundinnen haben alle so einen Kamm!

Was für einen Kamm denn? —

Ei nun, wie wir Minente ihn tragen; er ist aber theuer, und ich kann mir nicht so viel verdienen, niemand nimmt sich meiner an, und ich habe keinen Liebsten, der mir einen Haarschmuck kaufe.

Jetzt merkte Sir Thomas, der in solchen Dingen nicht ohne Sagacität war, ziemlich deutlich, worauf dies Gespräch hinaus wollte; er sah deshalb die Rosen an, und sagte: Ach welche schöne Blumen, außerordentlich schön! aber die schönste Rose bist doch du!

Da sprang die Römerin auf den alten Herrn zu, fuhr ihm mit der Hand über die Kupferwangen, so daß ihm's durch die Nerven rieselte, und rief: O lieber Herr Thomas, wollen Sie mir den Kamm kaufen?

Ich? antwortete dieser verlegen, ich? wie kommst du denn auf mich?

Ach Sie sind ja so gut, so reich, so fromm, und ein so trefflicher Christ, Sie kaufen mir ihn gewiß, und zwar heute noch, denn morgen könnt' er ja schon weg seyn!

Du bist ein närrisches Ding, versetzte Sir Thomas, sich die Haare mit den Fingern lüftend. Aber was willst du mir denn dafür geben? setzte er mit blinzelnden Aeuglein hinzu, indem er über seine pfiffige Frage lächelte.

Alles, was ich kann, lieber, guter Herr Thomas! und nun fing sie an, mit jener unwiderstehlichen Beredtsamkeit einer Italienerin einen solchen Schwall von Bitten und Vorstellungen über den armen Irländer herstürmen zu lassen, daß er endlich sagte: Nun, was kostet er denn?

Nur zehn Piaster. —

Zehn Piaster? fiel er erschrocken ein. Bist du des Teufels, Mädchen? Das ist ja doch gar zu viel!

Aber sie sind ja so lieb! begann die Italienerin wieder schmeichelnd und liebkosend. Sir Thomas schüttelte bedenklich den Kopf; aber wie konnt' er widerstehen? Er gab die zehn Scudi her, und nun hub das Mädchen an zu lachen und zu tanzen, sie küßt' ihm die Hand, und als er sie fassen wollte, um ihr den Mund zu küssen, flog sie davon, indem sie rief: O wie seyd Ihr ein himmlischer, unvergleichlicher Herr!

Auch Henry hatte diesen Morgen ein zärtliches Abenteuer. Er ging, seine Camilla zu besuchen. Die verhängnißvolle Geschichte im Belvedere des Vatikan verschwieg er weislich, aber er versicherte der Braut, daß er heute mit der Mutter sprechen, daß am Fest St. Peter und Paul ihr Verlöbniß statt finden werde, und daß auch seine Schwester an jenem Tage ihren Bräutigam erwarte.

Welch' einen sehr hübschen Shawl, Signor Enrico, begann Camilla, haben Sie mir gestern geschickt! Den soll ich wohl am Brauttage anlegen? Ich bin ihnen sehr dankbar, Signor Enrico.

Aber warum denn, liebe, theure Camilla, diesen fremden Titel! warum denn nie ein Wort der Liebe —

Sieh' da, schon wieder eine Wunderlichkeit! Soll ich Sie denn jetzt schon Herr Gemahl nennen, ehe Sie es wirklich sind, ehe nur die Frau Mama einstimmt? Und wird sie's denn auch? Sie muß sich doch gar tief herunterlassen, und die Miß Rebecca, nein, sie wird nie einwilligen, eine solche Schwägerin zu haben!

Camilla, lassen Sie mich die Grillen meiner Mutter nicht entgelten, Sie wissen, wie ich denke, wie ich fühle; meine Mutter findet nicht in der Person, nur in der Nation —

Ah, Sie sind ein nachsichtiger Herr! die Nation nur setzt sie an mir aus! Also weil ich nicht englisch rede?

Sie hat nun einmal dies Vorurtheil, nur das Englische gut zu finden, aber es stünde bei Ihnen, sie umzustimmen —

Wenn ich etwa dies „what, what, what" lernte? O wir armen Römerinnen! Aber warum lernen diese Damen denn unsere Sprache?

Sie ist leicht, ist im Spielen zu lernen —

Leicht, Signor Enrico? und doch haben Sie noch nicht einmal ein A aussprechen gelernt —

Camilla, wenn Sie nicht zu stolz wären, wenn Sie Ihr Selbstgefühl nicht zu lebhaft an Ihre Vorzüge erinnerte; ein wenig Rücksicht gegen die Lady, gegen meine Schwester könnte Alles ausgleichen —

Er wollte fortfahren, als es klopfte. Camilla öffnete, und erschrak ein wenig. Es stand ein Limonienhändler vor der Thüre, ein junger, schwarzlockiger, bildschöner Bursche, der in zwei großen Körben seine goldenen Südfrüchte anbot.

Camilla's Angesicht färbte sich, ihr Feuerauge strahlte wilder, sie näherte sich mit einem heißglühenden Gesicht dem Burschen, und fragte nach dem Preise. Der Mensch forderte einen Paul, und Camilla brach in ein schallendes Gelächter aus!

Sie schwang sich im Kreise, als wenn sie außer sich wäre, und der Limonienjunge wandte sich nun an Henry, indem er ihm seine Waare anbot. Dieser, entschlossen, beide Körbe zu nehmen, fragte ebenfalls nach dem Preise, und erhielt zur Antwort: Zwei Paul.

Camilla schlug die Hände zusammen. Und warum diesem Herrn das Doppelte? rief sie.

Ei, antwortete dieser in reinem italienisch, er ist ein Engländer, und Ihr, schöne Dame, seyd eine Römerin!

Hören Sie's, rief Camilla mit brennenden Augen, wie er galant ist! Zahlen Sie schnell. — Wie gefällt Ihnen dieser Junge?

Henry schaute ihn an, und sagte: Er scheint so unverschämt zu seyn, als Alle seinesgleichen.

Was? schrie der Italiener, beide Körbe niederlassend, was meint Ihr? Unverschämt? Das mir?

Damit stellte er sich, wie wüthend, in schlagfertiger Bewegung vor den erschrockenen Henry hin, und ein Sanguinaccio di Dio, ein Accidenti und Corpo del Diabolo wurde nach dem andern abgeflucht. Camilla flammte vor Gelächter, und Henry, der sich schämte, fragte kleinmüthig: Und was verlangt Ihr für die beiden Körbe?

Neun Piaster, rief der Limonienhändler. Henry griff in den Beutel, und gab sie.

Gott sey uns gnädig, das heißt bezahlt! rief die Mognaschi, das Angesicht mit dem Sacktuch bedeckend, und sich die überquellenden Augen trocknend.

Der Italiener steckte das Geld ein, und ging. Aber Camilla flog ihm mit den Zitronenkörben nach, und ließ den Engländer allein. Himmel flüsterte sie außen, was bist du für ein Schelm, wie bist du lieb in dieser Tracht, mein Herz, meine Seele! und damit schlang sie in aller Schnelligkeit die schönen Arme um ihn, und der Limonienhändler lag an ihrem Busen, und wurde mit Inbrunst geküßt.

Florindo lachte; aber die Geliebte bedeckt ihm den Mund mit ihren Lippen, und sagte: Komm wieder so! Lebe wohl, mein Alles, lebe wohl!

Armer betrogener Britte! du stehst unterdessen am Fenster

und nagst an deinen Fingern, und ahnest nicht, wie theuer dir diese Limonien zu stehen kommen! Du geizest nach einem Blick aus dem Sternenauge dieser Mognaschi, und ein Zitronenhändler schlürft die höchste Wollust von ihren Lippen! Dein höchstes Trachten ist, diese spröde Diana dereinst zu besiegen, und du ahnest nicht, welch' Schicksal sie dir bereitet! O welche Zukunft, welche unvermeidliche Gefahren für dich! Welch' ein Unglück, wenn du's durchsetzest, diese Römerin in's Brautgemach zu führen! Ja, das ist das Land, wo die Zitronen blühn, aber nur nicht für Engländer!

Nein, rief Camilla hereintretend, Sie haben zu viel gegeben! Ich glaube fast, der Schelm wird sie verlachen! Aber so ist's, die Engländer verderben unser Volk! Wissen Sie das Geschichtchen von dem florentinischen Hunde?

Nein, antwortete Henry unmuthig.

Denken Sie, einer Ihrer Landsleute kaufte einmal in Florenz einen Hund um einen übermäßig großen Preis, und reiste nach Rom. Nun glaubte der dumme Toscaner, daß man in Rom noch mehr solcher Engländer finde, kaufte einen großen Rudel Bestien zusammen, und zog damit hierher. Von Morgens bis Abends lief er durch die Straßen, trieb die Hunde zusammengebunden vor sich her, und schrie wie besessen Chani! Chani! Chani! *) Aber es fanden sich keine Käufer und er mußte die Thiere spottwohlfeil hergeben, und diese florentinische Hunderace, sagen sie, hat sich noch bis heute in Rom fortgepflanzt.

Henry fand sich durch diese Erzählung nicht sehr geschmeichelt und ging mißmuthig fort.

Nun hatte er noch einen Besuch bei einem berühmten englischen Maler zu machen, von dem man sich in ganz Rom,

*) Florentinische Aussprache für Cani.

besonders in den Schenken der deutschen Künstler, die seltsamsten Dinge erzählte.

Schon in's vierzehnte Jahr malte dieser Mann an einem ungeheuern Bilde und wurde dafür von einem Lord pensionirt. Du Glücklicher, Ueberglücklicher, sagte mancher Nachkomme Teut's, wie hast du so gut leben! Wie ärmlich versorgt uns das Vaterland! Wir müssen uns plagen, wie müssen wir borgen und schwitzen, bis eine kleine Pension von hundert Thalern durch die Porta del Popolo hereinkömmt! Was ist unser Vergnügen? Kaum gelingt es uns, die wenigen Bajocce für den Custode aufzubringen, wenn wir Raffael und Titian, Domenichino und Caracci, Caravaggio und Guercino, ach und gar unsern allverehrten Fiesole betrachten wollen! Unser Vergnügen besteht in den schwermüthigen Spaziergängen durch die Ruinen der sieben Hügel in einer Pfeife Tabak und in einer frugalen Mahlzeit! Während du bei Franz oder in dem trefflichen Hermelin speisest, sitzen wir in der finstern Höhle der Chiavica, die jeder honette Römer flieht, und sind froh, daß man uns dort nur ein Paar Monate borgt! Unser Ausflug geht nach Albano und Frascati, wo wir um fünf Paul des Tages leben können, während du nach Neapel fliegst, den Vesuv besteigst und die Paradiese von Sorrent, Capri und Ischia durchschwärmst! Uns achtet der Römer wenig oder nicht; Tedesco, sagt er, und zuckt mitleidig die Schultern, und setzt vielleicht ein verächtliches Poverello! hinzu. Wer armselig gekleidet geht, den nennt man hier zu Lande einen Deutschen, und man bezeichnet uns nur mit dem vertrackten „Frosch,“ und „Trink' es Wein!“ Du bist Inglese! und schon bei'm Klange dieses Namens, fliegen Camerieri, Facchinen, Lohnbediente, Ciceroni und Ruffiane herbei.

Der englische Maler konnte wirklich auch von Glück sagen. Seine Pension hätte für ein Dutzend Deutsche hingereicht!, und er malte wie gesagt, schon im vierzehnten Jahre an dem Bilde, wodurch er sein Genie beurkunden sollte. Da er ein Pferd darin anzubringen hatte, so wollt' er's auch mit profunder anatomischer Gelehrsamkeit thun. Was beginnt er? Er kaufte sich ein schönes, stattliches Thier, erstach es und hängte es in seiner Werkstatt auf! So arbeitete er Tagelang nach dem Modell. Allein es war eben Augusthitze, und so verbreitete sich denn bald ein so pestilenzialischer Gestank durch's ganze Haus und in der Nachbarschaft umher, daß man ihm obrigkeitlich befahl, das Aas fortzuschaffen.

Henry bewunderte das Bild, das wohl an die funfzig lebensgroße Figuren zählte, und Gott den Vater, sammt allen Engeln und Erzengeln, Joseph, Maria und das Christkind, auch den Riesen Goliath in den letzten Zügen, als Sinnbild des Untergangs aller Feinde des davidischen Geschlechtes, darstellte.

Er erinnerte sich dabei an die baldige Abreise und erschrak, als er daran dachte, daß er noch nichts an Gemälden, Kupferstichen, Alterthümern, Gemmen, Cameen und dergleichen Merkwürdigkeiten eingekauft. Er nahm's sich für morgen vor und schied. Als er auf die Straße trat, redete ihn ein wohlgekleideter junger Mann an, und fragte ihn, ob er kein weibliches Modell nöthig habe? Jung, schön, blond, schlank, sagte Ruffian; sie wird Ihnen gefallen! Sie ist mein Weib!

Henry sah ihn starr an und befand sich in Verlegenheit. Er erröthete und sah sich mit ängstlicher Freude endlich einmal einem rechten Rendezvous nahe. Er vermochte nicht zu widerstehen, und fragte stotternd, wo sich denn die Schöne befinde?

Der Ruffian antwortete: Zu Hause, lieber Herr! Wollen Sie so gütig seyn und mich begleiten?

Unser armer Henry befand sich, wie Herkules, am Scheidewege. Aber nein, sprach er zu sich selbst, noch hab' ich ja die schöne Verführerin nicht gesehen! Erst dann, wenn die Hülle sinkt, dann ist's Zeit, die Hand der Tugend zu ergreifen und die Augen von dem Reiz der Sünde wegzuwenden. Und was ist denn daran? Warum rühmen wir uns, das Ideal aller weiblichen Schönheit, die medizeische Venus, warum die Göttin der Wollust von Titian's Pinsel gesehen zu haben? Und die lebendige, warme Natur sollten wir fliehen?

Unser Henry sophistisirte sich jeden moralischen Scrupel weg, und zu der natürlichen Lüsternheit, die wir bei jungen, unerfahrenen Menschen finden, gesellte sich noch die Hoffnung, hier endlich einmal ein ganz originelles Abenteuer zu bestehen?

Kurz, er folgte, um sich auch durch den Augenschein zu überzeugen, daß jener Williams, der ihm so viel von der Verdorbenheit römischer Ehen erzählte, vollkommen Recht habe. Der ehrbare Ehemann führte ihn auf den Monte Pincio, und dem guten, unschuldigen Jungen fing das Herz an ungestümer zu wallen.

Man trat in ein enges Gäßchen, in ein dunkles Haus; Henry schwankt' es vor dem Auge, wunderbare Bilder umgaukelten ihn.

Man klopft' an eine Thür, man rief, man öffnete, und Henry sah ein zartes, bleiches, anmuthiges Geschöpf vor sich, dem die blonden Haare aufgelöst über den Nacken hingen, in dessen matten Augen die Folgen der Ausschweifungen nur allzu sichtbar waren.

Henry befand sich in äußerster Verlegenheit. Aber wie erstaunte er, als er — wer hätte sich auch das eingebildet? — die Büste seines Freundes William, des bekannten Engländers vom Gallinaccio, des Eroberers einer römischen Tugend, des einzigen Besitzers ihrer Reize, auf einem Tische stehen sah!

Also das ist seine Getreue, das ist seine Angebetete! Ja, dachte er, hier ist die Eroberung leicht; du hast zum zweitenmal einen Gallinaccio gekauft, als einen raren Vogel, und so laufen sie doch in Rom auf der Straße herum. Damit lief er davon.

Ende der ersten Abtheilung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waiblinger, Wilhelm,

Wilh. Waiblingers gesammelte Werke mit des Dichters Leben

Bd.: 1

1842

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.849(1#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723088-7